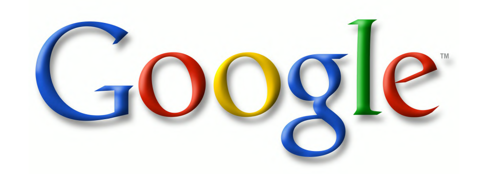
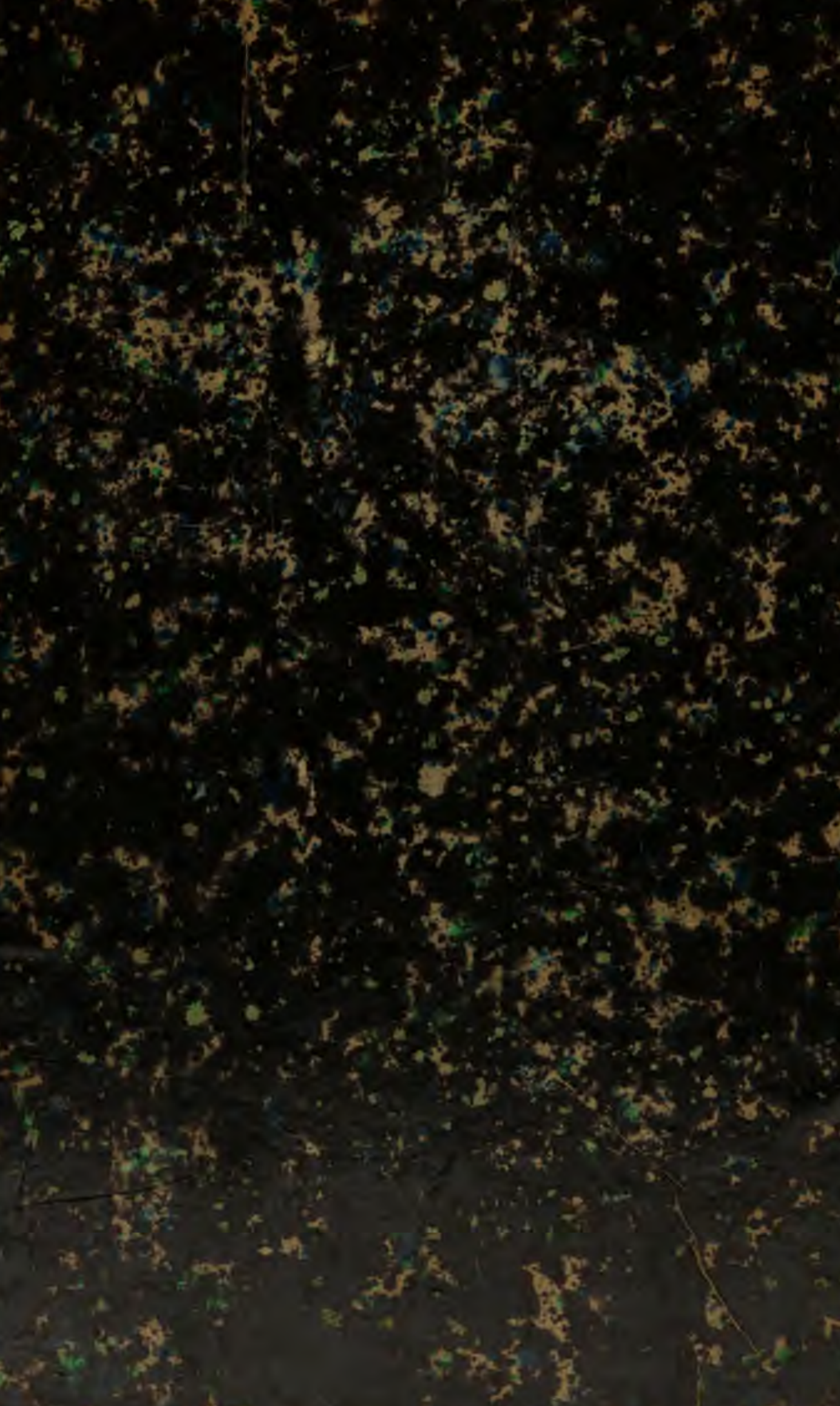
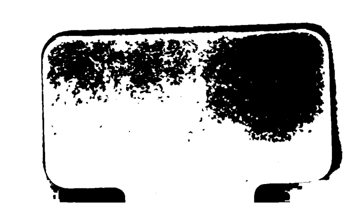




Bd II Heft 2, pag. 61 Voltaire







Die Wage

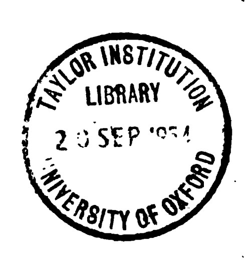
Eine Zeitschrift für Bürgerleben Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Erstes Heft.

Frankfurt am Main, 1818.
In der Hermannschen Buchhandlung.

Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von 24 Bogen, beträgt 3 fl. 45 kr. Im Auslande wird sie durch die Fürstlich-Thurn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptspedition übernommen hat, und durch die Hermannsche Buchhandlung daselbst bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Bestellungen von diesem selbst, im Johanniterhof auf der Fahrgasse, angenommen.



I.

Einleitung.

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen, eine neue Zeitschrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigste Leser nicht, wenn er ein Deutscher ist. Denn diesem erscheint das lange Aussprechen über vaterländische Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines gesunden freien Geistes, sondern als das Stöhnen einer beengten Brust, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich ist. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältnisse überziehen, dünken dem Deutschen nur der Schimmel zu seyn der sich unsern verdorbenen Einrichtungen angesetzt hat und die als Werk der Fäulniß seine Trauer erregen. Den Lesern solcher Gesinnung ihren Wahn zu entziehen, als solle eine Zeitschrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk selbst, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt, — dieses zu thun wird ein Bestreben dieser Blätter seyn. — Aber es giebt auch Andersdenkende, welche die Lust und Würde des freien Wortes besser erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachsen sehen, weil deren nur wenige, von der breiten staubigen Landstraße abweichend, durch anmuthigere Pfade ziehen, und die

Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wann die auf einem Wege, aber nach entgegengesetzter Richtung Wandernden sich begegnen und mit den Köpfen aneinander stoßen. Mit diesen letztern möchte ich mich sogleich verständigen und darzuthun suchen, daß eine Zeitschrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge als die Vermehrung der schon bestehenden, dennoch von Ersprieslichkeit sey.

Und wahrlich so ist es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch sie große und mannichfaltige Kräfte sich verkünden, so zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtausche der Gedanken, wenn ihrer freien und schnellen Mittheilung viele Wege offen stehen.

Wenn ein Zeitschriftsteller auch nur der Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er ist mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich ist, um an der Quelle der Wahrheit für den Durst des Augenblicks zu schöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wissenschaft durch mühsame Forschung aus der Tiefe des menschlichen Geistes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberühret, dem Besitzer ohne Lust und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und so geschieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfnissen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wissen ist nicht mehr als das Metall, womit sich das Leben bezahlt; für sich ungeniesbar giebt es nur Anweisung auf Genuß, und erst durch Hingeben empfängt man seinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geist in großen Werken niedergelegt, sind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfnisse der Unbemittelten damit zu vergelten. Diese Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wissen.

Die Zeitschriften sind es, welche diese Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt unterhalten sie den Wech-

selverkehr zwischen Lehre und Ausübung. Nur sie führen die Wissenschaft ins Leben ein, und das Leben zur Wissenschaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgesinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingestehen, daß Zeitschriften, so wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimischung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, ist mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermischt ausgebreitet, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an ein Vorurtheil sich knüpft, so wird doch endlich das Untaugliche zu Boden sinken, und das Gute allein sich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutschen sich nur an einem ungebührlichen Hasse gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die schöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der schmutzige Schwamm der sie erzeugte, schon längst verglommen ist?

Im deutschen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche die dem müden Menschen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speise gab, und die Kunst war eine Blumenflur, die nur das Aug ergötzte. Reicher an Quellen des Wissens ist wohl kein anderes Land, und dennoch dürstet das Volk; denn die Wünschelruthe, welche jene zu Tag bringt, ist in den Händen der schuldbewußten Furchtsamen, die in den sturmbewegten Wellen, welche das schlechtgesteuerte Schiff verschlingen, und in dem Labetrunke im Becher, nur die anverwandten Wassertropfen sehen. Wenn Kinder glücklich sind, die im engen Gehäuse der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich ist, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er sie nicht sieht; wenn der Buchgelehrte glücklich ist, den in seinem Treibhause der Wissenschaft, die kalte frische Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutschen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich ist, der alle Kräfte, die er in sich fühlt, gebrauchen und

in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menschen immer den Blick richten und wenn es Zeit ist auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich ist, der wie in einer Uhrwerkstätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — so waren es die Deutschen auch nicht.

Sie sind auf dem Wege es zu werden. Für wen die Geschichte arbeitet, weiß keiner vorher zu sagen, aber wer am meisten dabei gewann für den hat sie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben als unser Vaterland, das am meisten zu erwerben hatte, weil es am wenigsten besaß?

Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten, und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dies ist vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, als wenn sie ewig lebten, und mißtrauen ihrer eigenen Kraft, als wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt so vieles Gute in Worten wie in Thaten.

Zu jenem Dienste sind noch lange nicht genug berufen, und doch ist so vieles daran gelegen, daß die Zeitschriften sich vermehren; ja oft wäre zu wünschen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verlohren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viel, und die Berichte des Geschehenen nicht zu häufig werden. Die Entwickelungsstufe über welche jetzt die Menschheit schreitet, bringt Verborgenes hervor, das sich schnell wieder bedeckt, sobald die Stufe erstiegen ist, und erst nach Jahrhunderten des Stillstandes, wenn das Menschengeschlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erscheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, seine Geheimnisse hervorspringen, und in den Erscheinungen der Krankheit sich uns die Gesetze des Wohlbefindens offenbaren, so müssen wir an den Gebrechen dieser Zeit, die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um

den innern Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen, schnell, ehe sie sich schließen, durch ihre offnen Wunden sehen.

Die Wage als ein Tagebuch der Zeit, soll nichts unbedacht lassen, was die Theilnahme der Verständigen und Gefühlvollen besitzt oder verdient. Sie wird besprechen: das bürgerliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des ersten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten, vermag für sich allein die Menschheit zu beseligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das ist's, was das gegenwärtige Geschlecht, an Glück und Bedeutung über das Vergangne erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Lust und Lust nicht mehr so feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feyerkleid des fröhlichen Menschen, und das Hausgewand des ruhenden Vaters seyn darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Alterthums, uns der Meinung unterworfen haben, daß das menschliche Daseyn zur Knechtarbeit bestimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens sey, daß wir nur genießen um zur Entbehrung neue Kräfte zu sammeln, der Zukunft jede Gegenwart opfern, und dieses bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher alle dieser Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu sagen wäre gefährlich, und fruchtlos ist's, wo man sich verständlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, seitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erscheint, ist uns das Heilige zum Spiel herabgesunken.

Die Kunst, welche das Geschöpf zum Schöpfer erhebend, und indem sie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Wesen die sie beseelt, Unsterblichkeit giebt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit, schon längst sich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden besaßen, hatten sie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter, in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben sich entfaltete, und die

Nacht des Wissens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Mahler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß, und öffentliches Leben und Mahlerkunst da gedeihen, wo Philosophie mit dem Glauben kämpft? — In der Tonkunst thun die Deutschen Meister allen übrigen Völkern es zuvor. Den Verstand der Franzosen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, ist die deutsche Musik plastisch und mahlerisch, Geist und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genusse nicht dem Himmel um der Erde willen zu entsagen. Könnten die Deutschen in Tönen reden und nach diesen Worten auch handeln, sie wären das erste aller Völker, und würden vielleicht sich selbst achten. Da Werke auch verschiedener Künste wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darstellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinschaftliche Streben Aller ist, so mag die deutsche Tonkunst ihren Mozart, kühn an die Seite Raphael's, und Shakespear's stellen.

Diesen Künsten soll in der Wage ein Platz angewiesen werden, welcher der Würde, die sie im öffentlichen Leben der Deutschen genießen, angemessen ist.

Die Schauspielkunst zeigt jetzt in Deutschland einen raschen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nacheilend, verdient sie eine hohe Aufmerksamkeit. Deren Gänge und Halte wird diese Zeitschrift nie aus dem Blicke verlieren. Es ist nicht blos der Kunstsinn und das Gefühl für's Schöne, die sich an der Beurtheilung dramatischer Werke und ihrer Darstellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Theilnahme fesseln. Das stehende Schauspiel eines Orts ist selten besser, nie schlechter als die Zuhörer darin, und so wird es die höflichste Art einer lieben Bürgerschaft überall zu sagen was an ihr sey, daß man über ihre Bühne spreche.

Die Wissenschaft, dieses Meer wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küstenstriche der menschli-

chen Wohnstätten bespült, und das große Festland trocken gelassen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unserer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Wasserzungen in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean selbst haben fruchtbare Inseln sich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutsche Wissenschaft glich auch darin dem Meere, daß sie gesalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unsern vielen Nöthen, die Destillation des Meerwassers für den Trank etwas erlernt, und seitdem sind unsere Fahrten fröhlicher geworden. Man sagt, die Wissenschaft in Deutschland habe an Tiefe verloren; es mag seyn, aber sie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrsamkeit der Kunstgärtnerei zieht den Blick nicht so heiter an als eine ins Freie gepflanzte Wissenschaft, durch deren Zweige der frische Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichnisse, ersieht man mit Freude, wie der vaterländische Sinn immer mehr und mehr heranwachse, und selbst die entferntesten Wissenschaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unserer Zeitschrift sollen die vorzüglichsten Werke der vaterländischen Wissenschaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einseitigkeit der Kritik sich geltend machen könne, wird man die Aussprüche von Männern verschiedenartiger Ansichten, zu erlangen suchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verschiedenen Kräfte der menschlichen Natur sich vermählen und fruchtbar werden, wird unser Blick und Sinn, wie die Zeit selbst es thut am häufigsten gerichtet seyn. Hätten die, welche alle Macht besaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht so lange verwehrt, dann wäre dieser gesunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen sie denn ihre unbeschreibliche Angst, als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philosophen hatten das Menschengeschöpf ganz drollig in ein dreistöckiges Haus abgetheilt, und

Staatsbaumeister diesen willkommenen Plan schnell und schadenfroh ausgeführt. Unten solle das Vieh wohnen, über ihm der Mensch, nächst dem Dache der Bürger. Diese verschiedenen Bewohner Eines Hauses lebten lange in stiller Feindschaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeschoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm sich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke versteckte sich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die schlaue, immer wache und lauernde Zwingherrschaft benutzte diesen Streit, um jeden allein nach seiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab sie zu essen oder machte es durch Hunger zahm; den Menschen umhüllte sie mit den Wolken des Aberglaubens, diese für den Himmel erklärend; den Bürger schreckte sie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, blos weil jeder einzelne Mensch mit sich selbst zerfallen war. Da geschah es zu unsrer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauses Feuer ausbrach, und dessen Erdgeschoß durch Ueberschwemmungen litt. Die Zerstörung des Gebäudes unten und oben nöthigten nun das Thier und den Bürger zum Menschen ihre Zuflucht zu nehmen, und seitdem wohnen sie zum Aerger der Bösen friedlich in einer Stube beisammen.

Der Zwist der Hausgenossen ist geschlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieser Kampf wird nur gefährlich wenn er dafür geachtet wird: es ist sonst nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich besänftigt fortfließen ist in der Ordnung der Dinge, und besser ist's, daß die überspannten Gemüther durch mäßige Anstrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abspannung überspringen.

Wie die Zeitschriftsteller diesen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens, zu beobachten, und seinen abwechselnden Erfolg zu berichten hätten, darüber ist

mehr gesprochen als gedacht worden. Eine falsche Ansicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin unter allen hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrsche, von den Schriftstellern selbst, erst angefacht, dann unterhalten, dann beschrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne sie. Es ist als sage man, der kranke Mensch werde von allen seinen Schmerzen geheilt, sobald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem solchen Wahnwitze gegenüber still zu schweigen, ist leichter als nur gelassen zu eifern. Doch auch zu letzterm ist hier der Ort nicht, und es soll nur gesagt werden, was als Vorbereitung Noth thut.

Mancher Tadel schon hat diejenigen getroffen, die über unsere bürgerliche Einrichtungen öffentlich sprachen. Die Schriftsteller, diesmal im Besitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die sie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit ist nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterspruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben selbst auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entscheidung hierüber. Sie bleibe dem Leser überlassen, und zu dessen Richtschnur werde einiges hier mitgetheilt, von dem was diese und von dem was jene sagen.

Man kann von dem Schriftsteller nicht fodern, daß er ohne Haß und ohne Liebe sey, und über alle Wolken der Selbstsucht erhaben, die Gewitter nur unter sich wahrnehme. Wie sollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Gesetze seines eignen Vortheils, die Regel der Weltordnung zu sehen glauben? Aber das mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einflusses sich bewußt bleibe, und nicht keck und unbesonnen, auf die Unfehlbarkeit seiner Ansichten trotze. Daß er sie gegen Jeden zu verfechten und geltend zu machen suche ist nicht unrühmlich, weil es für den Ernst der innern Ueberzeugung spricht. Aber, wer den Fehdehandschuh herausfordernd

hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweisen, und, wie es oft geschieht, seine aus selbst bewußter Schwäche entspringende Furcht, hinter eine angenommene Geringschätzung verbergen. Es giebt in Deutschland auch nicht eine Zeitschrift, welche so unpartheiisch wäre, daß sie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht blos dann aufnimmt, wenn sie erprobt hat, daß sie sie schlagen werde, sondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben ist. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahlerischer Großmuth gastlich auf. Der Sklave seiner eignen Meinung trägt auch schimpfliche Ketten; man soll nicht der Diener der guten Sache, sondern ihr Freund seyn. Es giebt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitschrift müßte jeder Ansicht offen stehen, und einer schädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu versagen, ist eben so unverständig, als es wäre, aus der Naturgeschichte die Lehre der Giftpflanzen und bissigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage soll jede Ansicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen ist, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja sie soll sehr willkommen seyn, weil am Widerspruche die Wahrheit erstarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath an der Gastfreundschaft ansehen, wenn der Wirth selbst das, was ihm an seinen Gästen nicht behagt, freimüthig tadelt, oder geschehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verschiedenen Zeiten nicht unedle Menschen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unserer Tage gern und oft: daß das Wissen seine Wendekreise habe, über welchen hinaus Geist und Herz verkohle, und daß die glücklichsten Völker im gemäßigsten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht ist Wahrheit in dieser Lehre, denn auch in den schönsten Sonnentagen der Geschichte, haben Priester und Tempel ein noch schöneres Licht vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heissen Zone des Wissens, ist noch jetzt die europäische Menschheit, und wie lau und sanft ist all

ihr Wollen und ihr Thun. Darum sey man unbesorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrschaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkosend die frierenden Bürger in der Staatskinderstube zurück gehalten hat, und die verdünstete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach Jenen kommen die Schwächlinge, die Jedes Wort, das nicht gelispelt wird, wie ein Donner aufschreckt. Sie sagen Euch leise, ganz leise ins Ohr: es wäre freilich nicht alles wie es sollte seyn: aber sie bäten höflichst keinen Lärm zu machen, der stillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längst die Sitte auch für die Meinungskriege, an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anständiger Kunstwaffen gesetzt! — So reden sie. — Aber wißt Ihr, welche am meisten sich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigsten an dieser Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menschlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anstand verstecken. Es ist wahrlich gut, daß der Geist des Menschen seine ursprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückischen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr ist's, auch im Streite der Meinungen giebt es Waffen, deren Gebrauch, in Kriegen das Völkerrecht, im Zweikämpfen die Ehre verbietet; es giebt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Faustkampf der Gemeinheit durchfechten. Diesen nicht gleich zu seyn ist nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber dieser Blätter wird sich ernstlich bemühen, die Wärme der Leidenschaft ohne ihre Ungebührlichkeit sich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieses Bestreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verschieden sind die Deutungen der Menschen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch sie vermeiden ist gut, sie entschuldigen ist besser, und das Beste sie ganz unschuldig finden. Man

denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder *artig* genannt wurden, wenn sie steif wie Wachskerzen um den elterlichen Tisch saßen, und Messer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung, gleich einer garstigen Raupe, die schönsten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man sey dieser Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutschen Volke, aus Grämlichkeit und mißverstandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beste Schule für den männlichen Ernst sind.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, sey mir noch ein freundlich ernstes Wort verstattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindische Geisterscheu nie Eingang fand, und welche kein Rauschen der Blätter erschreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutschen dem öffentlichen entwöhnt, und das beständige Tragen von Schaafs- und Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme, gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengstlichkeit, den Gegenstand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind sie etwas betrunken, dann machen sie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickste Gefahr hinein, und sagen — *Herr Esel!* Aber *Herr Sempronius* Esel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. Hat doch selbst der heldenmüthige Ankündiger dieser Zeitschrift nicht eher gewagt den Namen Sempronius hinzuschreiben, als bis er sich überzeugt, daß er nicht im Kalender stehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei seinem Vornamen zu nennen, sondern höchstens dessen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Esel sehr groß ist, so werden die Tadler bei ihrer Vorsicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebessert und alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen versteht.

Wer sich einer Tugend bewußt ist, spricht den Tadel ohne Aengstlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört; aber bei selbstbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit, fühlt man sich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und sagen: man möge tadeln ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren ohne wehe zu thun, man möge belehren doch unter der einfältigen Maske der eignen Wißbegierde. Sie fordern viel und es ist schwer sie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe, mit Zierlichkeit strauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Vestris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die schon seit vielen Jahren schwindelnd schnell um die ganze Windrose kreist, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fodern, daß sie sich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß sie behutsam zwischen die faulen Eyer gehen, und an jede Thür leise anklopfen ehe sie öffnen? Bescheidenheit und immer fort Bescheidenheit! Aber die Natur giebt ihre Noth durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne singt der Schmerz in A moll.

Wenn es Männer giebt die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Anmuth verbinden, und gleich Spartern geschmückt und unter süßen Flötentönen die ernste Schlacht bestehen, so sind sie wahrlich vor allen zu ehren. Aber so hochbegabt mögen nur wenige seyn, und der Herausgeber dieser Blätter gehört nicht unter sie. Er bekennt es frei, daß die Kunst die der Verfasser des Buches „Welt und Zeit" besitzt: die Bäume hinter den Wald zu verstecken, ihm eben so fremd ist als der Wunsch nach ihr. Wer seine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unschuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftsteller, als solche angesehen, wenn sie nur der geaichten Maaße sich bedienen, sind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Toffana,

welche die öffentliche Meinung siech und welk macht, und deren Gift weder durch Geschmack noch Farbe noch schnelles Wirken eine rettende Warnung giebt. Indem sie Fürsten und Völkern zugleich schmeicheln, durch das zur Hälfte zugesprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieser auf Freiheit, machen sie die Einen lüstern die Andern schlaff, und verderben beide.

Noch so manches wird, verschuldet oder nicht, den Zeitschriftstellern, die nicht sind wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unsern Tagen leichter ist, andere als sich selbst betrügen, so mögen die schlauen Eiferer, wenn sie allein sind und sie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und sich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit, oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geschichte ein Wort stammelnd auseinander, aber es sollen die Zeitschriftsteller nicht, gleich einem Echo, nur die letzte Sylbe der Ereignisse, sondern das ganze verständliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, diese Früchte der Zeit haben ihren Endpunkt der Reife wo sie gesammelt werden müssen; doch gelingt es nicht immer sich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geschieht, daß die Zeitschriftsteller bald den Baum der Geschichte zu frühe schütteln, bald es zu spät thun, wann die Früchte schon faul und ungeniesbar geworden sind.

Der Herausgeber dieser Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfterer als es geschieht, vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitschriftstellern gefordert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Forderung stets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre so leicht zu erfüllen? Ey, gewiß nicht. Es werden jetzt so schön plattirte Lügen verfertigt, daß sie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterscheiden sind. Man sey doch nachsichtiger hierin und bedenke, daß große Lügen die allgemeinen Glauben suchen oder finden, für die Zeitgeschichte nicht minder wichtig sind als wirklich geschehene Dinge, weil

sie am deutlichsten aussprechen, was die öffentliche Meinung wünscht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitschrift wie eine Postkutsche an bestimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, diese Einrichtung ist ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe lassen es wenigstens an blinden Passagiren niemals fehlen. Aber da es solcher Anstalten schon so viele giebt, so ist ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird sich erst dann in Bewegung setzen, wenn Geschichte oder Wissenschaft sie befrachtet hat, und ihre Erscheinung kann daher an keine bestimmte Zeit gebunden seyn.

Sie hätte wohl gewünscht ihre Ansichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leser auch das kleinste und flüchtigste Ereigniß erstehen mögen; aber die Erfüllung dieses Wunsches blieb versagt. Cäsar, heißt es, habe den hagern Cassius gescheut, doch bei dem beleibten Antonius sey ihm wohlgemuth gewesen. Die Herrscher wechseln und die Herrschsucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geist gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man sich sicher. Große Schriften sind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — Dat Veniam Corvis, vexat Censura columbas — Darum, o werthe Leser, findet Ihr künftig, daß in unsern Reden nicht alles Geist und Blut ist, sondern auch unnützes Werg darin steckt, und Tagblättergedanken mit Wulst umgeben erscheinen, so wißt Ihr warum es geschah; sie haben sich nicht ausgestopft um sich zu brüsten; sondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geist des öffentlichen Lebens erfrischt noch lange nicht genug alle Glieder des deutschen Staatskörpers, am wenigsten in jenen Landstrichen, die in der Mitte zwischen süd-deutscher und nord-deutscher Gesinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländische Dinge; unter ihnen ist es nicht dunkel genug um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug um es zu entbehren. Für sie thut es am meisten Noth, daß die zerstreuten Lichtstrahlen

sich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geistreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem so edlen Vorhaben sich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuversicht auf ihren Beistand zählen?

Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie vergebens. Es ist Täuschung oder Schwachsinn zu wähnen, die Rede sey ja fruchtlos gewesen. Was die öffentliche Meinung ernst fordert versagt ihr keiner, was ihr abgeschlagen worden, das hat sie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

II.

Die Freiheit der Presse in Baiern.

In dem Gange der Natur und der Geschichte ist nicht zu unterscheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel sei; alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu sich selbst zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette, in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menschengeschlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geist der Zeit. Die Unsere ist bemüht die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft anders zu gestalten, und sie strebt vor allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrschers dadurch zu sichern, daß sie die Fürsten der berathenden und gesetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widersezt sich vergebens dem starken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung die unbesiegbar ist, und welcher das stehende Herr der Regierungsgedanken früher oder später unterliegen muß.

Alleinherrschaft kann nur bestehen, so lange das Volk in Stände zerfällt, welche, in einer unwandelbaren Ordnung

über einander gebaut, die festen Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Diese dauern nur so lange, als Familien und Körperschaften sich an Macht und Reichthum einander überragen, und Macht und Reichthum, sei es als erworbener oder als ererbter Besitz, folgen allein der Geistesthätigkeit. Sobald, wie in unserer Zeit, die Bildung des Geistes sich durch die ganze Gesellschaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Ansprüche auf den Genuß des Lebens, höher und allgemeiner geworden sind — und ein Wunsch ist schon der halbe Besitz — sobald eine solche Gleichheit eingetreten ist; da kann auch die Vorherrschaft irgend eines Standes nicht länger mehr bestehen, und nur mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das ist der Geist des Misbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten aber zu achten ist. Ihn abläugnen, bedrohen oder schelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und versöhnen. Das Mittel hierzu ist einfach und alleinig.

Reichthum und Macht sind beschränkt in ihrem Maße, es kann nicht jeder alles haben; das erkennt auch der einfältigste und eigensüchtigste Mensch. Aber es bedarf auch nicht des Besitzes eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beschwichtigen, sondern nur der ungehinderten Freiheit darnach zu streben. Es ist eine große Lehre der Regierungskunst der Menschen: hofnungslose Bürger sind gefährlich, denn sie sind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit welche Thronen erschütterten, hatten wie Erdbeben in starken Trieben und Kräften ihren Ursprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen sie eingeschlossen waren, sich zu befreien suchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, daß Jeder wie ein Baum festgewurzelt stand, von Geschlecht zu Geschlecht nur immer die nemlichen Früchte tragen, und auf der Stelle wo er zur Welt kam, auch sein Grab finden sollte. Dem Adlergeiste wurden die Flügel beschnitten, daß er sich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringschätzung erheben

möge. Die Bahn war lang und eng; nur immer Einer konnte nach dem Preise des Zieles rennen, der zufällig vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunsch nach Veränderung des Besitzes der Lebensgüter mußte alle beseelen, sobald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen hatten, die Erfüllung dieses Wunsches sich als möglich zeigte.

Um die Fürsten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiste des Mißvergnügens und der Habsucht entspringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menschen die lang verschlossene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nemlich, ihre vorwaltende Geisteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieses kann nur geschehen, durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen, in volksvertretenden Versammlungen, und der schriftlichen durch die Presse. Auf diese Weise bildet sich eine sittliche Demokratie, wodurch die Entstehung der so gefährlichen unheilbringenden numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält viele ab, diese Ansicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingestehen, während die Sünder, weil sie solche sind, heuchlen müssen.

Die öffentliche Meinung ist der bestehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um so nöthiger. Die öffentliche Meinung ist ein See der, wenn man ihn dämmt und aufhält, so lange steigt bis er schäumend über seine Schranken stürzt, das Land überschwemmt, und alles mit sich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben ist, da zertheilt er sich in tausend Bäche mannichfaltiger Rede und Schrift, die friedlich durch das Land strömend, es bewässern und befruchten. Die Regierungen welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten die sie verbreiten ihnen lästig sind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuschließen, um nicht gesehen zu werden. Fruchtloses Bemühen! Wo das lebendig

Wort gefürchtet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug, nicht minder als diese selbst im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Tagesschriften sind, ist der deutsche Rubikon, an welchem die Herrschsucht weilen und sinnen mag, ob sie ihn überschreiten, und das theuere Vaterland, und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob sie sich selbst besiegen und abstehen soll. Cäsar's Schatten zeigt warnend nach der Bildsäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutschen Bundesfürsten, man weiß es, sind jezt ernst darauf bedacht, ein gemeinschaftliches Preßgesetz für alle deutsche Staaten auszusinnen. Der Tag der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeschichte seyn, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr gesagt, oder ob der, wegen seiner Blutschuld wild umhergetriebene Geist, endlich, um der Tugenden seiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe seiner Asche fand.

Gleichförmig soll dieses Gesetz seyn, und das ist wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker sich befreunden, so lange ihre Köpfe auseinander stehen? Zur Erhebung gehört eine Geisteskraft welche die Gunst der blinden Natur vertheilt, aber die Tugend der Herablassung vermag sich jeder anzueignen. Oesterreich und Weimar, Würtemberg und Baiern, Nassau und Frankfurt haben verschieden gestaltete Preßgesetze. Diese sollen alle in dem Bette des Procrustes sich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die schmerzlichste achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieses hat Baiern kund gethan, indem es in seinem neuen Preßgesetze, nur Schutz gegen die Gefahr der Verstümmelung gesucht hat.

Man kann sich die traurige Betrachtung nicht aus dem Sinne schlagen, daß Baiern wohl unterrichtet gewesen seyn müsse, von den schon im Stillen gereiften Beschlüssen, welche

die Bundesversammlung über die Freiheit der Presse fassen werde, und daß es in seine eigne Gesetzgebung nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorstehenden allgemeinen Anordnung im Widerspruche stünde. Darum eile jeder der sein Vaterland liebt, auszusprechen, was er für die Freiheit der Presse wünscht und fürchtet. In wenigen Wochen ist vielleicht jede Klage straffällig und fruchtlos. Wir müssen denken, es stünde unserem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten schnell, ehe die Thore geschlossen werden, noch einmal im freien Felde frische Luft einathmen.

Das Baierische Edikt über die Freiheit der Presse, verläugnet standhaft seinen eigenen Namen; denn von Freiheit ist darin nirgends, sondern überall nur von Beschränkung die Rede. Es ist, was in der Würtembergischen Verordnung geschehen, durchaus nicht bestimmt worden, wie und über welche Gegenstände man frei seine Meinung äussern dürfe, so daß es ganz der Willkühr überlassen bleibt, abzuurtheilen, was in einer Schrift erlaubtes oder verbotenes enthalten sei. Die für Bücher bewilligte Zensurfreiheit kann nicht als eine ernste Huldigung unserer Zeit angesehen werden, denn diese hat, Oestreich ausgenommen, schon früher in ganz Deutschland bestanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts schwebt etwas Schwüles, das uns ängstlich macht, nehmlich die Bemerkung: daß Verfasser, Buchhändler und Drucker, ihre Schriften keiner Zensur zu unterwerfen hätten, „wenn sie nicht allenfalls bei kostbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, selbst darum nachsuchen wollen." Es ist so leicht furchtsame Menschen zu ängstigen, daß solche Einladungen zu einer freiwilligen Zensur von Erfolg seyn müssen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche den Ruhm und den Eifer des Schriftstellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf diese Art könnte eine freiwillige Sklaverey der Presse herbeigeführt werden, die, weil sie verdient, um so verderblicher wäre. Ist endlich diese

für Bücher bewilligte Zensurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Lesebibliothek-Inhaber, und Vorsteher der Lese-Institute, bei einer großen Geldstrafe verpflichtet sind, ihre Katalogen der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufsicht sie im Allgemeinen gesezt sind, zu übergeben, welches nur eine Zensur unter einer andern Form ist? Die Vorschrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufsicht untergeordnet sind, ist an Strenge ohne Beyspiel in Deutschland.

Und selbst von dieser trügerischen Freiheit sind alle politische Zeitungen und periodische Schriften politischen oder statistischen Inhalts ausgenommen. Diese sollen einer dafür angeordneten Zensur unterworfen bleiben.

Wenn die Zensur der Zeitschriften sich darauf beschränkte, nur solche Aeusserungen zu unterdrücken, die, würden sie verbreitet, den Verfasser nach den Gesetzen strafbar machten, dann wäre sie vielleicht zu dulden. Aber sie begnügt sich damit nicht, sie schreitet Stunden lang vor dem Gesetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Also ist sie verdammlich, denn sie verbietet, was, ist es einmal geschehen, die Gesetze nicht bestrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben ist, da beraubt sich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmisbräuche zu erlangen, welche die Beamten verschulden. Sie beraubt sich des Vortheils, den sie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter solchen Verhältnissen, in den Zeitschriften noch so viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sache der Regierung aus eignem Antriebe verfechten, so wird sich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten lassen, sondern überall die Bauchrednerei der Minister zu hören glauben, welche ihre eigne Meinung mit verschiedenen nachgeahmten fremden Stimmen aussprechen.

Preßfreiheit ist ein bedeutungsloser Schall, wenn die

Zeitschriften von ihr ausgenommen sind. Will man der öffentlichen Meinung ernstlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, so muß ein freies Urtheil über Gesetzgebung und Gesetzgeber, das sich ausspricht ehe noch die Gesetze unabänderlich geworden sind, verstattet werden. Dieses stets geharnischte Wort muß aber täglich die Runde machen, und alle Posten und Schildwachen der Staatsverwaltung untersuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem schwerfälligen Buche langsam umherreist, dann kömmt es zu spät, und sein Thun ist fruchtlos.

Die Bestimmung des Baierischen Edikts, daß periodische Schriften, selbst blos statistischen Inhalts, einer Zensur unterworfen sind, enthält einen Zusatz von Beschränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen den die Gesetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung so zu regeln, daß sie mit ihren Anordnungen im Einklang stehe, es liegt dieses im Begriffe der Alleinherrschaft; sie mag daher den Tadel bestehender Einrichtungen untersagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Presse, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch statistische Nachrichten ohne Zensur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht seine Meinung über Thatsachen zu äussern, sondern auch die Kenntnis dieser Thatsachen selbst entzogen werden, und alle Staatsverhältnisse zu Kabinetsgeheimnissen gemacht werden sollen: so bedauert man schmerzlich die unabänderlichen Verhältnisse, welche die sonst so freisinnige Baierische Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das sie in der Ausübung wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Gesetze zu erheben, und der Nachkommenschaft als ein schönes Recht zu überliefern.

In dem Würtembergischen Gesetze über die Preßfreiheit, sind die von den Landständen veranstalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckschriften aller Zensur aus-

drücklich entzogen worden. Das Baierische Edikt hat diese Bestimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der Baierischen Stände, wird man, es ist dafür gesorgt, die ausgesuchteste Gesellschaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volkes kommen.

Gegen die Vorschrift, daß Staatsdiener nichts von dem was ihr Geschäftskreis sie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, ist nichts einzuwenden. Es ist dieses ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemessen. Nur sollten Männer denen solche Pflichten aufliegen nicht Staatsdiener sondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüßig wäre eine Rüge dessen, was in dem Baierischen Gesetze wegen der Untersuchung und Bestrafung der Preßvergehen bestimmt worden ist. Diese seine Schwäche ist nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfassung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, diese feste Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geschwornengericht, diese einzige Bürgschaft eines über Leidenschaften und Schwachsinn erhabenen Richterspruchs, ist im Allgemeinen versagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verstatten können? In der Untersuchung der Preßvergehen ist der Polizei und den andern verwaltenden Behörden, ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigensucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter sind die Nemlichen. Die Beamten, welche, zwischen Fürst und Volk in der Mitte stehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwischen beiden entstehen zu lassen, und darum die öffentliche Meinung, diese erhabene Sonne und unbestochene Wächterin, die alles an den Tag bringt, hassen und verfolgen, diese nehmlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und strafen sie zugleich.

So wäre denn das deutsche Volk abermals in seinen Hoffnungen getäuscht worden, und dessen biedere Fürsten hätten ihren schwer erworbenen Gewinnst aus dieser geschäftigen Zeit dem Vortheile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

III.

Ernsthafte Betrachtung über den Frankfurter Komödienzettel.

„Mit gnädigster Erlaubniß!"

Vor meiner nachfolgenden Rede stehen diese Worte nicht ganz so übel, denn zu ihr bedarf ich vielleicht einer gnädigen Erlaubniß; aber an der Spitze des Frankfurter Komödienzettels sind sie gewiß nicht an ihrem Orte. Warum den Zuruf aus dem Tempel der freischaltenden Kunst, durch Mislaute eines heiseren Knechtsinnes übeltönend machen? Worin wäre die Gnade, wenn wir Künstlern verstatten, daß sie unser Gemüth und unsern Geist erfreuen? Die Art freylich wie dieses auf manchen Bühnen geschieht, machte eine gnädige Erlaubniß nicht unnöthig; aber so boshaft wollte der geistreiche Verfasser des Komödienzettels vorsätzlich gewiß nicht seyn. In einer freien Stadt wo die Bürger sich selbst regieren, sollte das Wort Gnade nur in der Kirche und im Wörterbuche vorkommen. Man erwiedere mir ja nicht: nur grämliche Tadelsucht möge gegen so etwas eifern, und über ein altherkömmliches Wort, das ohne Sinn und Bedeutung absichtslos gebraucht werde, sich breit und wichtig auslassen. Darin eben ist die Gefahr, daß das Wort hohl ist, es kann so mit mannichfaltigen übeln Dingen ausgefüllt werden. Nennt mir ein Gift, das zu seiner Mischerei keiner Schaale bedürfe; der Trank ist der Tod, das Gefäß bringt ihn. Wo Ketten sind, da findet sich leicht ein Schließer. Ein witziger Pisistratus bedürfte nur eines solchen Komödienzettels, um

freien Bürgern zu beweisen, daß sie Leibeigen sind, und es immer waren.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath solcher Art, der wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; solche noch aufrechtstehende Mauern und Trümmer von niedergerissenen Kerkern aus Zeiten einer knechtischen Unterthänigkeit, finden wir im deutschen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernst, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre lezte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutschen. Von allerunterthänigsten treugehorsamsten Ständen, von Sprechern die des Volkes Wünsche und Klagen Allerhöchstihrer Huld und Gnade keuchend vorschleppen, erwarte man nicht viel. Es ist ein wunderbarer Zauber in den Worten, sie rufen Geister hervor und leichter noch bannen sie den Geist. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Brust, müßte das Kettengeklirre gefesselter Zungen nicht unerträglich seyn, so daß er lieber alle seine Gefühle zurückdrängen, als sie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalsprache unterworfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundert mal in seinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eigenen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten, geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieselben, Hochderen, Allerhöchstihrer, wie von lästigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, so daß er nicht von der Stelle kam, und die schönsten und nothwendigsten Gedanken um sich zu erleichtern, zurücklassen mußte?

Da wo uns diese Sprachschlingen von Vorgesetzten und hohen Händen angelegt werden, müssen wir — es ist nun einmal so — bis zum Tage der Erlösung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigstens im Umgange mit unseres Gleichen diese Hindernisse weg? Warum schreiben wir noch immer fort, Ew. Wohl-

gebohren, Ew. Hochedelgebohren, Ew. Hochwohlgebohren, warum verabreden wir uns nicht gemeinschaftlich dieses zu unterlassen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Mahler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk, verständige und sinnige Worte gesagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgebohren vor. Es war wunderlich zu lesen, an einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich alles folgsam mitmachen, und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht, und ließe mir eben so angelegen seyn, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunstansicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrsamen Herren, werdet mir nicht alle Recht geben. An Dich will ich mich wenden, du taumelnder unverständiger und unverstandener Jüngling. Sind Dir nicht Jean Paul's Schriften Deine heiligen Bücher, in denen Du Trost, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen Du deine irrdische Nahrung und dein Himmelsbrod findest? Hat er Dir nicht tausend Räthsel gelöst die dich verwirrten, und Räthsel aufgegeben die dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch das Dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er Dir nicht alle Geheimnisse auf, selbst jene verborgenen selten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du suchtest einen Leidensbruder, er gab Dir ihn, welcher litt, duldete wie Du, und genas. Du suchtest einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete Dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete sie. Es giebt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Mensch sich verzehrt, weil er allzureinen Sauerstoff athmet; es giebt eine Tiefe des Gefühls, in der von irrdischen Dünsten umwallt, das Herz unter matten Schlägen sich hinschleppt. Dann Jüngling, wenn Du bald Besänftigung, bald Stärkung suchtest, wenn Du von der Erhebung oder dem Falle des menschlichen Geistes dich erholen

wolltest, lasest Du die Bücher Jean Paul's. Denn an den Flügeln hochherziger Menschen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des alles ausgleichenden mit dem Verwandtschaftsstempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit sie in ihrer Erhebung über Andere sich nicht einsam und unglücklich fühlen. Da aber wo die Menschheit in ihren gemeinen Bedürfnissen dich anekelt, erhebt er dich Niedergebeugten, durch jene Liebe die Alles veredelt, alle Flecken reinigt, und alles Dunkele erhellt. Dein Dichter, das fühlst Du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geschlossenen Tempel in sich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgiebt, er ist im Leben wie in seinen Schriften und „die Gemeinheit die uns alle bändigt" berührt ihn nicht. Ach, wie oft sehntest Du dich, dich an seine Brust zu lehnen, seine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrekken erfährst Du, daß er in deiner Nähe, in Frankfurt ist, und in der Buchgasse wohnt. Du würdest empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch Dich schüchtert die tückische Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu schreiben hättest Du wenigstens den Muth. Nun setze dich hin Kamerad, und beginn deinen Brief:

„Hochgeschätzter Herr Doktor, insonders hochzuverehrender Herr Legationsrath! — Ew. Wohlgebohren wollen gütigst verzeihen, ..." Jezt vergieße dich wenn Du kannst, oder fahre aus der Haut wie ich.

Aber Du, armer Frankfurter Komödienzettel, der Du mich auf dies alles gebracht hast, es thut mir leid um dich. Doch warum, Unglückseliger, läßt Du täglich hinter die gnädigste Erlaubniß ein Ausrufungszeichen setzen? Das ist Schuld an allem. Es hat mich gewaltsam auf jenen Tadel gestoßen, da dieses Zeichen Dir den Schein giebt, als machtest Du dich über dich selbst lustig, und riefest allen Vorübergehenden zu: Kommt her Ihr Leute, und lacht die gnädigste Frau Erlaubniß aus.

Wenigstens bleibe das Ausrufungszeichen in der Folge weg.

Giebt es aber in Frankfurt nur einen einzigen Bewohner, der das Wohl seiner Vaterstadt nicht so sehr liebe, daß er an dem Tage wo er den Komödienzettel zum erstenmal ohne gnädigste Erlaubniß erhält, nicht gleich mir, den aus zwei Messen und einem Neujahrstage gebildeten Dreyklang unseres Zettelträgers Bräutigam, gerne quadrire? Gewiß nicht Einen.

IV.

Bücherkunde.

1.

Fortgesezte Reise nach Hammelburg oder meine harten Schicksale in Kautzen-Land. München 1818, bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dank dem Himmel, hier giebt man uns einen deutschen kräftigen und haltbaren Spas, und haben wir nur den erst, dann ist der Ernst auch nicht mehr fern. Mit allen den Wässerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeschliffenen Xenien unserer Spötter zerbrachen fast schon beim Federschneiden, um wie viel weniger waren sie zu Brodmessern oder gar Schlachtschwertern zu gebrauchen. Deutsche und Unglückliche können auch witzig seyn, aber spashaft sind nur frohe freie und satte Menschen. Dieser liebe Reisende nach Hammelburg hat den Muth ich zu sagen, und das verspricht schon etwas; denn was ließe sich von jenen furchtsamen Menschen erwarten, die regierenden Herren gleich nur mit Gesellschaft reden, weil sie sich nicht erkühnen, die Verantwortung des Gesagten auf sich allein zu nehmen? Er kitzelt unsere Zeit an ihren schwachen Seiten und macht sie lachen. Wahrlich sehr wohl gethan! Diese vortreffliche Art vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreisen, damit sie aufkomme und zur Sitte werde. Es ist ohnedies nicht der übele Geschmack der

eine Arznei heilsam macht, ihre Wirksamkeit beginnt ja erst hinter dem Gaumen.

Was der Verfasser über Stände gesagt, das möge ihm Gott wegen seines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch besser Feudalstände als gar keine! Um unsere Freiheit einzukeltern sind uns zuvörderst leere Fässer nöthig, und dazu wenigstens bleiben doch die alten Stände dienlich.

Den früheren Theil der Reise nach Hammelburg habe ich nicht gelesen, und das freut mich — es steht mir noch ein großes Vergnügen bevor.

2.

Zeitgenossen. Heft X. Leipzig bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von solcher Gediegenheit hat das deutsche Bücherwesen nicht vorzuweisen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Frische gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeschreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältnisse zu der Bedeutung der dargestellten Männer steht, so daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, sie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemählden der Zeitgenossen die Einheit der Haltung und das Auffassen des rein geschichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Gesichtspunktes, welche den Theilnehmern an dieser Schrift von deren Herausgeber selbst vorgeschrieben ist, nicht selten vermißt wird — wären dieses Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menschen spricht sich nur ihr körperliches Leben aus; ihr geistiges spiegelt sich allein in der Gesinnung ab, welche sie, von sich und ihren Thaten, den Zeitgenossen oder Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeschreibung ist ein doppeltes Gemählde: das des Mahlers und das des Bildes. Bei Zeitgenossen zumal, deren Geschichte in das Daseyn der Mitlebenden eingreift, ist ein reines Auffassen ihrer Natur, das von dem Einflusse der Betrachtung und von dem Stand-

punkte des Erzählers unabhängig wäre, fast unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieser Schrift bekannt sind, werden es einsehen, denn sie müssen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeschreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenossen, bald durch kühle berechnete Kunst, bald mit unbewußter leidenschaftlicher Wärme, der Ansicht des Lesers eine bestimmte Richtung hat gegeben werden sollen. Dieses wird besonders sichtbar wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geschah, das Leben eines Zeitgenossen, von verschiedenen Erzählern wiederholt dargestellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebnissen der Ansichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menschen, nicht blos durch sein äusseres geschichtliches Wirken, sondern auch durch die Anschauung des Beobachters seinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft ist eines der vorzüglichsten unter den bisher erschienenen, und die Darstellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenstände nie zurück. Die schöne Reihe der Zeitgenossen beginnt:

Freyherr von Albini. — Thätig in Geschäften, muthig in Gefahren, betriebsam in Unternehmungen, im Ausführen schnell, bedächtig im Rathe — so war Albini, eines Deutschen jedes grossen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerst gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre später, Deutschland seine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geschlecht, wie schon jezt die Einrichtung selbst, so damals deren Urheber vergessen. Durch sechsundzwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menschen, und der Mensch starb am Höfling. Wie bedauungswürdig, daß selbst ein solcher Mann, die Geringschätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringschätzung ertragen mochte! Die Behandlung die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung seines Gehaltes, die Geschäftslosigkeit der man ihn

hingab, untergrub seine Gesundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, so oft eine bürgerliche Gesellschaft sich umgestaltet, als Opfer schwachsinniger und von kindischen Trieben beherrschter Kleinbürger fallen, weil sie, muthige und starke Männer die auch in einer schlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angesehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menschen solcher Art, werden zum Uebergange aus einer schlechten Vergangenheit in eine bessere Zukunft, als Brücken gebraucht, und wie diese, dabei mit Füßen getreten. Das Bild ist hart, aber das Vorbild ist noch härter. Wir kennen es alle.

Graf Gneisenau. — „Bis zum 46sten Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preußischen Armee.“ So beginnt diese Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen: in diesen Worten läge ihre Quelle.

In der Darstellung des genannten Helden, liegt eine seltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede ist rasch, scharf und treffend, fast wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernst ist manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohl thut. Für die welche die Zeitgenossen nicht lesen soll wenigstens folgende Belehrung nicht verloren gehen:

„Im Bestehenden wohnt eine sonderbare Kraft, die es auch dann noch nicht verläßt, wenn es fehlerhaft geworden. — Kein Bestehendes ist von Anfang an fehlerhaft gewesen, — es ist es erst geworden, indem es in seinem Zustande beharrt, indeß die Zeit ihren Gang fortgegangen und die Gesellschaft andere Formen angenommen, auf die es nicht mehr paßt. — So lange das Bestehende noch jung und jugendlich und gelenkig ist, bildet es sich immer der Gegenwart nach, und bleibt stark. Allein so wie es älter wird, und sich verknorpelt und verknöchert, vermag es dieses nicht mehr, und jegliches, in dem organisches Leben wohnt, stirbt zulezt am marasmus senilis, und jeder Staatsverein thut dieses wie jeder Mensch.“

Charlotte, Prinzessin von Wales. — Mit dem

kunstgewandten Pinsel des Mahlers, wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargestellt. Keiner wird ohne, bald freudige bald schmerzliche Rührung, das Erzählte lesen. Wenn Charlotte, als sie noch lebte, über das Weib die Fürstin vergessen machte, so mußte ihr schneller Tod um so trüber und stärker die Erinnerung wecken, wie viel England an seiner künftigen Königin verloren. Denn sie allein, eine andere Elisabeth, hätte vermocht, das Reich von seinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem sie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jezt nur noch der kalten Verfassung zugewendet sind, sich selbst angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutscher Jüngling, dem das seltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürstin, wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das seltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unserer Zeit, den Anfang überall, die Consequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder sich vertheidigen will, giebt es ein freies Volk und in allen Proclamationen die Freiheit desselben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, giebt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poesie und Prosa rühmt man Menschenliebe, Gleichheit der Rechte u. s. w., aber schicke den Bettler vor dieses Apostels Thüre, er — weiset ihn an die Polizei; stelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menschenwürde) um einen Grad tiefer stehst, als er, an seine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet sich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, spiele in Schauspielen mit der Weihe und den heiligen Geheimnissen der Religion, sprich in Romanen von beschaulichem Leben und Gebet, man ist entzückt, man preiset und bewundert dich; aber spotte mit einem Leben voll niedriger Ausschweifungen aller Tugend und

aller Heiligkeit des Herzens, denn sonst — spottet man deiner. — Als der Mystizismus, der in Werners Gemüthe lag, sich erst durch Wort und Schrift aussprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüstes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann und sich auch im äußern Leben zu erbauen suchte, was ihr in stillen Träumen vorgeschwebt, da — war man überrascht, und alle Welt schrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener."

Wirksamer als die Inbrunst von welcher der Verfasser dieser Lebensbeschreibung voll ist, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung seyn, um noch viele so wie sie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Ansicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz „ein leeres taubes Gebäude" und die gesunde Vernunft „ein ohnmächtiges Ding" sei. Diese Frau ist eine erhabene Naturerscheinung die mit Entsetzen, nicht eine freie sittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe die sie lehrt, das ist die Fäulnis. Nur wer krank ist an Geist und Leib vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Ursprung einet. Der selbstständige Mensch giebt sich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in sich auf. Daß die Lehren der Frau v. Krüdener Eingang finden ist ein schlimmes Zeichen, daß sie Noth thun ein noch schlimmeres von dem Siechthume der europäischen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine Betrogene zu finden, die irgend einer listigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der stets in meinem Sinne, mit Spott dieser Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks selbst nur ihres geschriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es seyn müsse, wenn die Macht des Glaubens sich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menschheit wünschenswer-

ther wäre, daß in jenem heiligen Bündnisse nur Lüge und Falschheit möchte seyn, als Wahrheit Treue und ernster Wille.

Andeutungen. — Unter diesem Namen, nehmen die Zeitgenossen Grundzüge zu künftigen Lebensbeschreibungen bedeutender Männer auf. Im gegenwärtigen Hefte sind unter andern folgende enthalten.

König Wilhelm v. Würtemberg. — Die Rede: „ich würde die Achtung von Teutschland, von ganz Europa „wenn es seyn müßte, gegen die Ausführung dessen setzen, „was ich als das Beste meines Volks erkannt habe!“ — wenn es wahr ist, daß sie gehalten worden, würde mehr als einen königlichen, sie würde einen göttlichen Sinn verrathen.

Freiherr von Stein. — Von Woltmann erzählt. Die Stimme eines Todten über einen Lebenden verdient Beachtung. — „Der Stein den Bauende verwarfen, er ist zum Eckstein worden“ (die Psalmen) . . . vielleicht geschiehts noch!

V.

Frankfurter Volksbühne.

Am 25. Juni. Die Vestalin, Oper von Spontini.

Wie angemessen einer römischen Herrlichkeit ist diese Musik! Hoheit, Macht, Glanz und Reichthum. Daß nur die im Uebermaße neben einander gehäuften Schönheiten die sich wechselseitig überblenden minder störend wären! Ein so breiter Strom der Töne, muß weil ihn das Ohr nicht faßt, wie beim Drängen durch ein enges Felsenthal seine Ruhe und Klarheit verliehren, schäumen, tosen, und sich wild überstürzen. Daher das Verworrene und Ungeläuterte, welches dieser Tondichtung Spontinis zum Vorwurfe gemacht wird. Die Instrumentirung ist wahrhaft republikanisch, es führen so viele auf einmal das Wort, daß man nicht weiß wer Recht hat.

oder wem die Macht gebührt. Ist es auch wahr was Einsichtsvolle behaupten, daß die Fehler dieser Musik sich dann erst aufdecken, wenn nach einem mehrmaligen Anhören derselben, der Glanz und Reichthum der Töne ihr verblendendes verlohren haben, so bleiben ihr doch Einzelheiten die kein Tadel berühren kann. — Wie so wohlthuend sind die gesungenen Rezitative, wie freut man sich, des übeln Eindrucks gesprochener Reden, welche die dramatische Einheit in hundert Stücke zerschneiden, und den Zuhörer in einen Conzertsaal versetzen, wenigstens einmal überhoben zu seyn. — Der Hymnus der Vestalinnen, womit der zweite Auftritt des ersten Akts beginnt, veranlaßt die Frage: ob ein Gesang beim Tempeldienst der Römer, die ihre religiösen Gefühle nicht ahndungsschwer dem leeren blauen Himmel, sondern freudevoll der sichtbaren Natur zugewendet, im Style der christlichen Kirchenmusik gedichtet werden dürfe, wie es hier geschehen? — Ich hatte einen Kenner um seinen kunstgerechten Ausspruch über die Vestalin ersucht, und er versagte es darum öffentlich davon zu sprechen, weil sein Urtheil viele empören würde. Das ist eine schöne Huldigung der Natur vor der Kunst, der Freiheit vor der Regel!

Demois. Pfeifer, Gastsängerin, verdiente in der Rolle der Julia ausgezeichneten Beifall, und erhielt ihn. In ihrer Stimme ist Reinheit, Klarheit, Höhe und Fülle, und nicht das oft überweichliche des Flötentons, sondern mehr die männliche Art einer Klarinette. Auf der ganzen Tonleiter bewegt sie sich frei und anständig und hat nie eine fehlende Sprosse zu überhüpfen. Es wäre ihr eher als mancher andern erlaubt gewesen, ihr Spiel zu vernachläßig[illegible]er sie that es nicht. Demois. Pfeifer kam fast nur in [illegible] Zeit nach der Frau Grünbaum, dieser herrlichen Sängerin, die uns erst kürzlich verlassen hat. — Herr Schelble als Licinius hat das schöne Talent das ihm eigen ist benutzt. Hr. Hill als Cinna zeichnete sich vortheilhaft durch eine gewisse Lebhaftigkeit des Spiels aus, wenn nur in seinen Bewegungen we-

niger grade Linien wären. — Ueber Hrn. Hillebrand als Oberpriester und Mad. Urspruch als Oberpriesterin sollte kein Ungeweihter zu urtheilen wagen, denn der Gott der Druckfehler hatte in dem Komödienzettel dieses Tages, jenen zum Operpriester, diese zur Operpriesterin erhoben! ... Man muß eingestehen, daß Hr. H. eine Art Stimme hat, nur übt er in seinem Spiele manchmal eine gewisse Wuth aus, er zeigt so etwas das wie zu verschlingen droht, dessen er sich enthalten könnte und sollte. Das Bemühen der Mad. U. verdient öfters eine Anerkennung als sie sie erhält; doch herrscht in ihrem Vortrage eine gewisse Ruhe, die auf jeden Beyfall freiwillig zu verzichten scheint. — Hr. Krönner und Hr. Brauer haben das Ihrige gethan.

Die Tänze und Gefechte, welche diesem Spiele eingeflochten sind, machen unbesonnen mit einem fremden Kunstgenusse bekannt; denn sie reizen die Begierde ohne sie zu befriedigen. Man sollte sich auf unserer Bühne lieber gar nicht damit befassen. Daß ein einziges Mädchen zwischen 16 Kriegsleuten durchhüpft ist wohl nicht anständig, und sie vermag auch nicht für sich allein den Gegensatz der Schönheit gegen die Kraft zu bilden. Ueberhaupt ist das Aeußere dieser Oper mit einer Armseligkeit ausgestattet die ungemein stört. Ein Cato müßte lachen, wenn er die Triumphschachtel sähe, worin Licinius herbeigeschoben wird. Welch ein dünnes Kriegsvolk, welch' eine wandernde Trödelbude, welche Scenerie, welch' eine schäbige Buchbinderarbeit! Es ist zum Erstaunen, wie man sich an alles gewöhnen kann!

Am 27. Juni. Abällino der große Bandit, Trauerspiel v[illegible]ocke.

Wir haben [illegible]eschmack selbst an großen Spitzbuben durch Uebersättigung verloren, und es ist nicht leicht ihn wieder anzureizen. Herr Becker als Abällino hat diese Kost etwas zu würzen verstanden. Ein Schauspieler von Einsicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel, die Erbärmlichkeiten eines so abgeschmackten und lächerlichen Stückes zu sehr heraushebe

wollen. Als Anbeter der Rosamunde, war Herr Becker weicher als ein so tapferer Jüngling seyn dürfte; ein gewisses schmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes steht zu unmännlich an. — Frau von Busch als Rosamunde hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anstande einer Nichte des Dogen zu verbinden gesucht. — Herr Otto spielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher seine Nichte ausgesetzt war, das Erscheinen des schrecklichen Abällino im Garten, der Tod seiner beiden Freunde, die Ueberraschung Rosamundens in Flodoardos Armen, die Enthüllung des furchtbaren Räthsels, nichts von allen diesen Eindrücken konnte den Durchlauchtigen Mann ausser Fassung bringen. — Der Saal worin das reiche fürstliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs, den Vornehmsten der Stadt ein Fest gab, war mit großer Einsicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erscheinung Abällino's ungemein erhöht wurde. — Ein Theil der Zuschauer bezeigte seine Dankbarkeit für die Huldigung die man ihrem Geschmacke am heutigen Tage gebracht hatte, durch lautes Hervorrufen des Abällino. Herr Becker erschien endlich, dankte und versprach, daß er den erhaltenen Beifall stets zu verdienen suchen werde. Diesen? . . hoffentlich wird er nicht Wort halten.

Am 28. Juni. — 1. Der Vorsatz, eine ländliche Scene von F. v. Holbein.

Dichtungen die so anspruchslos hervortreten, erhalten oft mehr als sie erwarten mochten. Anmuthige Sprache und eine natürliche Verwicklung, die sich eben so ungezwungen auflöst, geben dieser Kleinigkeit einen [illegible]g vor manchen dramatischen Künsteleien, die mit Gera[illegible] auf die Bühne gebracht werden. — Frau v. Busch spielte das Gretchen unübertrefflich gut, zeigte die Künstlerin und machte sie vergessen. Sie wußte die Naivität eines Landmädchens von städtischer Ziererei und bäurischer Derbheit frei zu halten. Ihr Liebster der Soldat Hans, von Herrn Schmitt dargestellt,

schien sich auf den Drang seiner Gefühle verlassen, und daher auf das was er sagen wollte sich gar nicht vorbereitet zu haben. Hatten ehrenvolle Wunden die er verschwieg ihm nicht blos den Arm steif gemacht? Wahrscheinlich.

2. Raphael, ein historisches Lustspiel von Castelli, in einem Aufzuge.

Verwischte Zeichnung, schmutzige Farbe, eine bald kränkelnde und blasse bald häßliche Sprache, ein ermüdendes Necken zwischen Laune und Empfindung; das sind — nicht die Eigenthümlichkeiten dieser Dichterarbeit, denn man findet sie nur gar zu häufig. Der Schauspieler kann mit aller Kunst und Anstrengung solche Fehler nicht bedecken. — Nur eine kleine Probe von der Zartheit die in diesem historischen Lustspiele herrscht:

Fürst.

„Ihr mahlt so gerne Jungfrauen."

Raphael.

„Weil sie was Seltnes sind, Gemahlten darf man trauen."

Hoffentlich ist diese Rede nur unverständlich. Eine andere:

Cäcilie.

„Auf's Krankenlager sank mein armer Vater hin,
„Bald schwang der Sensenmann die Hippe über ihn."

Ein so komisches Bild des Sterbens könnte einen Kranken noch auf seinem Todbette aufheitern.

Herr Becker als Raphael that was möglich war. Die Bedächtigkeit i[illegible]rtrage und in dem Mienenspiele dieses jungen Künstle[illegible]e andern als Muster dienen. — Frau v. Busch spielte die Cäcilie ..... aber sie war auch gar zu schön! in der 8ten Scene wendete sie sich mit der Rede

„Ihr Männer merkt es euch, wenn Ihr um Liebe buhlt,
„So sucht bei Mädchen nicht durch Wissenschaft zu glänzen u. s. w."

an das Publikum. Hier scheint freilich der Dichter selbst, Cäciliens Spiel diese falsche Richtung gegeben zu haben; aber es ist das unheilbare Gebrechen auch der bessern Schauspieler, daß sie mit den Zuhörern liebäugeln und sie zum Mitspielen zwingen. Ein Schauspieler soll kein Bas-relief seyn, das blos auf der einen der Betrachtung zugewendeten Seite ausgebildet ist, sondern ein rundum gestaltetes Werk. Er mag wohl seinen Standpunkt so wählen, daß er vortheilhaft gesehen werden könne, er darf aber nie die Augen gegen das Publikum aufschlagen. — Herr Otto gab den Fürsten mit seiner gewöhnlichen kalten Würde. Den leidenschaftlichen Freund der Kunst und Cäciliens hätte keiner in ihm errathen.

3 Toni, Drama von Körner.

Glänzende Farben, doch weder Zeichnung noch Licht und Schatten. Vielleicht hätte der dramatische Geist diesem Gemählde einiges Leben eingehaucht, wenn der Dichter im Obersten Strömly, den Verführer der Babekan, und Tonis Vater hätte entdecken lassen.

Demois. Wienken gab als Gast die Rolle der Toni. Sie ist der Bühne fremd — unserer, und es soll selbst der Schein vermieden werden, als habe die Vorliebe für eine einheimische Künstlerin das Urtheil befangen gemacht. — Herr Becker wußte als Gustav von der Ried seine ausgezeichneten Anlagen zu gebrauchen. Rollen solcher Art (Liebhaberrollen wie man sie nennt) sind nicht immer dankbar. Das misglückte Spiel wird der verfehlten Kunst, das gelungene der guten Natur zugeschrieben. — Warum Herr Becker bei seinem Eintritte in den Hof des Negerhauses den Hut auf die Erde wirft, und den nakten Kopf dem Sturmregen Preis giebt, bedarf einer Erklärung. — Frau v. Pazkowska in der Rolle der Mestize war mit Sinn gekleidet; ihr Vortrag und ihr Mienenspiel waren sehr richtig. — Herr Waidner machte den Negerhauptmann. Selbst in dieser kurzen Rolle fand er Zeit den sinnvollen Künstler zu entwickeln: Das südliche Blut, die kochende Rachsucht, das verzehrende Wesen eines Schwarzen,

den Uebermuth des freigewordenen Sklaven, wußte er treu der Natur nachzuahmen.

Am 29. Juni. — Lodoiska, Oper von Cherubini.

Diese strenge und rauhe Musik, der kein Lächlen abzugewinnen ist, wurde bei ihrer Darstellung auch durch nichts willkommener gemacht. Nur Demois. Pfeifer verdiente, wegen ihres schönen und volltönenden Gesanges den Beyfall den sie ungetheilt erhielt. Ihr Bemühen war um so ehrenvoller, da sie bei leerem Hause spielte, und die Gesinnung kund that, daß man dem Publikum, auch wenn es in geringer Zahl versammelt ist, die gebührende Achtung nicht versagen dürfe.

Am 30. Juni. — Die Hussiten vor Naumburg, von Kotzebue.

Einer Kotzebuischen Rührung werden nicht leicht etliche Thränen versagt; die liebe Kleine bettelt gar zu angenehm. Aber ein vernünftiger Mensch troknet sich die Augen, und schämt sich dabei seiner Mildherzigkeit. Lockeres Zeug, Luft nichts als Luft, Schaum nichts als Schaum! Bataillonsweise aufgestelltes Lumpengesindel von allerlei hergelaufenen Redensarten, werden in den Kotzebue'schen Paradestücken Verse genannt. — Einige erhabene Gedanken die in dieser Dichtung vorkommen, sind großen Meistern nachgebildet, wie z. B. folgender in dem 1sten Monologe des Viertelmeisters Wolf, wörtlich aus dem Euripides genommen ist:

„Ja auch von den Kindern läßt sich keines hören,
„Denn sie sind mit hinaus und sammeln Aehren" — —

Solche ekelhafte Schandreden und Lieder, als womit die Kriegsleute des Procopius den 4ten Akt beginnen, sind wohl nie in einem Lager gehalten und gesungen worden, und wenn auch — so dürfte die häßliche Natur nicht so getreu auf die Bühne gebracht werden.

Aber dieses Stück bietet den Schauspielern einen solchen Wechsel und Reichthum von Gefühlen und eine Mannigfaltigkeit der Stellungen an, daß der Glanz des Spiels die Fehler

des Dichtwerks überblenden konnte. Diesesmal war es nicht geschehen. Einer so langweiligen, lauen, matten, schleppenden und auseinandergerissenen Darstellung, hat man wohl nur selten beigewohnt. Die Leere des Hauses — es waren nicht weniger Menschen auf der Bühne, als vor ihr — wird dies erklären doch nicht entschuldigen. — Herr Weidner als Wolf hatte einige Momente, in denen er alles um sich her vergessend, nur an sich dachte, und dann bewährte er seine gute Gaben. Im Allgemeinen aber war sein Spiel ganz ohne Licht und Schatten. Da besonders, wo der Vater den Bürger überschleicht, war er so ohne Zartheit und Biegsamkeit, daß es unbegreiflich ist, warum bei einem so ausgezeichneten Künstler, nicht die sich unbewußte Fertigkeit, einmal das, mangelnde Bemühen ersetzen konnte. — Frau von Pazkowska spielte die Bertha .... nein, diese Frau hat keine Kinder! — Das Eindringen der Kleinen in das Hussitenlager lief ohne Thränen ab, weil es zweifelhaft schien ob sie wirklich nur durch Rührung den Feind besiegt hatten. Denn, die wenigen Kriegsleute die aufgestellt waren, würden trotz ihrer Picken der Ueberzahl der Kinder haben unterliegen müssen, wenn diese mit Vortheil angegriffen hätten.

Am 2. July. Die Schweitzer-Familie, Oper von Weigl.

Spartanische Regierungshäupter würden diese Musik geduldet ja gepflegt haben, während sie gleichstrebende Tondichtungen die locker und schwammig das Mark der Tapferkeit einsaugen, weit von sich weggebannt hätten. Auch hier wird dem Zuge des Herzens gefolgt, aber es ist der Gang der Natur, einfach edel und kräftig. Eines Gefühls verschiedene Regungen, mit ihren leisen Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen, ist dem Künstler meisterhaft gelungen. Die Liebe ist's, welche durch die ganze Handlung geht, aber die sehnsüchtige zur Heimat, die besorgte der Eltern, die unterwürfige des Kindes, die Geschlechtsliebe, traurende und glückliche, die Dankbarkeit endlich, wie sind sie wenn auch verwandt,

doch so kenntlich auseinander gehalten! Man vergleiche damit das Bravourgeschrei in dreyßig Lärmopern — dort, das Gewinsel der verzweifelten, die süßen Arien der betrübten und gar die Ausbrüche der glücklichen Liebe, wo das Herz nach einem Walzer schlägt oder eine Ecossaise durchhüpft — man vergleiche damit die Gesänge der Schweitzer-Familie, und frage dann die Kenner ob sie, wie üblich, auch dieser Musik, darum weil sie verständlich ist, den Verstand absprechen mögen?

Demois. Pfeifer erhielt den lebhaften Beifall, der wenigstens auf der Bühne dem wahren Talente nie versagt wird. Vorzüglich dieser Rolle ist eine gewisse Kräftigkeit ihres Gesanges angemessen; denn das Schweizermädchen Emmeline mit einer wenn auch vorzüglichen aber schmächtigen Stimme, wie wir sie manchmal gehört haben, kann nicht genug thun. Ihr Spiel dagegen war kalt und geistlos, und wo es lebhaft war ohne Grazie. Stockungen und Taktverrechnungen will man, da das Publikum nachsichtig war, nicht bemerkt haben. — Hr. Hill, spielte den Jakob Friburg rasch genug. — Hr. Krönner als Graf und Mad. Urspruch als Gertrude, sangen wie sie es gewohnt sind, gut und aufmerksam. — Hr. Hillebrand hat etwas in seiner Art, was ihn eignet im Richard den breiten ehrlichen Schweizer natürlich darzustellen. Hr. Obermayer spielte den Verwalter und konnte nur mit Mühe sein komisches Talent, gegen seinen Vetter Paul, welcher von Hrn. Leißring kleinlaut und träge gespielt wurde, in den gehörigen Schatten stellen.

Am 4. July. — Künstlers Erdenwallen, Lustspiel von Julius v. Voß.

Ach, der Kunstfreund findet auf seinem Erdenwallen nicht weniger Leiden als der Künstler; freilich sind sie anderer Art — jenem wird oft für seine Kunst kein Geld, und diesem für sein Geld keine Kunst zu Theil. In diesem Originallustspiele werden beide Arten auf die Bühne gebracht; der Dichter der Louise hat es nicht geschrieben, das merkt man einigermaßen.

Welch' ein buntes Harlekinsgewand von hundert zusammengeflikten Lappen der verbrauchtesten Histörchen! Als wenn es nöthig wäre die Langeweile von so vielen Seiten her, mit Mühe herbeizuschleppen! Beim Himmel, man verläßt manchen Abend ganz vergnügt das Schauspielhaus, und denkt: nun ärger könne es doch nicht kommen; aber am andern Tage findet man sich betrogen. —

Herr Weidner spielte den Magister Lämmermaier, manchmal seiner selbst, manchmal der Posse würdig. Man sagt, daß er in dieser Rolle Iffland kopiere; so hätte also das Vorbild seine Fehler oder das Abbild wäre nicht getreu. Herr Weidner stellt den Magister zuweilen als einen eingebildeten Menschen dar, der stolz auf sein umfassendes Wissen sei; aber Lämmermaier ist nicht so. Er dünkt sich keineswegs was großes, sondern die poetische Kunst scheint ihm nur was kleines zu seyn, mit der man leichte Arbeit habe. Es ist also ein Mißgriff wenn sich der Schauspieler in die Brust wirft, und sich hochtrabend und tragisch geberdet. — Hr. Schmitt gab den Eduard Ihlen als ein wohlgesitteter junger Mensch, der nie die Achtung aus den Augen verliert, die man einer großen Versammlung schuldig ist. Ein Anderer der es mit den feinen Sitten nicht so genau nähme, würde beim Nachhausekommen aus dem Konzerte, in welchem er zur Thür hinausgeworfen worden war, ein klein wenig Verzweiflung geäußert haben. Er aber warf einen Blick auf's Partetre, unterdrückte seinen Schmerz, und betrug sich als wäre nichts vorgefallen. Zu artig! — Demoiss. Amberg spielte die Caroline Bahn, und gab sich Mühe. — Herr Haas zeigte als Vormund Willmann, daß er auf der Bühne wie zu Hause sei. Es ist recht angenehm wenn man an warmen Sommerabenden so bequeme Rollen hat. — Frau v. Busch spielte die Virtuosin Tempioni in einer Scene meisterhaft, in der nehmlich wo sie sich vom Magister Lämmermaier das von ihm gegen ihre Nebenbuhlerin verfaßte Sinngedicht vor-

lesen läßt. Auch Herr Weidner war in dieser Scene vortrefflich.

Am 5. July. Hariadan Barbarossa, Oper von Fränzl. Die Lärmschüsse in der Ouvertüre haben nicht unnöthig Angst gemacht; so wurde man wenigstens vorbereitet auf das was man zu erwarten hatte. Wenn unter einem Portrait geschrieben ist: das soll Herr N. seyn, dann mag man ohne das Gemählde zu sehen seinen Unwerth beurtheilen. Diese Oper ist eine musikalische Herberge, die gastlich viele Fußgänger, und mehrere Passagiere aus dem Mittelstande aufnahm, und wohin sich einige vornehme Reisende verirrten. —

Madame Hoffmann als Donna Julia, und Herr Schelble als Don Ramiro, haben die Kosten der Unterhaltung diesen Abend allein getragen, wofür ihnen Dank gebührt. — Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und sonstige Tänze, welche die Soldaten-Chöre gehend ausgeführt hatten. Sie entwickelten sich auf die künstlichste und anmuthigste Weise. Bald stellten sie einen Fächer vor, bald einen Zirkel, bald ein Linial, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feinde der zwischen die Flügel dieser leztern gerathe; er mag sehen wie er sich heraushelfe!

VI.

Nachzügler.

1.

Freylich wäre der Staat berechtigt die Herzen und Köpfe als Heerde und Rauchfänge der menschlichen Seele, bei seinen Bürgern von Zeit zu Zeit untersuchen zu lassen, um zu erfahren ob alles brandfest gebaut, ob nicht zu viele feuerfängliche Materialien darin aufgehäuft sind, und ob mit dem Lichte

vorsichtig verfahren werde. Eine solche Seelenschau, verbunden mit den Löschanstalten der Zensur würde eine vollständige Genie-Feuerordnung bilden, und das Gemeinwesen vor großen Unglücksfällen bewahren.

2.

Wenn der Fürst glaubt, das Volk sei ein Kutschpferd, das mit Gebiß und Scheuleder versehen, der Staatskarosse in welcher nur er sitzt, vorgespannt werden müsse — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe; dann irren beide. Aber was ist der Staat sonst? Es ist schwer hierauf zu antworten; der politische Zirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

3.

Es giebt politische Karyatiden die sich mit tragischen oder komischen Fratzen geberden, als trügen sie die Last des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter sind als die untern Theile des Hauses.

4.

Die Hanse-Städte, diese Parzen, welche den Lebensfaden des deutschen Handels von englischer Wolle spinnen, können noch einmal Deutschlands Furien in der Hölle der Armuth werden.

5.

Es ist wahr: die Weltgeschichte ist das Weltgericht, aber es kömmt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Trost dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher gestraft, oder ein Schuldner der Menschheit eingesteckt, dann werden zuvörderst die Prozeßkosten, Defensionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, so daß zur Privat-Entschädigung gewöhnlich nichts mehr übrig bleibt. Das Schicksal als Ober-Appellationsgericht und Austrägel-Instanz für Fürsten, gleicht darin völlig dem liquidirenden Wellington und andern irdischen Richtern tieferer Instanzen.

6.

Bei epileptischen Menschen hat man zuweilen bemerkt, daß wenn sie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, sie da in ihrer Rede fortfuhren, wo sie stehen geblieben waren als ihr Niederfall sie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdessen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallsüchtigen Staaten diese nehmliche Erscheinung wahrgenommen haben.

7.

Jene schöne Zeit, da noch — wenn selten ein schadenfroher Geist über Völker und Länder zog — nichts bebte als die Erde, und man Menschen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder seines Lebens ist gesprungen, und was man trüglich für erhöhte Kraft annimmt, ist nichts als das Schnarren und die Uebereile der zerbrochenen Kette, die in ungemessener Thätigkeit sich abhaspelnd, dem Stillstande und dem Tode zuläuft.

8.

Was ist die sogenannte Freiheit der Presse? — Die Erlaubniß ausserhalb der Festungsmauern spazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort ertheilt.

9.

Die politischen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen, und ihre Warnung das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren stündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürsten aus dem Schlafe; aber sie sollen auch nicht schlafen, es soll Tag seyn, und dann hören die Schreier von selbst auf.

10.

Wenn politische Schriftsteller in den Einrichtungen und in der Verwaltung der Staaten oft nur Tadelnswerthes finden, so thut man ihnen Unrecht, wenn man dieses einer störrischen unverträglichen Denkungsart, oder einer eiteln Verbesserungssucht zuschreibt. Es liegt dies vielmehr in der Natur der Sache. Der Tadel ist so mannichfaltig als die Fehler die er trift, das Lob aber einfach wie das Lobenswerthe und darum

unberedt. Es giebt tausend Krankheiten aber nur eine Gesundheit.

11.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es sie sich genommen, nicht da wo man sie ihm gegeben: So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft seinen finstern Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht was er thut; dem sich aber das Gefängniß freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es Dankerfüllt und geht froh und besonnen nach Hause.

12.

Welch' einen trüben Anblick gewähren uns jene Menschenschaaren, die Europens Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden und nicht angstvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürstendiener kümmerliche Brosamen darreichen Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüschen unserer Heimat, und uns mit jenen Riesenströmen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken befreunden. Lernet genau das Land kennen, wo noch Eurer Viele nach langen Leiden, das altergraue Haupt zum ausruhen und sterben hinlegen, und wo eure Söhne ungeneckt eure Enkel wiegen werden, Wohl verläßt keiner fröhlichen Muthes das Land das ihn geboren, und niemand vermag ohne Schmerzen sich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tausend Wurzeln fasert. Aber ermannet euch, fliehet ehe der Sturm kömmt und die Erde unter euren Füßen wankt. — Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von seinen Vorfahren ererbt die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es seine Herrschaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müssen.

Vielleicht ist die Menschheit bestimmt, die vier Jahreszeiten

ihres Daseyns in den verschiedenen Welttheilen auszuleben. Asien war die Wiege des menschlichen Geschlechts; Europa sah die Lust, die Kraft, den Uebermuth seiner Jugend. In Amerika entwickelt sich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtausenden erwärmt die greise Menschheit ihre kalten zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und sinkt endlich lebenssatt als Staub in Staub dahin.

13.

Hätte Rußland Cäsars hochherzigen Stolz, lieber der erste in einem Dorfe als der zweyte in Rom seyn zu wollen, dann würde es seinen Trieb sich westlich auszudehnen unterdrücken, und den Blick nach Asien wenden. Rußland wird Europa nie beherrschen, oder dieses müßte früher des Wunsches unwerth geworden, seine Cultur zerstört, die Krone der Bildung ihm entrissen seyn. Peter der Große hatte den Sitz des jugendlichen Reichs von der Grenze Asiens nach Europa verlegt, um dort zu lernen was Noth thut; aber nun nachdem Rußland ein Jahrhundert die Schule europäischer Bildung besucht hat, möge es nach Asien zurückkehren, wie Peter der Große selbst nach vollendeten Lehrjahren in seine Heimat zurückgekehrt war. In Asien kann es Lehrer werden, in Europa aber wird es immer nur ein geringgeachteter Schüler bleiben. Aber die herrschaftliebenden europäischen Fürsten, den verjährten Vorurtheilen des Adelstolzes noch immer anhängend, wollen sich nur mit ahnenreichen europäischen Ländern vermählen, auch wenn sie arm und häßlich wären, und achten die viel reichern und schönern Staaten der übrigen Welttheile darum nicht, weil sie neuern Ursprungs und gleichsam bürgerlicher Abkunft sind. Rußlands Unterthanen werden als asiatische Bürger sich frei und glücklich fühlen, und ihren Beherrscher lieben, als europäische aber, sich mit den liberaler beherrschten Deutschen, Franzosen und Engländern vergleichen, und das Joch der Regierung drückend finden.

I.

Warum sind Concordate nicht mit dem Pabste zu schließen?

Kriegserklärungen und Friedensschlüsse werden, insofern dabey schnelle Berücksichtigung der Umstände nöthig ist, von den Völkern den Regierungsverwaltenden (executiven) Behörden vertrauensvoll in die Hände gegeben. Für die eilende Nothfälle, in denen ein längeres Deliberiren mit Vielen und ein allzu frühes Oeffentlichmachen der Staatsgesammtheit schädlich werden möchte, ist der Regent mit seinen administrativen Räthen aufgefordert, sein Volk zu repräsentiren und also im Sinn und Namen desselben zu unterhandeln und Verträge zu machen.

Aber auch hier muß die Verständigkeit einer Nation voraussetzen und Verfassungsmäßig machen, 1. daß bey Kriegsbeschlüssen und Friedensverträgen der Regent nur im Geiste der Nation, nach ihren Bedürfnissen, Vortheilen und Kräften handle; 2. daß die administrative und executive Macht nur insoweit allein handle, als Beschleunigung nothwendig und Aufschub dem Staatsganzen nachtheilig wäre, also, in soweit als das Alleinhandeln, das Anticipiren der ständischen Einwilligung durch das Staatswohl, den Zweck des Staatsvereins, offenbar gerechtfertigt ist. Deßwegen wäre noch keine Constitution in einem Staate, wo es 3. nicht Ver-

fassungsgesetz wäre, daß die Bündnisse baldmöglichst der Volks-repräsentation zur Berathung vorgelegt und 4. die dazu erforderlichen Mittel erst von den Ständen frey bewilligt werden müßten. Bedingungen, welche die administrative und executive Behörde bewegen möchten, auch in der Schnelle nichts einzugehen, wofür sie nicht in der Folge die Zustimmung der Stände aus Motiven des Staatswohls erhalten zu können, voraussetzte.

Nicht aber sind unter Bündnisse und Verträge dieser Art die Concordate zwischen Päbsten und Regierungen zu rechnen. Diese wichtige Unterscheidung beruht auf vielen Gründen.

Ueberhaupt sind solche Verträge nie eine Sache der Eile, wo Gefahr auf dem Verzug wäre. Die katholische Kirchengesellschaft existirt ohne sie. Der Staat hat keinen Krieg gegen sie, hat keinen von ihr zu befürchten. Alles kann also in völliger Ruhe berathschlagt und das Beste ruhig ausgemittelt werden.

Daß die Unterhandlungen, das heißt, die Ausfindung der Bedingungen, unter denen die Kirchengesellschaft mit der Staatsgesellschaft zu beyderseitigem wahrem Nutzen in Eintracht zusammen seyn könne, noch vor dem Abschluß öffentlich werden, kann nur nützen. Nur was Verstand und Vernunft als das möglich-beste erkennen, nicht aber äußerliche relative Nachgiebigkeit oder Täuschung sollen das Zusammenseyn der Kirchengesellschaft mit der Staatsgesellschaft sichern, und für beyde wohlthätig machen. Hier ists dann offenbar das Zweckdienlichste, daß nicht die Räthe, welche gerade die administrative Regierungsstellen besetzt haben, sich allein die allumfassende Kenntnisse zuschreiben, was nach Verstand und Vernunft wegen seiner Zwecke zu verändern oder zu vermeiden sey. Immer, wo die Sache selbst ein Zuwarten und eine Enthüllung der vorliegenden Verhältnisse erlaubt, sollten die Männer am Platz, daran gerne denken, daß auch

unter einem alltäglichen Mantel — will sagen, auch

bey Leuten, welche nicht gerade Staatsdiener-Uniform tragen — Weisheit seyn könne.

Sie sollten gerne, was Jean Paul so treffend andeutete, den unübersehbaren Reichthum der Regenten benutzen, die Gewißheit nämlich, daß

der Regent so viele unter seinen unbekannteren Unterthanen habe, von denen der Eine für dieses, der Andere für jenes Staatsbedürfniß so gut und besser Bescheid wissen, als die Männer am Platz, welche alles zusammenfassen sollen.

Der Gesammtheit Anlaß gegeben zu haben, daß solche für Einzelnes tüchtige, unbesoldete Räthgeber ihre Ansichten und Gründe mittheilen können, kann nie schaden. Dies ist der große Zweck der Publicität. Den Besoldeten bleibt ja doch die Pflicht und das Recht, alles zu prüfen und das möglichbeste zu wählen.

Insbesondere aber sind Concordate nicht solche Verträge, welche zwischen Päbsten und Regierungen abgeschlossen werden dürfen, weil —

die Päbste nicht ein Recht haben, im Namen der Kirchengesellschaft zu contrahiren.

Warum nicht?

Wir begründen den Satz!

Das gröste und gemeinschädlichste Vorurtheil in der ganzen Concordatssache und im ganzen Urtheil über die Verhältnisse einer Kirchengesellschaft zur Staatsgesellschaft geht aus der Voraussetzung hervor, daß der Pabst die Kirche so,

wie der Regent den Staat

zu regieren habe.

Wie sehr das Kirchenregiment ein ganz anderes als die Staatsregierung seyn müsse, wird nur klar, wenn man fest ins Aug faßt, wie sehr Kirchengesellschaften von Staatsgesellschaften verschieden sind.

Beyde sind nur um ihres Zwecks willen. Sie sollen seyn, was ihr Zweck fodert. Ihr Vereintseyn ist nicht

richtig, wenn es etwas anderes ist, als das angemessene Mittel für ihren Zweck.

Der Zweck des Staatsvereins ist ein äußerer. Rechtsschutz und Waffenschutz für Eigenthum und für Erwerb, als Mittel, Eigenthum zu haben.

Der Zweck jeder Kirchengesellschaft ist ein innerer, nämlich — der Religiosität nach gewissen Ueberzeugungen um so gewisser gemäß zu leben.

Dazu sondert die Kirchen-Gesellschaft Mittel aus, auch von dem Eigenthum, das sonst jeder auf seine Erben vererben würde. Die Erben lassen es ausgesondert für jenen Zweck, so lange auch sie eben denselben Zweck nach eben denselben Ueberzeugungen wollen. Den Zweck, gemäß der Religiosität zu leben, dürfen sie nie aufgeben. Aber gewisse andere Ueberzeugungen, wie das religiöse Leben die beste Richtung und Lenkung erhalte, können entstehen. Die für das religiöse Leben aus der Erbschaft einmal ausgesonderten Mittel (Stiftungen aller Art) müssen dem heiligen Zwecke geheiligt bleiben: Aber sie sollen nach den jedesmaligen Ueberzeugungen angewendet werden.

Ebenso sind die Aemter der Kirchengesellschaft um des innern Zwecks willen, das Leben nach der Religiosität möglicher oder am besten möglich zu machen.

Ueber den innern Zweck, die Religiosität, kann niemand, selbst die Kirchengesellschaft, nicht contrahiren. Er ist Pflicht, und meist nur innerlich ausführbar. Kein Krieg, keine Gewalt kann ihn wegnehmen, wie äußeres Eigenthum, um dessen Willen die Staatsgesellschaften ihren Regenten die Vollmacht, Bündnisse zu schließen, anzuvertrauen Ursache haben.

Leicht macht sich die Anwendung dieser Grundbegriffe auf die Frage, durch wen die Kirchengesellschaft über das, was ihr eigen ist, über Stiftungen, Aemter, Ueberzeugungen — Concordate machen könne.

Ueber die Ueberzeugungen kann die Kirchengesell-

schaft mit dem Staate nur in sofern contrahiren, als dieser verlangen muß, daß, wenn er die Kirchengesellschaft, durch Recht und durch Waffen schützen solle, sie auch nichts gegen die unentbehrlichen Grundsätze des Staats, gegen die Pflichten und Rechte der zusammenwohnenden Bürger, in ihren Ueberzeugungen als wesentlich aufgenommen haben dürfe. (z. B. nicht die Ueberzeugung, daß Ehe mit einem Mitglied einer andern Kirche ein Abscheu sey, oder daß eine andere Kirche gar nicht im Staate mit gleichen Rechten geschützt werden sollte; oder daß nur ihr Vorzüge gebühren u. dgl.)

Ueber die Mittel zum inneren Zweck, d. h. über Aemter und Stiftungen kann die Kirchengesellschaft anders verfügen oder verfügen lassen, wenn sie sich überzeugt, daß zu ihrem religiösen Leben eine veränderte Modification derselben zweckdienlicher wäre. Ueber diese Dienlichkeit zu einem innern Zweck der Kirche aber hat die Staatsgesellschaft nicht zu urtheilen; sie muß dieses Urtheil der Kirchengesellschaft und ihren eignen Geschäftsträgern überlassen. Also hat auch darüber die Staatsgesellschaft mit ihr nicht zu contrahiren, oder, wie man sagt: ein Concordat zu machen.

Es giebt also keinen Gegenstand, worüber Staaten und Kirchen mit einander zu contrahiren haben könnten, es giebt keine Concordate, als

entweder über die Bedingungen, ohne welche die Staaten nach ihrem Zweck der Eigenthumsschützung eine gewisse Kirchengesellschaft in ihren Schutz zu nehmen für unerlaubt, für zweck- und pflichtwidrig halten müßten (insofern nämlich gewisse Kirchenmeinungen mit dem Staatszweck unverträglich oder ihm wenigstens hinderlich wären);

oder über Bedingungen, ohne welche die Staatsgesellschaft wenigstens keinen Grund hätte, ihren doppelten (kostbaren, dem ganzen Verein beschwerlichen) Rechts- und Waffen-Schutz auch über diese, jene Kirchengesellschaft auszudehnen. (So kann z. B. keine Kirchengesellschaft

verlangen, daß die ganze Staatsgesellschaft sie in Schutz nehme, wenn sie nicht als Kirchengesellschaft zu den Kosten des Rechts- und des Waffenschutzes beytragen will; ebenso kann keine Kirche Waffenschutz verlangen, deren Grundsatz wäre, den Schutz durch Waffen nicht entweder persönlich oder durch Stellvertreter möglich zu machen.)

Diese beyde Classen von Bedingungen sind mögliche Gegenstände eines Concordats zwischen Staat und Kirche; aber sie sind nach Land und Zeit verschieden. Also kann nicht die Oberaufsichtsbehörde, welche für die (Katholische) Kirche aller Orten und Länder Einheit des Glaubens und der christlichen Sitten inspectionsweise zu erhalten hat, darüber contrahiren. Vielmehr muß jeder schützende Staat als Territorialbehörde darüber mit der Territorialkirche zur Uebereinkunft kommen. Nicht der Pabst also, sondern jede Territorialkirchen-Gesellschaft hat Concordate für sich mit der Territorial-Staatsregierung zu machen.

Am allerwenigsten ist der Pabst befugt, Rechte seiner Kirchengesellschaft da und dort zu erhalten, anderswo aber abzutreten.

Er ist Mittelpunkt für Einheit des Glaubens und der Sitten. Wie dürfte er Concordate machen, welche das Gegentheil der Einheit bewürken? Warum soll die Kirche in Frankreich weit mehr Freyheiten (Befreyungen von römischer Einwirkung) haben, als Teutschland? Etwa, weil die Teutschen die Männer der Geduld sind?

Noch weniger ist der Pabst befugt, Kirchenrechte überhaupthin abzutreten oder ihre Wegnahme gleichsam zu genehmigen. Er ist in keinem Sinn Besitzer der Rechte der Kirchengesellschaft.

Diese hat Pflicht und Recht, Lehrer und Vorsteher für ihren innern Zweck zu wählen. Sie selbst kann diese Pflicht und dieses Recht auf die in ihrem Namen vom Regenten und Landes-Bischoff gewählten Exa-

minations- und Anstellungs-Collegium transferiren. Aber worauf sollte sich ein Recht der päbstlichen Behörde gründen, um die Wahlen der Kirchengesellschaft ohne derselben Willen einem Regenten hinzugeben, dessen Minister vielleicht ohne Rücksicht auf den Zweck der Kirche Nominanden vorschlüge? Woher hat die Pabstmacht ein Recht, über derley Nominirte allein zu erkennen, ob sie einzusetzen seyen?

Ferner: Die Kirchengesellschaft jedes Landes kann erkennen, ob und was von ihren Stiftungen zum Schutz des Landes, ohne welchen sie selbst nicht geschützt wäre, weltlich zu verwenden sey. Aber woher sollte der Pabst ein Recht haben, zu bestimmen, wieviel von solchen Territorial-Kirchen-Stiftungen zu einem Territorial-Zweck abzulassen (zu secularisiren) sey, und dabey durch Protestationen das zu verweigern, was ohne ihre Genehmigung (durch den Westphälischen Frieden, durch Reichsverträge, durch den Wiener-Congreß) Local- und Territorial abgelassen war.

Am allerwenigsten kann die Pabstmacht ein Recht nachweisen,

durch Abtretung dessen, was den Local- und Territorial-Kirchengesellschaften eigen ist oder ihrem Zweck gemäß ihnen zukommen müßte, sich selbst gewisse Vortheile (wie das Institutions-Recht der Bischöffe, die Annaten und dergleichen) privative auszubedingen.

Die Kirche ist nicht eine Schaafheerde, von deren Wolle und Fleisch der Hirte zu zehren haben soll. Wie lächerlich wären die zweckwidrigen ewigen Anspielungen auf oves und ovile, wenn sie nicht verderblich und daher beklagenswerth wären. Wann? Wann werden endlich die balatus-ovium (das Baef, Baef) auch den Oberhirten des Bessern belehren? Wie stark erschallte einst das Baef, Baef — die Balayos, Balatus — der Schaafe bis von Portugal her! Es ist die Zeit nicht mehr, wo diese Schaafe verstummen vor ihrem Scherer.

II.

Notizen über die Heidelbergischen Jahrbücher von 1818.

Auch ein Wörtchen über die teutsche Vis inertiae.

Die Vorwürfe sind Ihnen aufgefallen, welche hie und da, besonders durch die so lesenswürdige Speyrer-Zeitung den Heidelberger Jahrbüchern für 1818, wegen einiger weniger Stellen gemacht wurden. Diese sonst freysinnige Zeitschrift scheint eines oligarchistischen Geistes oder Ungeistes Inspirationen ausgesetzt worden zu seyn.

Dies ist nicht der Fall.

In den leztern Jahren mochte vielleicht eine anmaßlichere Miene und Stimme sich ein gewisses Dominat ertrozt und erschwazt, auch hie und da eine Ausschließung dessen, was die Zeit besprochen haben will, einzeln oder per majora durchgesezt haben. Diese kleinlichte Dictatur endigte mit der berühmten dialectisch-unhistorischen Beurtheilung der Würtenbergischen Stände-Verhandlungen, womit der damals dienstthuende Redacteur, der jezt nach Berlin abgehende Professor Hegel, von den Jahrbüchern abtrat, wie wenn er ihnen dadurch das Testament gemacht hätte. So weit mußte die scholastische, sophistische Grillenfängerey getrieben seyn, damit ihr Absterben einem andern Leben Platz machte.

Nunmehr traten acht bis zehn Professoren zusammen, deren jeder als Specialredacteur für die Fächer sorgt, in denen er sich so schon eine Stimme erworben hat. Was sie selbst und die von ihnen eingeladenen Recensenten bearbeiten, wird durch einen Generalredacteur zum Abdruck geordnet, und eben dieser erhält durch Conferenzen mit den Specialredactoren die Zusammenstimmung. Die Tendenz aller ist, durch Gründe ihre Beurtheilungen freymüthig zu motiviren. Dies thaten auch diejenigen Recensionen, in denen man einige Abweichung von dem volksthümlichen Zeitgeist

bemerkte. Weil sie Gründe gaben, war es der freysinnigen Tendenz des Instituts gemäß, auch diese hören zu lassen.

Wird denn die teutsche Lesewelt nicht endlich dahin sich erheben, daß sie nicht mehr sagt: die Allgemeine Litteratur-Zeitung, die Heidelberger Jahrbücher ꝛc. ꝛc. haben so und so geurtheilt. Vielmehr: diese und jene Gründe dafür oder dawieder sind da und da angedeutet. Und wir, wir — wollen nicht träge genug seyn, um sie blos wie Urtheile eines L. Schöppenstuhls nachzuschwazen. Freysinnigkeit ist nur in der Selbstthätigkeit, da, wo abgeurtheilt wird, nicht wo Gründe gegeben werden, scharf zuzuhören und (wo möglich) dabey ein wenig selbst zu denken.

Uebrigens ist dies wie der Augenschein gibt, nicht so zu verstehen, als ob die Heidelberger Jahrbücher jeglichen Wind, er mag herblasen, wo er will, aufnehmen und zum Beyspiel neben den Beleuchtungen mancher Ungründlichkeit auch ein Sammelsurium für (somnambulistischen, Hobbesischen, Macbenacischen, Kanneschen ꝛc. ꝛc.) Mysticismus werden wollten oder könnten. Wer so was gerne anbringen möchte, mag sich ein eigenes Pläzchen für diese Nothdurft anlegen. Jede Recension muß dadurch ihre Legitimität beurkunden, daß sie, — wenn man auch ihre hohe oder niedere Geburt und ihre Ansprüche, auch ein Publicum zu haben, nicht kennt — um ihres Gehalts willen entweder Anerkennung oder Widerlegung verdienen kann.

III.

Warum soll im rechtlichen Teutschland allein der Gelehrte seines Erwerbes nicht rechtlich sicher seyn? über sein eigenthümlichstes Eigenthum nicht sicher testiren können?

Nichts, ich gestehe es, ist mir unbegreiflicher, als dieses, daß manche Gesetzgebungen *) den Grundsatz annehmen konnten:

*) Vergleiche des Bundestaggesandten, Herrn von Berg, Auszüge

Jeder ist befugt, durch Mittheilung seiner Erfindungen sich und den Seinigen soviel zu erwerben, als freywillige Käufer ihm dafür geben mögen —

Nur der Gelehrte aber ist dazu nicht befugt.

Der Staat hat vielmehr das Recht, etliche Jahre zu bestimmen, in denen er ihm jenes Erwerbungsrecht beschüzt. Der Staat bestimmt, wie bald sein Schuz dafür aufhören solle. Stirbt aber der Gelehrte, so hört für die Seinigen dieses Erwerbungsrecht gerade zu auf. Jeder, wer will, kann sich zu seinem Erben machen, mit seiner Erfindung etwas gewinnen. Für seine Erben aber schüzt der Staat, welcher doch alle Vermächtnisse schüzt, nicht das Vermächtniß des Gelehrten an seine (meist bedürftige) Wittwe und Waysen, denen er seine Schriften, seine Gedankenmittheilung (oft wahrscheinlich als kümmerlichen Ersatz seines darüber zum Theil früher verzehrten Lebens) gerne hinterlassen möchte.

Inconsequent scheint eine solche Gesetzgebung auch in sofern zu seyn, als der Gelehrte, wenn mit dem Ende seines Lebens auch das Recht, seine Erwerbsmittel einem andern zu vermachen, ein Ende nehmen soll, alsdann der einzige ist, welcher

nicht einmal über das (Verlags-) Recht des von ihm erfundenen Erwerb-Mittels für immerhin mit einem Buchhändlerischen Unternehmer einen Accord schliessen kann.

Wie tief müßte eine Nation in der Schätzung aller Mittel für Geistesthätigkeit noch zurück seyn, welche billigen könnte, daß gerade die, welche am meisten Geistesaufwand zu machen haben, die Schriftsteller, am wenigsten Aufmunterung dafür erhalten sollten, vielmehr die selbst erworbene

---

aus mehreren teutschen Gesetzgebungen im Protocoll des Bundestags vom Juny 1818.

äußere Aufmunterung, oft die Grundlage für ihre und der Ihrigen Subsistenz ohne Rechtsschuz im Staate gelassen sehen müssen. Wer irgend in Eil ein Schauspiel auf die Bühne giebt, erhält gesetzlich, wo es aufgeführt, einen Antheil an dem, was seine Gedankenmittheilung andern erwerben hilft. Teutsche Gesetze gibts, die diesen ohne das Werk des Schriftstellers unmöglichen Erwerb jedem Buchhändler zu machen erlauben, dem Urheber des Erwerbmittels selbst aber ihn nach etlichen Jahren, oder wenigstens mit dem Augenblick, wo seinen Nachkommen die Hinterlassenschaft sein eigenes Daseyn zu ersetzen anfangen sollte, geradezu und gleichsam ex officio absprechen.

Wenn der beste oder der alltäglichste Schriftsteller (ein Buch) eine Mittheilung seiner Gedanken, macht, wer darf ihm befehlen, daß er es seinen Zeitgenossen, seiner Nachwelt, schenken müsse? Ist die große teutsche Nation je so grosmüthig gegen ihre Schriftsteller, daß sie diese Grosmuth gegen sich ihnen gesetzlich befehlen darf?

Wenn der Verfasser der durch 1000 einzelne Exemplare jedem, der 1 Exemplar ihm oder seinem Commissionär abkauft, die Erlaubniß giebt, die Gedanken darin für sich als Gedanken durch Umsatz in seine Gedankenmasse zu benutzen, wer darf folgern, er habe die Erlaubniß gegeben, daß der Käufer, als Eigenthümer der ganzen Gedankenmittheilung an seine, des Erfinders und Erwerbers Stelle trete, ihn selbst aber sogar von dem Erwerbsmittel verdränge.

Eines Gesetzes, welches die Erfindungskraft, die Geistesthätigkeit mehr unterdrückt, als aufmuntert, wären barbarische Zeiten und Länder mehr würdig, als unser teutscher Zeitgeist, unser liebes teutsches Vaterland.

Oder hat unser Teutschland an Aufmunterung zur Geistesbildung einen solchen Ueberfluß, daß man der Lust dazu jeden äußern Antrieb abschneiden muß?

Geben etwa die Staatsregierungen der litterarischen Geistesthätigkeit ohnehin soviel Nervensaft und Lebenskraft,

daß die Gelehrten dafür den Staaten ihr Eigenthum an den von ihnen für sich und die Ihrigen hervorgebrachten Erwerbsmittel zum voraus abtreten könnten? und müßten?

Oder soll man denken, Staatsgesetzgebungen seyen von Männern inspirirt worden, welche der schriftstellerischen Geistigkeit allen äußern Reiz und sogar die oft nothdürftigen Subsistenzmittel in gesetzlicher Form zu entziehen, cavalièrement für das räthlichste gehalten haben, um die oft unverschämte Besserwisserey der Gelehrten indirect sich vom Halse zu schaffen.

Die Preßfreyheit zu erlauben, aber alles so zu lenken, daß Niemand mehr den Pressen etwas zu geben Lust und Muth haben könnte!! Dies, o ihr K . . . ze, dies, o ihr Räthe der geheimen Polizey, dies wäre die sublimste Aufgabe, welche durch eine geschickte Gesetzmunkeley zu lösen, ihr den Augenblick benutzen solltet!

Wohlan! schneidet nur der selbstforschenden, selbstthätigen Gelehrsamkeit alle Aufmunterung ab; drückt das ächte Gelehrtwerden, als unnütz nieder, hasset es tödtlich als furchtbar und störend für eure gebieterische Rechthaberey. Aber erwartet dann auch, was aus euren bloßen Practikern, aus euren Routiniers werden wird. Zur Maschinenarbeit taugen hunderte, tausende. Aber wird ihnen nicht auch Geist, Selbstforschung eingeflößt, so viel jedem jener Handarbeiter zur Leitung seiner Praxis in sich aufzunehmen und zu fassen vermag, dann erwartet, welche Geschäfte gemacht, welche Regierungswunder geschaffen werden können durch die lautere vis inertiae oder durch ungeregelte Genie-Einfälle von Arbeitern, in denen nichts wissenschaftlich durchgearbeitet ist.

IV.

Was hilfts, den Teufel austreiben durch Beelzebub?

Frage an die mystischen Geschichtforscher.

Man sagt: die Pabstmacht habe im Mittelalter so hoch steigen müssen, um der weltlichen Macht das Gegengewicht zu halten. Man spricht oft hievon, gleich als ob die mystisch-pragmatischen Historiker hierinnen eine wohlthätige Maasregel der Vorsehung oder — wie man philosophisch feiner zu sprechen pflegt — der höheren Weltordnung entdeckt hätten und in den geheimen Rath der Gottheit eingedrungen wären. Immer, — so folgert man alsdann gerne für jetzt und alle Zukunft —

> immer muß die geistliche Macht der weltlichen gegenüber stehen, um diese in ihren Uebertreibungen zu mäßigen.

So wird die Geschichte „fruchtbar" gemacht. So soll die getäuschte Vorwelt auch noch die Nachwelt zu mysticiren mithelfen.

Aber Aequilibristen! was hilft es dem leidenden Theile der Menschheit, wenn die Vorurtheile der Weltlichkeit dadurch ins Gleichgewicht gesetzt, wenn sie dadurch aufgewogen werden sollen, daß auf dem andern Wagebalken die Geistlichkeit eben so schwere und noch stärkere Vorurtheile anhängt und geltend macht. Der Schwerpunct in der Mitte, was gewinnt er dabey, als daß er, der alles tragen soll, statt einer zwey Lasten zu tragen hat.

Wahr ists; das Geistige soll das Weltliche, das Irdische, überwägen. Das Idealisch-Wahre und Gute soll die vergängliche Herrschaft der Eigennützigkeit überwältigen. Aber ist das Geistige nur im Geistlichen? ist es nicht dort, wo die Vernunft nicht nur als Kraft ist, sondern als

Wirksamkeit vorherrscht. Oder soll immer nur der Teufel ausgetrieben werden durch Beelzebub? soll immer nur die Möncherey abgethan werden, wenn der Finanzabgrund nach den Klosterstiftungen hungert? soll immer nur die Religion wieder durch Domcapitel hergestellt werden, weil man die Secondogenituren des Adels, nachdem ihm soviel von seinen rechtmäßigen Besitzthümern wegsouverainisirt worden ist, doch als Domherren von den Kirchenstiftungen erhalten sehen will?

Man treibt nicht den Teufel aus durch Beelzebub. Der ausgetriebene vielmehr nimmt 7 ärgere, denn er war, zu sich und der alte Teufel setzt sich nur fester, zugleich mit den neuen parvenus.

V.

Schüchterne Bemerkungen über Oestreich und Preußen.

Im deutschen Bundes-Parlamente stellt Oestreich das erhaltende Princip (die Pairskammer) Preußen das schaffende Princip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes ist das bindende Azot, dieses das freimachende Oxygen in der politischen Atmosphäre Deutschlands. Aus ihrer gehörigen Mischung allein entsteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrschte würde das deutsche Gemeinwesen ein sieches unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuräschen Athemzügen sich verzehren.

Oestreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geist und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablassende Theilnahme an den frohen Lebensspielen des deutschen Volks mußte um so mehr überraschen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernsten Mannes kömmt. Preußens Wirksamkeit war freilich seelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat,

that es nur aus Lust und seinem Naturtriebe folgend, was Oestreich mit Verstand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verspotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geist der Zeit seine Freude findet.

Die Oestreichische Regierung fürchtet jede Volksbewegung, und ist folgerecht genug auch keine solche zu dulden, die zu ihrem eignen Besten thätig ist. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, sie war die einzige deutsche Macht die eine Volksbegeisterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen lassen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit, die Bürgerbewaffnung, und das Streben der Deutschen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es wie in den Kleidertrachten nur spielend sich zeigte, hätte geehrt werden sollen, lächerlich gemacht.

Oestreich ist die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ständischen- oder freien Munizipal-Verfassungen, die dort noch statt finden, dienen nur sie wirksamer zu machen, indem sie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geist des Staatskörpers ist in der Regierung das Herz im Adel, im Volke ist nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieses Reiches inneres Regierungssystem, die Unmündigkeit worin der Geist der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Presse, die Quarantaine, der sich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Ansicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verstattet wird, oder die gänzliche Gedankensperre ausländischer Erzeugniß — alles dieses war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilsam. Joseph's II. allzurasche und darum mislungene Versuche mochten es billig schüchtern machen. Nach ihm, durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und der Lage der Dinge die man mit dem Namen französische Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an sich erwünschte Freiheiten, da sie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf gesetzlichem Wege zufließen

zu lassen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jezt aber wäre es an der Zeit den Bürgern freiwillig zu geben, was man sich nicht abtrotzen zu lassen, sich stark genug gezeigt hatte. Daß das östreichische Volk mit innigerer Liebe als irgend ein Anderes an seinen Fürsten hängt, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung sondern die des Fürsten und der Verwaltung. Aber leztere sind sterblich während erstere dauert. Weder Liebe noch Furcht ist jezt mehr ein sicheres Band zwischen Volk und Herrscher, sondern Achtung allein; denn die Völker sind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den lezten fünf und zwanzig Jahren unübersteiglich geachtete Berge erklimmt, und geht jezt thalwärts, den Frieden und die Heimat suchend. Man mag ihr immer eine heilsame Hemmkette anlegen um ihren Lauf zu schwächen, aber aufhalten läßt sie sich nicht, sie zerreißt die Kette, und zieht jeden der sie gewaltsam zurückhält, mit sich hinab.

Oestreich ist das europäische China, ein still stehender ausgewachsner Staat. Er treibt seine starken Wurzeln weit über seinem eigenen Gebiete, unter dem Boden anderer Länder fort. Diese starke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, schwerer ist, es zu lieben. Es mag zu seinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geistreiche Männer für sich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben gesinnt sei, spricht sich in diesen seinen Verfechtern am deutlichsten aus. Verspottet und gehaßt führen sie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die gut oder schlecht stets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen siegt das leztere; darum wird auch Oestreich, kalt besonnen und lieblos wie es ist, dem Geiste der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oestreich nicht entbehrt, und dessen gutmeinender Fürst, nicht unwillig sind dem Volke mehr Luft und Licht

zu geben; aber sie gehen zu langsam in dieser eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur wer stille steht, nicht wer sich bewegt. Es ist eine überkluge Staatskunst in einer Zeit der Neuerungssucht und eben weil sie so beschaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorsicht ist nöthig, aber schleichen heißt nicht behutsam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man schnell zu kommen suchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr selbst verringern.

Es giebt politische Gebrechen, die für den einen Staat als in seiner Organisation gegründet nothwendig, und daher auch heilsam sind, für den andern aber, weil sie seiner Natur widersprechen verderblich werden, und ihn früher oder später entweder zu einer Umänderung oder zur Zerstorung führen. So ist die Schuldenlast Englands sowohl die Stütze seiner innern Freiheit als die Bürgschaft seiner äussern Ruhe, indem es hierdurch das Schicksal anderer Staaten an seine eigene Fortdauer knüpft. Für Oestreich hingegen ist die Zerrüttung des Finanzwesens an der es leidet, ein Uebel ohne Ersatz. Ohne dieses Gebrechen wäre es ein unabhängiger geschlossener Staat. Sein Finanzwesen widerspricht durchaus seinem angenommenen Regierungssysteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider seinen Willen mit dem liberalen Geiste unserer Zeit zusammen, da es genöthigt seyn wird zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, sich den übrigen deutschen Staaten in Einführung freisinniger Verfassungen anzuschließen.

Aber so mußte Oestreich beschaffen und mit diesen Fehlern mußte es begabt seyn, um Europa's Retter zu werden. In unserer sturmbewegten Zeit war dieser Staat der einzige Felsen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte, und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere sich vereinten. Die europäischen Fürsten erkennen es nicht genug, wieviel, ja daß sie Oestreich alles zu verdanken haben. Es kampfte fünf und zwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürstengeschlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es ha

den gewaltigen Geist der Zeit — besiegt nicht, aber aufgehalten, für so lange als das Schicksal es in der Menschen schwache Hände geben wird. Aber nicht blos wo Oestreich sich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenstellte, auch da war es Rettung bringend, wo es besonnen dem Laufe der Dinge anscheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden schloß. In unsern Treibhauszeiten, wo jede That von der Glut einer wahnsinnigen Sehnsucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt, ist die langsame nüchterne Kraft, die sich nie ganz verbraucht, und darum aushält, die wirksamste und nützlichste. Mit dieser hat Oestreich gestritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordenen fast bewußtlos handelnden Staatsklugheit, unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet als Preußen mit unzeitiger zappelnder Geschäftigkeit. Gleich dieser Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleonischen Herrschaft da sie noch in ihrem Jugendfeuer war, sich unversöhnlicher entgegengesetzt hätte. Oestreich hat Napoleons Macht, vielleicht nicht absichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener sie zu befestigen gedachte, und die Welt selbst sie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louise. Halb Frankreich und viele seiner Anhänger ausser ihm hatte sich der französische Kaiser hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieser Verbindung mit einer legitimen und die Grundsätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerstören und unterdrücken. Daß er diese Furcht einflößte ohne sie zu rechtfertigen, war um so gefährlicher für ihn, denn Oestreich und die alten französischen Aristokraten sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikanischen Franzosen hörten darum nicht auf besorgt zu seyn. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oestreich keinen Feind mehr in seinem Wirkungskreise zu scheuen fand, verließ er den Schwerpunkt der ihn sicherte, und indem er, Rußland bekriegend, sich mit

seiner Macht zu sehr hinüber neigte, stürzte er von seiner Höhe herab. —

Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Gränzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachsen, das Kleid auszufüllen suchen. Die Rheinprovinzen welche es erworben hat, können auf die alten Länder denen sie einverleibt worden sind, wohlthätig wirken, indem sie ihnen die unter der französischen Herrschaft errungenen neuen und heilsamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Sezt man sich aber dieser Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden, und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geist der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiserlichen Regierung, das französische Volk der Gleichheit sich erfreute, die man schmerzlicher vermißt als selbst die Freiheit, und daß, wenn sie Napoleon der leztern beraubte, es weniger geschah um sie selbst zu unterjochen, als um sie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freisinnigen Regierungslehren seiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es besser diese Provinzen einer eignen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schlesien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrsche! Oestreich hat darum so fest und ungestört seine Staaten jeder Zeit zu beherrschen gewußt, weil es jedes Land nach seiner eignen Weise, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen ist keine europäische Macht; nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rathe der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Aber Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen

findet allein im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund; die andern Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieses Bewußtseyn, die Dankbarkeit des deutschen Volkes zu verdienen, kann allein an Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutschland bei seinen ausgedehnten Grenzen, dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der Preußischen Macht jene hohe Bedeutung zugesteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist's der den Körper regiert.

VI.

Bücherkunde.

Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Civilprocesse, von Dr. Carl Leopold Goldschmidt. Frankfurt am Main 1818. Verlag der Hermannschen Buchhandlung.

Wer im Innern eines Hauses sich umzusehen die Neigung oder das Recht nicht hat, weil dessen Bewohner ihm unbekannt sind, der mag doch gerne vor dessen Aussenseite weilen, wenn die Bauart etwas anziehendes enthält. Eine solche öffentliche Seite hat manches Buch für viele welchen sonst der Inhalt fremd ist, und diese des angezeigten Werkes will ich meinen Lesern zuwenden. Glücklich sind diejenigen welche dabei stehen bleiben dürfen, und nie in Gefahr kommen in dem Labyrinthe des Rechts von dem Minotaur des Prozesses verschlungen zu werden. Man kann eine Stelle aus Schillers Taucher ohne alle Bosheit so parodiren:

— Der Mensch befrage die Richter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Der scharfsinnige und kenntnißreiche Verfasser dieser Abhandlungen, bezweckte ausser der Aufklärung welche er in einige Lehren des sogenannten gemeinen deutschen Prozesses bringen wollte, vorzüglich die Verkehrtheit unseres gerichtlichen Verfahrens darzustellen, und zu bewahrheiten was der Dichter spricht:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie schleppen vom Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Es wird gezeigt wie großartig und herrlich die Gesetzgebung des freien Roms, welche so einfach war und die Freiheit des Bürgers nicht in Fesseln schlug, neben der unserigen erscheine, und wie im Verlaufe der Jahrhunderte Unverstand und Gewohnheitstrieb das öffentliche Verfahren, Willkühr und Herrschsucht das Geschwornengericht verdrängt habe. Warum der heutige Prozeß so aller eigenthümlichen Form verlustig und buntscheckig werden mußte, erklärt der Verfasser genügsam. „Dieser, in einem Freistaate gebohren und erblüht, auf eine Monarchie übergegangen, aus ihr in eine Hierarchie verpflanzt, und von da für einen monarchisch-republikanischen Staatenbund entnommen, muß, seiner Natur nach von der Staatsverfassung abhängig, an ursprünglicher Gestaltung nothwendig, wo nicht diese ganz verlohren haben."

„Als das Recht noch auf freiem Markte und in freier Rede lebte und wirkte, half es die Zeit bilden, seit es begraben in verschlossener Kammer und gebundner Schrift, bequemt es sich nach der Zeit und ihren Bequemlichkeiten."

„Unglückselige Zeit, die sich hellsehend wähnt und blind ist, die frühere Mängel entdeckt, welche nie waren, und die eigne Gebrechlichkeit nicht sieht, welche noch ist. Dreimal unglückseligeres Recht, wie ist gebrochen deine herrliche

Kraft, und entschwunden dein freies Leben, wie bist du so gar zur wissenschaftlichen Mumie eingetrocknet, und welch kleinliches Räderwerk soll Freiheit und Leben dir ersetzen. Legislation der heutigen Politik, die nur Staaten anerkennt und kein Volk, wird zur Politik der heutigen Legislation, und selbst viele die das Gute wollen, verfechten unbewußt das Arge."

Der Verfasser verdient in seinen Behauptungen um so mehr Vertrauen, da er als Advokat alle die gerichtlichen Wege und Umwege aus der Erfahrung und nicht blos aus den Beschreibungen Andrer kennt.

VII.

Frankfurter Volksbühne.

Am 7. July. — 1. Der Sammtrock, Lustspiel von Kotzebue.

Ich gebe Euch den freundschaftlichen Rath dieses Lustspiel zu lesen, ehe Ihr dessen Darstellung beiwohnt, damit Ihr nicht ängstlich werdet, wenn, wie es darin geschieht, ein junger Graf bei dem Besuche einer verheiratheten Frau, die nach ihres Mannes eigner Erklärung „appetitlich" ist, die Thür hinter sich verschließt, um sich ungestört seiner Zärtlichkeit zu überlassen. Es ist beruhigend vorherzuwissen, daß die Sache glücklich abläuft. Aber ihre Launen haben die Weiber, das ist gewiß! Mir wenigstens könnte dieser Graf Lunger von Hrn. Urspruch dargestellt durchaus, und schon seiner altväterischen Kleidung wegen nicht gefallen. Kurze Beinkleider und Strümpfe unter einem Oberrocke bezeichnen einen soliden langweiligen Mann. Ueberdies scheint es mir, daß wenn in einem Stücke das Klima und die Jahreszeit nicht bestimmt angegeben sind, der Schauspieler sich nach der Witterung die in der wirklichen Welt herrscht kleiden müsse. Aber

am 7ten July 1818 ging wohl kein junger leichtfertiger Zierling, so wie Hr. Urspruch gekleidet auf Eroberungen aus. — Hrn. Otto's Spiel als Magister Kranz war zu loben; das Gutmüthige, Trockne und Leidenschaftslose, das in der Art dieses Künstlers liegt, ist in der Rolle eines Stubengelehrten nicht unangemessen. — Frau v. Busch, war als Sibylle zu eintönig. Durch die ganze erste Scene blieb sie mitten im Zimmer, den Strickstrumpf in den Händen unbeweglich auf einem Flecke stehen. Das ist nicht nach der Natur.

2. Das verlorne Kind, Schauspiel von Kotzebue.

Sehr rührend, wie gewöhnlich. Ein Lord will sich im Walde todt schießen, muß aber seinem ihm nachgeschlichenen treuen Diener die Pistolen abliefern. Jezt wird er satyrisch und sagt: das Beste am Leben sei daß man es wegwerfen könne. Darauf geht er an's Meer, welches bei der Hand ist, und will sich hineinstürzen. Aber es wird wieder nichts daraus. Ein am Ufer schlafendes Kind, das sich verlaufen hatte verhindert zum zweiten Male den Selbstmord. Des Kindes Eltern finden sich weheklagend ein. Dessen Vater ist des Lords eigner verstoßner Sohn. Versöhnung. Der Vorhang fällt unter vielen Thränen.

Herr Haas machte den verwirrten Lord der nach des Dichters Vorschrift „mit unheimlicher Wildheit" auftreten soll, sehr natürlich. — Frau v. Busch ließ in ihrem Geberdenspiel nichts zu wünschen übrig. — Minna Urspruch (das Kind Tony) war gut einstudirt; aber auch ihr war der Fehler sich den Zuschauern zu viel en Face zu zeigen, schon frühzeitig beigebracht worden.

3. Toni, Drama von Körner.

Demoiselle Schwarz von Prag, spielte die Toni als Gast, und zeigte so viel künstlerische Fähigkeit als nur diese Rolle zu entwickeln verstattet. Ein warmes und seelenvolles aber dennoch besonnenes die Ueberlegung der Künstlerin freizeigendes Spiel — eine wohlklingende Sprache, nur durch katharralische Beschwerden zuweilen unverständlich gemacht —

das gehörige bei andern so oft vermißte Anschwellen und Sinkenlassen der Töne — gemäßigte Lebhaftigkeit im Ausdrucke und Geberdenspiele (Toni's Hinneigung zu Gustav, ist nur erst eine Tugend, noch keine Leidenschaft) — diese Vorzüge sind es, welche uns den weitern Darstellungen der Dem. Schwarz mit angenehmer Erwartung entgegen sehen lassen.

Wer Kants oder eines Andern physische Geographie besitzt, den bitte ich dringend darin nachzulesen, ob es wirklich auf St. Domingo zugleich Tag und Nacht sei — die Sache wäre äusserst merkwürdig. Wenigstens war es im Schlafzimmer des Gustav von Ried der Fall gewesen; dort fiel durch das eine Fenster grause finstere Nacht, und durch das andere der hellste freundlichste Sonnenschein. Die Handlung spielt eigentlich im Dunkeln und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes.

Am 9. July. 1. Das Taschenbuch, Drama von Kotzebue.

Fouquet, Ludwig's des vierzehnten Finanzminister, einer jener großen Schwämme die den Schweis des Volkes abtrocknen um ihn einzusaugen, mißfiel seinem Gebieter, weil er, der Diener, seinen Herrn überglänzen wollte, und in einer Neigung des Herzens ihm zu begegnen wagte. Da erinnerte man sich, daß seine Verwaltung schon längst untreu gewesen, und stellte ihn vor Gericht. Pelisson-Fontanier, ein gelehrter Mann, Fouquet's Vertrauter und erster Schreiber, wußte seinem bewachten Herrn die Nachricht von der Vernichtung gewisser ihn anklagender Papiere nicht anders mitzutheilen, als indem er den Schein annahm er wolle gegen ihn zeugen. Als Fouquet durch die Schurkenmaske seines Vertrauten endlich dessen Edelmuth erkannte, entstürzten Thränen seinen Augen. — Das ist die Begebenheit, welche diesem Drama den Stoff gab. Kotzebue hat ihn gewandt genug behandelt. Liebe und Schurkerei, Unterthanentreue, Freundschaft und Soldatenehre sind nicht unge-

schickt mit einander verbunden. Soldatenehre! ja die hätte aus dem Spiele bleiben sollen, es ist ein unbequemer Stoff für einen Bühnendichter. Welche Stellung einem Manne geben, der der Ehre, nicht dem Vaterlande dient, und welcher nicht Tadelnswerthes darin findet, einen Widersacher seines Fürsten ungeahndet entwischen zu lassen, wenn er nur dabei den Schein der Pflichterfüllung sich zu bewahren wußte?

Herr Otto spielte den Festungscommandanten ganz gut. In mehreren Scenen die auf dem Zimmer vorgehen hielt er den Generalshut auf dem Kopfe sogar in Gegenwart eines Frauenzimmers. Warum? Ist dies Gebrauch in einer belagerten Festung? — Herr Weidner als Gouverneur war zu loben. — Demoiselle Lindner eine der vorzüglichsten Künstlerinnen unsrer Bühne, trat nach einer langen Abwesenheit heute zum erstenmale wieder auf. Man hätte ihr Gelegenheit geben sollen in einer glänzendern Rolle als die der Amalie, sich für die Beifallsäusserungen mit welchen sie empfangen worden dankbar zu bezeigen. Frauen vom höchsten Zartgefühle haben es gerügt, daß Amalie in der Wärme ihres Gesprächs, nicht blos ihrem Vetter Eduard, (welches verzeihlich sei da sie ihn liebe), sondern auch dem Baron Schwarzenthal (dem ja eine Abweisung zu Theil geworden), ihre Hand zu freigebig hingereicht habe. Sie meinten: diese Aussenwerke des weiblichen Herzens dürfe man nur dann überliefern, wenn man zu Mehrerem geneigt sei; wo aber keine Herzlichkeit statt finde, da sei Zurückhaltung mit solchen wichtigen Gunstbezeigungen Pflicht und Klugheit. Ich schreibe diesen Tadel nieder wie er mir aufgedrungen worden; ich selbst habe weder Einsicht noch Erfahrung in solchen Händeln. — Herr Becker spielte den Eduard von Mildau mit Wärme und Verstand. — Die schwerste Rolle, die des Baron Schwarzenthal, ward Herrn Schmitt zu Theil. Er unterlag ihr und unterwarf sie nicht völlig. Ein Schurke auf der Bühne darf seine Un-

durchdringlichkeit nicht so weit treiben, daß er auch den Zuhörer täusche. Hr. Schmitt scheint darin gefehlt zu haben; in seiner ersten Unterredung mit Amalien, wo ihm diese die Hoffnung auf ihre Hand nimmt, ist sein Mienenspiel zu verschlossen, man kann nicht errathen, ob diese Erklärung ihn zu großmüthigen Gefühlen stimmen, oder zur Ausführung seines schlechten Vorsatzes führen werde. — — Zwischen den Akten dieses Dramas hatte eine Deputation des Orchesters im Namen ihrer Committenten eine prächtige neue Symphonie gespielt. Freunde musikalischer Häuslichkeit, müssen solche Abende benutzen, sich einen unvergeßlichen Genuß zu bereiten. Es giebt nichts anmuthigeres als diese Familienmusik. Da sizt frei von allem lästigen Zwange Großvater Baß im engen Kreise seiner Söhne und Enkel und erzählt von Haydns Jugendstreichen und erster Ausflucht in die Welt. Da herrscht Vertrauen, Herzlichkeit, Ungebundenheit. Hieher komme Du gute Seele; Du wirst dich glücklich fühlen, und jene Gallaopern bald vergessen.

2. Das Geheimnis, Oper von Solié.

Die französische Conversations-Musik will mit einer eignen leichten Art ausgeführt werden. Ein gutes deutsches Orchester wie das Unsrige ist fast zu gediegen um mit der gehörigen Oberflächlichkeit über solche Sachen wegzurauschen. Sein Spiel wird zu ausgesprochen seyn; und so war es auch. Die Sänger in einer solchen Oper können eines gewandten Spiels noch weniger entbehren. — Das angenehme Lied Femmes voulez-vous éprouver, das ganz Frankreich trillert, fand hier durchaus keine Theilnahme. Herr Hill und Madame Urspruch hatten es gesungen.

Am 11. July. Kaiser Hadrian, Oper von Weigl.

Selbst der Ernst dieses Tondichters ist einschmeichelnder Art, wenn auch mit Gefahr hierdurch von seiner Würde zu verliehren. Das Talent ist merkbar genug, doch hat seine eigentliche schöpferische Kraft, Weigl in der Schweizerfamilie verbraucht. — Das Finale des 2ten Akts und Osroes

Recitativ und Aria welche dem Finale des 3ten Akts vorgehen, sind achtungswerthe Kunsterzeugnisse.

Demois. Lange hatte die Rolle der Emirenna. Es war ihr erster Versuch auf der Bühne, und sie wurde mit Zeichen der Aufmunterung empfangen. Eine reine volltönende Stimme von seltnem Umfange, ein gebildeter Vortrag der eine vortrefliche Schule verräth, haben die schon gutgestimmte Erwartung noch übertroffen. — Hr. Schelble als Hadrian zeigte den kunstgewandten Sänger, für den er anerkannt ist. Möchte er den Weg zum Herzen des Zuhörers seltener verfehlen! — Hr. Hillebrand hat in der Rolle des Osreos sich selbst übertroffen. Es wird ihm nicht entgangen seyn, daß er sich den ungewöhnlichen Beifall der ihm diesmal zu Theil ward, nur dadurch erwarb, daß er con sordino sang, und seinen blutdürstigen Ultrabaß nicht gebrauchte. — Es haben noch mehrere Leute mitgesungen. — Die Chöre machten die gute Leitung bemerklich der sie jezt unterworfen sind.

Am 12. July. Kabale und Liebe, von Schiller.

Ich war verhindert dieser Vorstellung beizuwohnen, und ich versuchte vergebens die gesammelten Stimmen einiger Freunde in Einklang zu bringen; es hatte jede ihre eigne Tonart. Es werde mir dafür verstattet einen kurzen Bericht über die Aufführung einer Oper auf der Großherzoglichen Bühne zu Darmstadt, welcher ich an diesem Tage beigewohnt hatte, meinen Lesern mitzutheilen. Man gab Trajan in Dazien, von Nicolini. Eine liebliche Musik, und nicht ohne Geist und Würde. Wenigstens lernt man einsehen daß man den Italiänern Unrecht thut, wenn man sie nach ihrem Rosini beurtheilt. Herr Wild dieser herrliche Sänger, den Frankfurt kennt und bewundert — hätten wir doch ihn so zu fesseln gewußt als er uns — machte den Trajan. Des Lobes bedarf er nicht. Vielleicht hatte er seinen Theil zu reich ausgestattet; der kostbare Stoff eines Gewandes soll mit zierenden Blumen nicht ganz überdeckt

werden. — Dem. Chelius, Altstimme, sang als Decebalus König von Dazien, vortreflich, doch in einer fast eigenthümlichen tönenden Weise. Sie hat das große seltne Verdienst der Deutlichkeit, es geht keines ihrer Worte verloren. (Dahin ist es mit der Bühne gekommen, daß dieses als Verdienst angerechnet werden muß!) Ihr Anstand und ihr Benehmen als Mann verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung. — Mad. Krüger als Colmira, des Königs Gattin entzückte mehr als einen Sinn. Diese in voller Jugendblüthe prangende Gestalt mit unnennbarer Anmuth ausgestattet, dieser seelenvolle Blick, dieses reizende Lächlen, sollten einer schlechten Sängerin zu Theil geworden seyn, damit das Auge das Ohr besteche. Und nun ihr zauberischer Gesang, wo Kraft-Gewandheit und Lieblichkeit der Stimme einen unentschiedenen Wettkampf führen! — Hr. Delcher hatte in der Rolle des Zomusko zwar nicht Gelegenheit sich mit Glanz zu zeigen, doch erkannte man daß er sich den Uebrigen zuzählen dürfe. Auch die Frankfurter Bühnenfreunde, hatten diesem braven Baßsänger bei seinem Gastspiele den verdienten Beifall nicht versagt. — Von der großen Ordnung und Pünktlichkeit die auch in den unbedeutendsten Scenen beobachtet wird, von den herrlichen Chören, von der reichen Garderobe, von den ganz unvergleichlichen Dekorationen, von der geistvollen und strengen Leitung, die in diesem allen sichtbar wird, und wodurch sich die Darmstädter Bühne auszeichnet, soll ein andermal ausführlicher gesprochen, und die Vergleichung zu welcher dieses Anlaß geben könnte, gewiß nicht unterdrückt werden.

Am 14. July. — Camilla, Oper von Paer.

Paers Camilla hat einen guten untastbaren Ruf, darum gelang es ihnen nicht sie zu verläumden, so fein es auch angelegt war, so schlau sich auch alle Mitsingenden dazu verabredet hatten. — Hr. Kaintz, Mitglied des königl. Ständ. Theaters zu Prag stellte den Herzog vor. Wenn die Böhmischen Stände keine bessern Redner als Sänger haben, dann steht es schlecht um ihre Volksvertretung. — Mad. Urspruch

sang die Camilla. Welch' ein grausames Vergnügen diese Parforcejagd nach aufgeschreckten und entfliehenden Tönen! das arme Wild! Camilla ist wie eine Büßende nicht wie eine unschuldig Leidende gekleidet. Nach Vorschrift? — Demoiss. Wagner als die Gärtnersbraut Ghitta war recht lose, schnippisch, allerliebst, sehr allerliebst. Ihr Bräutigam hieß Antonio.

Am 16. July. — Elise von Valberg, Schauspiel von Iffland. —

Da drucken sie unten am Zettel spöttisch und schadenfroh hin: „das Ende gegen 9 Uhr." Dreistündige Leiden, als wäre dies nichts bei der Kürze des menschlichen Lebens! Himmel, und man soll nicht toll werden? Wozu uns ein solches Schauspiel von der flachsten Flachheit, von dem fadesten Geschmacke? Ist es nicht als hätten darin Fürst und Kammerdiener, Hofleute und Bürgersleute, Ehrlichkeit und Spitzbüberei, Naivität und geziertes Wesen, nach des Dichters Willen mit einander wetteifern sollen, wer von ihnen sich am abgeschmacktesten zeigen könne! Welch' ein Fürst der wie ein verliebter Perückenmacher sich gebehrdet! Nicht eine Ader, nicht ein Nerv' fürstlichen Gemüths in ihm, wodurch die Leidenschaft veredelt werden könne. Eine gestrenge Obrigkeit sollte gar nicht dulden, daß allerhöchste Personen auf der Bühne so lächerlich gemacht werden. Ueberhaupt welches ausgedroschne Stroh in der Handlung dieses Stückes Maitressengeschichten! Weg damit. Mit solchen Lampereien geben wir uns nicht mehr ab; wir machen Constitutionen, rufen Stände zusammen und schicken sie nach Hause, und haben damit alle Hände voll zu thun. — Der liebe goldne Kotzebne ist doch so übel nicht. —

Herr Heigel spielte den Fürsten, und wenn es seine Absicht war sich über einen albernen Prinzen lustig zu machen, dann ist ihm dieses gelungen. Ein unerträgliches Geschrei, polternde Beweglichkeit, die gemeinste Leidenschaftlichkeit in Stimme und Gebehrde, konnten mit vereinigtem Bemühen das gewählte Ziel unmöglich verfehlen. Herr Heigel

spielt nicht so still weg daß er nicht bemerkt würde, wie manche Andere; er macht Ansprüche rege und fodert die Beurtheilung mit starker Stimme heraus. Höchst tadelnswerth ist es, daß er eine gewisse Bewegung mit der Hand nach der Stirne zu oft wiederholt und dabei wie mit einer Fuhrmannspeitsche klatscht, daß man zusammenfährt vor Schrecken. Ein Mensch der sich nicht zu helfen weiß, der schlägt in seinem Unmuthe mit der Hand nach seinem eignen Kopfe, mächtige Fürsten aber schlagen damit nach fremden Köpfen. Diese Unterscheidung ist wohl zu merken. — Frau v. Busch spielte die Fürstin mit dem edelsten Anstande. Da seht Ihr zarte Weiblichkeit mit Herrscherwürde gepaart; da seht Ihr ein gepreßtes Herz das nicht seufzen darf und lernet Fürstengröße nicht beneiden; da erblickt Ihr die traurige Einsamkeit der Höhe. — Madame Heinemann, Oberhofmeisterin. So, so. Da die Reifröcke an keinem Hofe jezt mehr getragen werden, so hätte auch Mad. H. sich nicht darin kleiden sollen. In der dummen Erzählung von den geahndeten Forellen hatte sie der Fürstin fast immer den Rücken zugekehrt; für eine Oberhofmeisterin ein unverzeihliches Vergehen. — Herr Otto, Amtshauptmann v. Balberg: gut genug. — Elisa v. Balberg ward von Demoiselle Schwarz lobenswerth nur manchmal zu weinerlich dargestellt. Schade daß ihre catharralische Beschwerden noch immer fortdauern. — Herr Hill spielte den Hauptmann Wütting. Dieser Künstler wendet sehr viele Mühe auf mahlerische Stellungen. Etwas wollen ist schon gut; wer gleichgültig ob er gefalle oder nicht auf die Bühne tritt, ist der schönen Bestimmung unsern täglichen Jammer einige Stunden wegzulügen, nicht werth. — Herr Urspruch, Hofjunker v. Külen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeschaffen als auf der Bühne. — Madame Urspruch spielte Mamsell Seradini zu schwerfällig, zu tragisch, erlaubte sich eine zu vornehme Miene. Sie hätte schnippischer, leichter, tückischer seyn sollen. „Ey, warum so ernst heute Mamsell

Seradinchen?" würde ihr jeder Kammerherr im Vorbeigehen zugerufen haben. — Herr Weidner machte den Leiblaquai Schmidt. Ich glaube daß es nicht schicklich ist, wenn ein Laquai sich vor fürstlichen Personen tief bückt und Kratzfüße macht, wie Herr W. es gethan. Einem so untergeordneten Diener kömmt es zu die Befehle seines Gebieters unbeweglich abzuwarten und zu empfangen. Doch bin ich hierin meiner Sache nicht gewiß. Ich kenne den Hof nicht.

Am 18. July. — Don Juan.

Die Nacht vor dieser Aufführung begaben sich wunderbare Dinge. Mozarts Geist schritt polternd durch das Komödienhaus — die dickste Saite des Kontrabasses zersprang — die große Trommel seufzte — eine Klarinette lachte laut auf. Ich habe dieses alles von einem Manne erfahren, der bei der Vorstellung von Elise v. Valberg eingeschlafen war, und im Schauspielhause übernachten mußte. — Herr Kaintz sang den Juan. Ein herzensguter Mann, dem wahrhaftig Unrecht geschehen; er verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte.

Am 19. July. — Die Ahnfrau, Trauerspiel von Grillparzer.

O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen.
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?

Diese Worte der Königin Maria, könnte sie nicht jeder dem Dichter zuwenden, der von den Mauern zwischen welchen der menschliche Wille gefangen sitzt, alle Blüthen und Täuschungen wegzieht die sie verhängen und dem erschrocknen Blicke die steile kalte Nothwendigkeit zur Anschauung giebt? Warum aus unserm süßen Wahn uns wecken? — — So oft das Schicksal mit der zermalmenden Keule als Sieger die Bühne verläßt, so oft ist auch die dramatische Kunst von ihrer Bestimmung abgewichen, und der Tempel der Freude hat sich in einen Tempel des Gottesdienstes umgewandelt. Dort mag es frommen, daß der Mensch der in seinem Uebermuthe sich

ungebunden wähnt, die ewige Weltordnung die ihn unauflößlich kettet, verehren lerne. Dort mag es gut seyn, daß dem vom Gefühle der Vergänglichkeit gepreßten Herzen, der allgemeine Blutlauf der Dinge dem es folgen muß aufgezeigt, und ihm für den Verlust seiner Freiheit die Unsterblichkeit geboten werde. Aber wo der Mensch sich menschlich freuen soll, da muß er wie ein Vogel hoch in den Lüften schweben, die unter seinen Füßen liegende schmutzige Nothwendigkeit aus den Augen verlieren, und es zu vergessen suchen, daß sie ihn endlich dennoch anziehen werde. Daß die Tragödiendichter der alten und der neuen Zeit dies so oft nicht beachtet, und den Menschen als Sklaven des Geschickes dargestellt hatten, eben daraus wird kund, wie der gottesdienstliche Ursprung der dramatischen Kunst in ihren Werken sich herabgeerbt habe, und dann daß solche Schicksalstragödien dennoch eine Art schmerzlicher Lust gewähren, zeigt uns wie es gleich viel sey, ob eine rauhe oder eine sanfte Hand die Saiten des Herzens berühre — nur daß sie bewegt werden und tönen. Wird nun zwar verstattet, daß der Dichter den Menschen der Macht des Schicksals unterwerfe, so darf dies doch nur in einem Kampfe der sittlichen Freiheit gegen die sittliche Nothwendigkeit, nicht in einem Widerstreite jener gegen die Nothwendigkeit der Naturgesetze dargestellt werden. Es mag die eigne Lust in der allgemeinen Seligkeit untergehen, nie aber darf das besondere Leben dem gemeinschaftlichen Tode hingeopfert werden. Dies ist in der Ahnfrau geschehen und das ist ihre Fehlerhaftigkeit.

Wenn ein Mensch, unzufrieden mit der Mitgift des Glückes die ihm zu Theil geworden, sich die Freuden anderer räuberisch anmaßt, nnd das waltende Geschick endlich den Verbrecher zur Wiedererstattung zwingt, und ihn bestraft, dann zeigt sich hier die Regel der Weltordnung, nach welcher die sittliche Freiheit des Einzelnen der sittlichen Freiheit der Gemeinschaft aufgeopfert wird. Wo aber der Enkel die Schulden seiner Voreltern bezahlen und für ihre Sünden büßen soll;

wo die Nachkommen als leibeigne Glieder des Familienhauptes dessen Bewegung sie folgen, angesehen werden; wo das verbrecherische Blut der Ahnen durch die ganze Reihe der Geschlechter fließt, und sie versauert, bis endlich die Ader durchgefressen ist, und die Schuld die Buße und das Leben in einem großen Morde ausströmen; — wenn dem Schicksalskampfe ein solcher Ausgang gegeben wird, wie in der Ahnfrau es geschehen, da hat der Dichter nicht die gerechte Vorsehung sondern die blinde Naturkraft siegen lassen, und dieser Streit zwischen sittlicher Freiheit und massiver Nothwendigkeit, als zwischen ungleichen Waffen, ist gemein und unkünstlerischen Stoffes.

Wenn zwischen Aufgang und Untergang, zwischen Quelle und Ausfluß, sich eine lange Zeit oder ein breiter Strom gelagert, und wir mit unsern schwachen Sinnen das feine Gespinnst, das Ursache nnd Wirkung an einander bindet, übersehen; dann schreckt uns endlich am Ziele die täglich aber leise waltende Regel, als Schicksal mit Donnerworten auf. Die Griechen verehrten und fürchteten das Fatum als eine tückische und rächende Macht, welche die Freuden der Menschen zerstöre, und ihre Schwäche schonungslos bestrafe. Aber der Christ erkennt nur eine Allmacht voll Güte und versöhnlicher Liebe. Nicht weil die christliche Glaubenslehre die Verehrung eines blinden Geschickes verbietet (es giebt keinen Zwang für das Gemüth), sondern weil der Glaube der Christen ins Gefühl und Leben aufgenommen, kann das Fatum im Sinne der Alten nicht auf unsre Bühne gebracht werden. Wenn noch überdies, wie in der Ahnfrau, dieses so geschieht, daß eine abgeschmackte Puppe die Triebfeder des Ganzen wird, dann ist nicht allein das wahre Ziel der Tragödie, sondern auch der Weg zum gewählten falschen Ziele verfehlt.

Was Grillparzer in der Vorrede zu diesem Trauerspiele, in der Absicht sagte, um sich gegen empfangene Beschuldigungen zu vertheidigen, klagt ihn nur noch lauter an. „Der verstärkte Antrieb zum Bösen, der in dem angeerbten Blute

liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moralische Zurechnung nicht auf." Allein wenn dieses ist, dann hätte die Tugend, nicht das böse Geschick, als siegreich dargestellt werden sollen. Freyheit ist nur vor einer That; sobald sie geschehen, war sie nothwendig. Eine verwirrende und trügerische Ansicht herrscht im Leben wie in der Kunst der Neuen. Die Bühne der Griechen war eine Schule der Weisheit: dort ward ihnen die Uebermacht des Geschickes bekannt, sie traten erschüttert aber nicht mit zerrissenen Gefühlen ins Leben zurück, und sie lernten mit dem ihnen gewordenen Theile der Freiheit sich begnügen. Die Bühne der Christen ist eine Schule der Thorheit: die Tugend soll siegen und das Laster siegt. Ist der Wille frei und stark, warum unterliegt er; ist er schwach, warum wird diese Schwäche als Sünde angerechnet? . . Leidenschaften? . . Ob wir diesen, ob wir unserem bösen Geschicke unterlagen, es war der nehmliche Kampf — das Schicksal hat uns besiegt. Sobald ein Mensch mit sich selbst zerfällt, sobald es ihm an Kraft gebricht eine Leidenschaft zu bekämpfen oder zu befriedigen, ist dieser sein feindlicher Theil zur Aussenwelt übergetreten, hat sich mit der großen Nothwendigkeit verbündet, und führt so den Krieg gegen den schwachen Ueberrest der Selbständigkeit.

Das Gespenst welches Grillparzer auf die Bühne gebracht, welchen dramatischen Zweck wollte er damit erreichen? Sollte das übermächtige Einwirken irgend eines geistigen Daseyns hierdurch fühlbar gemacht werden, wozu diese sinnliche Einkleidung, worüber Kinder erschrecken und Erwachsene lachen? Sollte das Fieberbild einer erkrankten Einbildungskraft vom Aberglauben vorgegaukelt dargestellt werden, dann hätte eben um den Ursprung solcher Erscheinungen zu erklären, das Gespenst nicht den Blicken des kalten Zuschauers sichtbar gemacht, sondern nur durch Worte und Geberden des geängstigten Geistersehers verrathen werden dürfen, welche Erscheinung ihm vorschwebe. — —

Vorgehende gegen diese Tragödie gerichtete Bemerkun-

gen solltennur andeuten, welche Verwirrung in der Ansicht der dramatischen Kunst der Neuern herrsche, nicht den herrlichen und geistreichen Dichter sollten sie treffen. Gäbe es nur eine größere Zahl solcher dramatischen Dichtungen, daß wir endlich der jämmerlichen jämmerlichen Familiengeschichten ledig würden, die wie Wanzen sich in alle Ritzen der Bühnenbretter eingenistet haben, gar nicht zu vertreiben sind, und uns zur Verzweiflung bringen. — Jezt einiges über die Aufführung der Ahnfrau.

Herr Löwe vom Leipziger Theater spielte als Gast den Jaromir, und gab uns einen seltnen, ja seltnen Genuß. Das ist Kunst! ruft die aus dem Schlafe geweckte Erwartung verwundernd aus. Es gehört ein ungemeiner Reichthum künstlerischer Hülfen dazu, und es wird eine nicht geringe Kraft erfodert, um in dieser Rolle nicht unterzugehen. Dem Schauspieler wird durch die ganze Handlung nicht ein Augenblick der Ruhe vergönnt, mit gleich starker Leidenschaftlichkeit betritt und verläßt er die Bühne, und er findet keine Zeit sich für die entscheidende Momente zu sammeln. Den Kampf auf Tod und Leben seiner Gefühle gab uns Herr Löwe mit ergreifender Wahrheit. Dieses Feuer, diese unauslöschliche Glut der Leidenschaft mußte Jaromir fühlbar machen, um in dem Herzen des Zuhörers für seine Verbrechen Erbarmen zu finden. Der kalte besonnene Bösewicht bliebe ein Gegenstand des Hasses und Ekels. Herr Löwe zeigte im Vortrage der oft gesangartigen Verse eine große Mannichfaltigkeit einschmeichelnder und stets angemessener Modulationen der Stimme. Sein Geberdenspiel war manchmal zu reich. Nur die großen Bewegungen des Herzens müssen sich kund thun, doch darf nicht jeder Pulsschlag der Empfindung durch Zeichen sich kenntlich machen wollen. — Demoiselle Schwarz spielte die Bertha. Sie entsprach nicht ganz der Erwartung, welche sie bei ihrem ersten Auftreten als Toni rege zu machen verstand. Es ist etwas sauersüßes in ihrem Ausdrucke, das nicht immer behaglich ist; doch darf sie den bessern Künstlerinnen zugezählt werden. Ihre Deklamation ist regelrecht und sie versteht den

Sinn ihrer Rolle besser als sie ihn verständlich zu machen weiß. — Graf Barolin ward von Herrn Otto dargestellt. Die diesem Schauspieler gemachten Rügen dürfen nicht wiederholt werden, um nicht eben in die Eintönigkeit zu verfallen, welche der Gegenstand des ausgesprochenen Tadels war.

Am 21. July. — Der Spieler, Schauspiel von Iffland.

Die Spielsucht auf die Bühne bringen? Man könnte eben so gut die Schwindsucht dramatisiren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblicke daß der junge Mensch nach einem Walzer ein Glas kaltes Wasser trinkt, bis er seinen Geist aufgiebt, oder das Lungengeschwür auf eine glückliche Weise aufbricht. Sagt mir Ihr lieben Leute, wie ertragt Ihr es nur, auf der Bühne alle den oberflächigen Jammer und die kleinen bürgerlichen Verlegenheiten darstellen zu sehen, die Ihr in Eurem Hause so viel natürlicher habt? kein Geld, Schulden, nichts zu frühstücken, ein treues Weib das jeden Mangel geduldig erträgt — sind dieses so seltne Erscheinungen, daß man deren Anblick erst erkaufen muß? Auf der Bühne soll der Mensch eine Stufe höher stehen als im Leben. Zur Heldenzeit der Griechen und Römer spielten Fabeln und Göttergeschichten darauf; wir die weniger sind haben nicht nöthig so hoch zu steigen; wir brauchen nur die wirklichen Menschen der alten Völker darzustellen. Wir Werkeltagsnaturen die im ganzen Leben nichts großes erfahren, und denen das furchtbare Schicksal höchstens unter der Gestalt eines Polizeidieners oder Unteroffiziers erscheint, wir dürfen nur in den Feyerkleidern unserer Leidenschaften auf die Bühne kommen. Also doch Leidenschaften? . . ja, aber Spielen ist nur eine Schwäche. Was ist der Menschheit daran gelegen, ob ein Taugenichts bei Gelde sey oder nicht? Was kann daraus Großes entstehen? Oder meint Ihr die Bühne soll eine Sittenschule seyn? Erwachsenen ist nur die Welt eine. Hat man zur Badezeit nöthig ins Schauspielhaus zu gehen, um zu lernen in welchen Abgrund die Spielsucht stürze? — —

Hr. Löwe spielte den Baron Wallenstein, und zeigte wie man zu einem schönen Bildwerke nicht immer des edlen Marmors bedürfe, daß man auch aus schlechtem Sandsteine es formen könne. Es ist nicht leicht, in dieser Rolle die lüderliche Natur mit dem gehörigen Anstande zu kleiden, so daß sie weder zu eingehüllt noch in unverschämter Naktheit erscheine. Gleich das erste Auftreten des Hrn. Löwe gab die Bürgschaft eines verständigen und geübten Künstlers. Auf diese und keine andere Weise kehrt man nach einer am Spieltische durchwachten Nacht, verstimmt und schlaftrunken in das Haus zurück. Eben so meisterhaft wußte er die von Iffland flach behandelte Scene, worin Wallenfeld den Geburtstagswunsch seines Kindes anhört, durch ein herrliches Mienenspiel zu veredeln. Wohl am gelungensten erschien sein Spiel, da er mit den Erstlingen seines Sünderlohns bereichert, und weinlustig zu den Seinigen kömmt. Hier war wie es sich gebührt, die häßliche Natur mit dem Schleyer des Schicklichen überhängt. Den Rausch wissen nur wenige Schauspieler gehörig darzustellen, man sollte gewöhnlich glauben sie wären in der That vom Weine voll. — Hr. Weidner hat den Charakter des v. Posert, schon in der Anlage des Schauspiels selbst von fehlerhafter Haltung, nur noch mehr verdorben. Der kalte Spieler von Gewerbe sollte dem leidenschaftlichen der es aus Hang ist gegenübergestellt werden. Posert ist weder ein Bösewicht, der sich an dem zerrissenen Herzen des Barons weidet, noch ein giftiger Spötter, der sich über die tragische Geberdungen der unterliegenden und verblutenden Tugend lustig macht, am allerwenigsten ist er ein Hanswurst der Gelächter erregen soll. Aber unter dieser dreifach falschen Seite stellte Hr. Weidner den Bankhalter dar. Statt ihn verabscheuungswerth zu finden lachte man über seine Lustigmacherei. Statt der kalten berechneten Gewinnsucht, die aus der Verzweiflung seines Schlachtopfers Nutzen ziehen und den Gesunkenen zu seinem Helfershelfer anwerben will zeigte er den Teufel, der sich aus Liebhaberei an der Qual seiner Beute ergötzt. Hr. Weidner hat

das Eigne seiner Stimme, als Posert, man sollte glauben geflissentlich karrikirt; er sprach manchmal durch die Nase, als wollte er andeuten, daß der Hauptmann unter einer andern als der genuesischen Fahne invalid geworden sei. — Frau v. Busch zeigte als Baronin von Wallenfeld den Ernst ihres Strebens und den Erfolg ihrer künstlerischen Bemühung. Ihr Spiel ist stets aus einem Gusse, nichts zerrissenes darin; man kann nicht sagen daß ihr eine oder die andere Scene vorzüglich gelungen sei. Wo sie des Beifalls mehr oder minder würdig erscheint, da war Licht und Schatten im Stücke selbst, nicht in ihrer Darstellung. — Hr. Schmitt machte den Hofrath v. Fernau. Ein Ränkemacher der nicht einmal seinen Hut zu handhaben versteht, wird weder im Leben noch auf der Bühne etwas Bedeutendes vollführen. — Hr. Schwarz aus Wien spielte als Gast den Lieutenant Stern. Das ist Natur! rief ich unwillkührlich aus, als ich ihn nur kommen sah. Hier ist keine Anstrengung weder im Reden noch in den Geberdungen, wenige Bewegung, einige leise Richtungen mit den Händen und dem Kopfe, und dennoch fehlt nichts an der Fülle des Ausdrucks, die Andere selbst im Schweiße ihres Angesichtes nicht erreichen. Diese Rolle ist ihrem Umfange nach nicht bedeutend; doch hätte ein schlechter Schauspieler sie immer noch brauchen können um sich einen Beifall zu erschreien, den Herr Schwarz durch edlere Mittel zu erreichen wußte. — Herr Urspruch machte den Sekretär Gabrecht. In der Scene mit Lieutenant Stern, schickte er sich an gut zu spielen. Uebrigens wie der Herr so der Diener. Geheimerath von Wallenfeld — Herr Leißring. — Hr. Brauer, welcher den Adjutanten des Generals machte, hat einen Zweifel in mir erregt. Er blieb so oft er seinem Vorgesezten etwas zu sagen oder seine Befehle abzuwarten hatte, weit von ihm entfernt, ganz steif und ehrerbietig stehen. Ich hätte geglaubt dieses unterwürfige Wesen käme nur einem gemeinen Soldaten zu, aber das Verhältniß zwischen einem General und seinem Adjutanten sei freierer Art. — Hr. Otto, General v. Bildau

Weder seine Rolle noch ich gab ihm die lezte Stelle in diesem Berichte. . . .

Am 23. July. — Der Taubstumme, oder der Abbé de l'Epée.

Alle Glieder dieses Schauspiels den Abbé de l'Epée selbst mit eingeschlossen sind kalte glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen ist der taubstumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um unter dem französischen gestickten Kleide, nicht entweder gegen die Wärme oder gegen den Anstand des Spiels sich zu vergehen. Die Empfindung wallt besonnen einen Menuet auf und ab, und erbittet höflich die Erlaubniß zu einem liebevollen Händedrucke. — Hr. Schwarz zeigte als Abbé de l'Epée eine wahre Meisterhaftigkeit. Die Kunst in seinem Spiele ist nicht sichtbar, sie wird nur begriffen. Er war wirklich der edle feste und gute Mann dem die Tugend ein Geschäft nicht blos eine Lust ist. Seine Menschenfreundlichkeit ist nicht eine lauttosende hochaufsteigende Woge, die nach vollbrachter That zurücksinkt, sondern ein ununterbrochner ruhiger Strom, der langsam aber anhaltend die Menschheit befruchtet, an deren Ufer er vorüberfließt. Der Anstand des Gebildeten, die sichre Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines gesellschaftskundigen Franzosen, dieses alles zeigte Hr. Schwarz in seltner Vereinigung. — Demois. Urspruch eine Kunstjüngerin aus der Schule der Frankfurter Bühne, spielte den Taubstummen und erfreute durch ihre ungemeine Fähigkeit. Ihr Mienenspiel war seelenvoll, nicht blos von aussen anstudirt. Sie war selbst ergriffen und darum ergreifend. Die Beweglichkeit offenbarte sich nicht blos in den Gliedern sondern durchzuckte den ganzen Körper. Sie erschien in beständiger Thätigkeit entweder selbst handelnd oder lauschend auf Anderer Thun. Dem. Urspruch hat Erwartungen nicht blos erfüllt sondern auch rege gemacht. — Hr. Haas Darlemont, Hr. Becker St. Alme, Hr. Heigel Advocat

Franval, mögen zusehen wie sie sich den Beifall freundschaftlich theilen den sie sich durch ihr Spiel erworben haben. — Hr. Obermayer verdient eine besondere Erwähnung; er spielte den treuherzigen geschwätzigen alten Dominic sehr brav, und ließ sich den Vortheil nicht entgehen, den das Anziehende solcher Rollen dem gewähren der es geltend zu machen weiß.

Am 24. July. — Die Waise und der Mörder, Drama in drei Abtheilungen, nach dem Französischen von Castelli. — Mit Musik von Kapellmeister von Seyfried. (Zum Erstenmale.)

Ein höchst anziehender Stoff und mannichfaltige mahlerische Verhältnisse unterhalten die Erwartung des Zuschauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt ist, und man ihren Ausgang gleich anfänglich erräth, so bleibt die Theilnahme doch gefesselt. —

Demois. Schwarz welche die stumme Waise spielte enthüllte einen großen Reichthum mimischer Hülfen und zeigte sich sinnreich in deren Gebrauche. Es war nur in einigen Momenten daß sie müßig blieb. Die lezte Scene in welcher Victorin den Mörder seines Vaters erkennend ihm wie die Göttin der Rache auf der Ferse nachfolgt, war von hinreissender unbeschreiblicher Wirkung. — Hr. Weidner als Reimbeau, wußte die Gewissensunruhe und die scheue Art eines dem Racheschwerte sich nahe sehenden Mörders kenntlich darzustellen. Ein mit Sinn gewählter Anzug drückte sein Inneres auch äusserlich aus. — Hr. Otto spielte den Invaliden-Offizier Martial recht brav, und mit der gehörigen Laune und Gutmüthigkeit. —

Die durch das Drama geflochtene Musik, welche besonders das stumme Spiel Victorins begleitet ist sinnig, geistvoll und höchst mahlerisch. Sie füllt auch die Zwischenakte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den auf die übliche Weise angeordneten Schauspielen so wehe thut. Sobald der Vorhang fällt wird man gewöhnlich hastig und grob aus dem Kreise

der Täuschung in die Wirklichkeit hinausgestoßen, und ganz verduzt tritt man mit dem zweiten Akte wieder hinein, und hat Mühe die verlorne Stimmung von neuem aufzusuchen. Die Abtheilungen der Schauspiele sollten immer mit einer angemessenen, das verflossene nachspielenden oder das Kommende der Handlnng vorbereitenden Musik, verbunden werden. Doch scheint dieses Bedürfniß dem gebildeten und vornehmen Theile des Frankfurter Publikums fremd zu seyn; denn man achtete gar nicht auf die Musik der Zwischenakte. Das lärmende Geschwätz, und das laute Zuschlagen der Logenthüren ließ sich wie immer nach dem Sinken des Vorhangs vernehmen. Ich rede nicht von den Zuhörern der Gallerie, diese blieben still und ruhig auf ihren Plätzen sitzen.

Am 27. July. — Die Jungfrau von Orleans, von Schiller. Offenherzig zu gestehen: Nichts von dem was ich über die heutige Aufführung zu sagen mich erkühnen möchte, verdient auch nur die geringste Berücksichtigung. Gleich nach den ersten Scenen mismuthig gemacht, empfand ich die größte Langeweile, trippelte ungeduldig mit den Füßen, und gerieth in eine solche Stimmung, daß ich ganz die Geistesfreiheit verlor, die zur Beurtheilung einer theatralischen Vorstellung erforderlich ist. Höchst wahrscheinlich haben sie alle vortrefflich gespielt, und ich Betrübter habe es nicht gemerkt. In meiner üblen Laune erschien mir alles so schleppend und seelenlos, daß ich gar nicht begreifen konnte, wo die lieben Zuschauer ihre Geduld hergenommen haben, die die Meinige, welche sogar bis zum 4ten Akte reichte, noch um ein Fünftheil übertraf. Ich erinnere mich noch Dunkel, daß Hr. Weidner der den Feldherrn Talbot machte, auf eine sehr komische Weise den Geist aufgab. Eine ganze Loge voll schöner Damen in meiner Nähe belachte diese Sterbescene. Ernst zu sprechen, es kam daher, weil Hr. Weidner nicht starb, sondern sich hinrichtete. — Der Krönungszug war ungemein prächtig; es wurde dabei fast nur mit einer Stimme Vivat gerufen,

wahrscheinlich um akustisch darzuthun, wie einstimmig das Volk in seiner Freude sei.

Am 28. July. — 1. Der Unsichtbare, Oper v. Eule.

Würde eine Oper Der Unhörbare zur Vorstellung gebracht, dann wäre schwer zu unterscheiden wer die Hauptrolle verdiene, denn gar viele hätten Ansprüche darauf zu machen. Doch haben Hr. Obermayer und Hr. Höfler recht schnurrig gespielt. Ging es nur immer lustig zu auf unserer Bühne, da wäre man noch am besten daran, dann wüßte man wenigstens wo alles hinaus wolle.

2. Die Rosen des Herrn v. Malesherbes, von Kotzebue.

Dem. Lindner, Susette; Hr. Otto, Malesherbes; Hr. Schmitt, Peter. — Keine Rose ohne Dornen! Dem. Lindner war die Rose.

3. Zwey Worte, Oper von d'Alayrac.

Zwei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde . . .
Sie heißen: schlechter Gesang.

Am 30. July. — Hedwig, Drama v. Körner.

Wer begegnet nicht froh dem deutschen Helden-Jüngling, den im Leben wie im Gedichte das theuere Vaterland begeistert, und der die Liebe zu seiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, Du heller Morgenstrahl auf den ein trüber Tag gefolgt, Du süßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege starb und nicht zur Männerstimme hinanwuchs, wie könnte ich über den Werth Deiner Hedwig mit Dir feilschen, wie sollte ich mit Dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zusammengezogen, daß Alle aus der nehmlichen Tonart reden, oder worüber es sonst sey? Dein Geist Dein Herz ist darin; Deine Dichtungen sind Heiligthümer einer verstorbenen geliebten Zeit, die wir verehren sollen, nicht beurtheilen!... Aber, warum mußte ich mich auch so hoch hinauf schwindeln; jezt habe ich einen gefährlichen Sprung zu machen. Nehmlich Hr. Heigel spielte den Julius. Theuere Freunde und

Freundinnen! es thut mir in der Seele weh, daß ich an unserer Bühne so oft nur zu tadeln finde, ich lobte lieber, aber es ist mir unmöglich gegen mein Gefühl und meine innere Meinung zu reden. Vielleicht verstehe ich nichts von der Sache, es mag seyn; vielleicht mache ich Forderungen an die Kunst, die der in Raum und Zeit eingeengte Künstler nicht zu gewähren vermag. Ist es so, dann bitte ich um Belehrung und fodere Jeden auf, den mein Tadel treffen wird, mich schriftlich zurechtzuweisen (Mit mündlichen Erörterungen wünsche ich verschont zu bleiben, sie rühren mich zu sehr). Widerlegungen solcher Art, und sollte auch jede Waffe darin benutzt seyn, die man außer Gründen noch gebrauchen kann den Gegner zu bestreiten, und sollte auch mein Mangel an Einsicht in Beurtheilung schauspielerischer Darstellungen, noch so fühlbar gemacht worden seyn — wird niemals, ich verspreche es feyerlich, die Aufnahme in diese Zeitschrift versagt werden. Aber dafür verstatte man mir auch freimüthig auszusprechen was ich denke, und ich denke daß der kein Schauspieler zu nennen ist, der uns gebrochene Kniee, immer die nehmlichen eckigen Stellungen zu sehen, der uns das langweilige melancholische Geläute der verliebten Tonart ohne Abwechslung ohne Schmelz der Stimme zu hören giebt; der in leidenschaftlichen Lagen eine mädchenhafte Weinerlichkeit zeigt und die Manneskraft nicht auch in ihrer Niederlage geltend zu machen weiß. Vergleicht damit den Hr. Löwe, welcher den Rudolf spielte. Hier ist Grazie selbst im wilden Ungestümme, und männliche Haltung auch neben der Schwäche der Leidenschaft. Vergleicht damit, sage ich; denn übrigens war Hrn. Löwe's Spiel gar nicht vorzüglich.

2. Der Sie, Lustspiel von Castelli.

Eine dumme Geschichte! Denkt Euch nur, es kömmt dahin, daß ein Vater den eignen Sohn den er für ein Frauenzimmer hält, heirathen will. Das heißt doch den Scherz etwas zu weit getrieben! Und daß der Milchbart gemeinschaftlich mit seinem Diener, seinen alten Vater verlacht und ver-

spottet, mag doch auch nicht jedem Gefühle behaglich seyn. — Hr. Becker spielte den Der Sie ohne alle Laune und mit der möglichsten Schwerfälligkeit. Er verstand ja kaum selbst zu lachen, wie wollte er solches erregen? — Hr. Weidner als Hr. von Anker wußte die komische Wirkung hervorzubringen, welche mit dieser Rolle beabsichtigt wird. — Frau von Paczkovska spielte die Frau v. Lahn recht fein, gewandt und muthwillig. — Dem. Amberg, war als Brigitte auf die herkömmliche Art naiv. — Hr. Obermayer machte des jungen Lassen Diener Spitz mit der ihm eignen Regsamkeit und Laune. Dieser Künstler weiß sich immer zu beschäftigen auch da, wo ihm der Souffleur keine Arbeit giebt. —

Am 1. August. — Graf von Essex, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dyk (aus dem englischen des Banks).

Hier sind, nicht Charaktergemählde wo ein glänzendes Farbenspiel das Auge blendet und reiche Drapperien die falschen Umrisse bedecken, sondern Charakterbildwerke, treu und vollendet der Natur nachgeahmt. Diese Gediegenheit findet sich oft selbst in den untergeordneten dramatischen Werken der Engländer. Das haben sie von dem öffentlichen Leben ihrer geschichtlichen Menschen. Je unfreier ein Volk ist, je romantischer wird seine Poesie. Manche Erleichterung und Zierde, welche leztere auf der Bühne dem darstellenden Künstler gewährt, entbehrt derselbe wenn er in jener andern auftritt. —

Frau v. Paczkowska gab uns eine sehr gelungene Darstellung der Königin Elisabeth. Sie zeigte die natürliche bequem anstehende Hoheit, nicht jene angenommene theatralische die keinen Augenblick der Täuschung zuläßt. Mit mehr Majestät als Empfindung, wußte sie in dem Kampfe zwischen Zorn und Liebe, den Sieg des einen besser zu spielen, als den der andern. Ihre Geberden der Ereiferung schienen manchmal zu ausdrucksvoll. Der Zorn der Mächtigen zeigt sich äusserlich sehr verschieden von dem der Schwachen. Leztere ist zappelnder Art; denn er sucht sich Luft zu machen durch Worte und Zeichen. Die Seelenbewegung der Großen ist mehr

nach innen gerichtet. Warum sollte eine Königin selbst die Faust ballen, da tausend fremde Fäuste zum Dienste ihrer Rache bereit sind? — — Frau v. Busch war als Gräfin Nottingham sehr unbefriedigend, und ließ diese schöne Rolle so reichen Stoffes zur Entwicklung schauspielerischer Fähigkeit, unbenutzt vorübergehen. — Hr. Löwe zeigte als Essex weder die Besonnenheit des Spiels die man ihm zutrauen durfte; noch das Feuer das in frühern Vorstellungen an ihm zu loben war. Dieser Essex hätte die Liebe einer Königin weder zu erwerben verstanden noch zu verscherzen sich erkühnt. — Die Herren Becker, Weidner und Otto haben in ihren Rollen alles geleistet was ihnen oblag.

Am 2. August. — Titus, Oper von Mozart.

Demoiselle Beck, Königl. Würtembergische Hofsängerin, trat als Sextus auf. Die Schüchternheit mit welcher sie begann, verrieth, daß sie bescheiden genug ist, den Werth ihres Gesanges nicht zu überschätzen. Ihre Stimme mag in einem Zimmer in Gegenwart befreundeter Menschen von keiner unangenehmen Wirkung seyn, aber ein Schauspielhaus auszufüllen dazu ist sie nicht geeignet. Dem. Beck fand auch unfreundliches Wetter. Einige Sonnenstrahlen des Beifalls konnten den Wolkenhimmel der Unzufriedenheit nicht durchbrechen. Das heißt in einer guten deutschen Uebersetzung: sie misfiel sehr.

Ich bin beauftragt die Herren von der Bühne denen es obliegt freundlich zu ersuchen, daß sie doch den Text der heutigen Oper der vergriffen ist, von neuem möchten drucken lassen. Bei mehrern andern Opern ist derselbe Mangel eingetreten. Wäre es nicht sehr zweckmäßig, wenn nicht blos die Gesänge sondern auch die gesprochne Worte, und die ganze scenische Anordnung des Singstückes zugleich mit abgedruckt würden? Meynen Sie nicht?

VIII.

Nachzügler.

1.

Diese abgerissenen Sätze stehen in geheimer Verbindung, und sind aus der Gehirnloge als Brüder hervorgetreten. Ich hätte sie und die Leser eben so leicht an eine gemeinschaftliche Galeerenkette der Langweile schmieden können. Aber lange Aufsätze werden als zu zeitkostspielig in dieser aphoristischen Zeit, wo jede Begebenheit eine Sentenz, und selbst jeder Zufall zum Sprichworte des Schicksals wird, seltener gelesen als verfertigt. Man fodert daß die Reden seyn sollen wie die Thaten der Gegenwart: compact und gleich Bouillontafeln für sich nicht geniesbar. Der Leser will das Vergnügen haben sein eignes kochendes Wasser darüber herzugießen, um sich selbst daraus eine Fleischbrühe zu bereiten.

2.

Die Heilung eingewurzelter Staatsübel muß mit vieler Vorsicht unternommen werden. Oft werden politische Hautkrankheiten zurückgetrieben, und hierdurch innere weit gefährlichere Uebel erzeugt.

3.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erst in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja die gesetzliche Freiheit selbst, kann sich oft nur durch ihre Ausschweifungen erhalten.

4.

Oft gleichen Fürsten den ängstlichen oder ungeschickten Reitern, die ein allzurasches Pferd um es einzuhalten, stark anziehen, den Zügel kurz nehmen, ihm den Sporn in den Leib drücken, und hierdurch seinen Lauf nur noch toller machen. Nehmlich das Volk ist hier das Pferd.

5.

Seitdem das wunderbare vor unsern Augen sich erfüllt hat, haben wir alle Berechnung für das natürliche verloren.

Es giebt in der politischen Welt keine Gewißheit, und darum auch keine Träume mehr.

6.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Ziels ist die Gefahr des Mißlingens am größesten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer.

7.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mittheilung unschädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl in der Hirnschale und der engen dunkeln Brust eines Menschen sich entzündend, haben Zerstörung um sich her verbreitet, und würden, hätten sie bei Tage und frei sich entladen dürfen, gefahrlos und lächerlich verpuft seyn.

8.

Mündliche Verläumdung ist das Geschoß aus einer Windbüchse: man sieht das Schlachtopfer fallen, doch der Thäter der geräuschlosen That bleibt unentdeckt. Gedruckte Uebelrede ist die Kugel eines Pulvergewehrs, wobei Knall und Licht den Mörder verrathen und der Strafe überliefern.

9.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt Euch nicht abschrecken, wenn die Censur nach den Grundsätzen einer pharaonischen Polizei, die neugebornen Kinder Eures ihr allzufruchtbar dünkenden Geistes, umbringen läßt. Einst wird doch einmal irgend ein fürstliches Herz sich eines ausgesezten Moses-Gedanken erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden — und dieser wird der Befreier seines Volkes.

10.

Die Freiheiten die man zu Zeiten dem Volke gestattete, sollten nichts als eine Probe seyn: ob wohl die Ketten noch gut anliegen. So geschieht es, daß man eine schon verschlossene Thür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war.

11.

Man betrachte die Geschichte der Vergangenheit, nicht als ein düstres memento mori, sondern als ein freundliches

Vergiß mein nicht, dessen Lehre man sich mit Liebe erinnern soll.

12.

Die Zufälle, als sinnentstellende Druckfehler im Geschichtsbuche der Menschheit, werden zwar wie in den andern Büchern, hinter dem Werke verzeichnet; aber sie können nicht wie in jenem auch verbessert werden.

13.

Bei der Versammlung der Notabeln die zu Paris im J. 1613. während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und der Regentschaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten sich die Deputirten durch ein dreytägiges Fasten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte die wieder eingeführt zu werden verdiente. Ich mache alle Minister darauf achtsam, es wäre ein unfehlbares Mittel die Murrköpfe von ihrer Ständesucht zu heilen.

14.

Es giebt politische Schriftsteller in Deutschland, denen es weder an Freimüthigkeit, noch an Einsicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken sie nicht was sie sich vorbedacht, und was zu wünschen wäre. Sie erreichen es darum nicht, weil sie, ängstlich misverstanden zu werden, unverständlich sind. Denn sie ahnden es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutschen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit sey. Jene Schriftsteller machen es wie gemeine Leute, wenn sie mit Franzosen sprechen, und die ihre eigene Muttersprache ausländisch radebrechen, weil sie glauben sich so deutlicher zu machen.

15.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältnissen bedenklich gefunden würde, so möge der Druck derselben zwar von der Zensur verboten werden, aber die Regierung sollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfassers an sich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren sogleich im Stillen

zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren, bis die Zeit kommt wo die Bekanntmachung derselben zum allgemeinen Besten ersprieslich wird. Hierdurch würde die gefährlichste Folge des Preßdruckes, nämlich die Beschränkung des menschlichen Geistes und der Kindermord der Ideen, vermieden werden. Von solchen dem Umlaufe entzogenen Werken, bilde sich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geistigen Hungersnoth Rettung bringe.

16.

So schnell bilden sich die Lavinen unserer Zeit und rollen herab, daß wir jede Schneeflocke achtsam mit dem Auge begleiten sollen, wohin sie falle; denn ehe ein Tag vorübergeht hat sich kleines und kleines zu einem furchtbaren Berge aufeinander gehäuft, und die Sorglosen liegen zermalmt unter dem verhöhnten weichen Flaume. — Die Pindares in Ostindien, ein berittenes Heer von den Eingebornen des Landes, das nahe an Hunderttausende grenzt, kann den Britten noch einmal den Untergang bringen. Ein Räubervolk werden sie von der legitimen brittisch-ostindischen Kaufmannschaft genannt; aber sie werden mit rauben beginnend damit endigen durch unvergleichliche Taschenspielerkünste die Silber- und Goldbarren aus der Londoner Bank, über das weite Meer herüber in ihre Aermel zu locken.

17.

Wie einzelne Menschen, so treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsstufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit sind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar. Das Constitutionelle Frankreich, wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikanischen, noch in dem kaiserlichen Frankreich, unterrichtende Beispiele finden — es wird die Erfahrungen die ihm nützen erst kaufen und bezahlen müssen.

18.

Man sollte die Ministerstellen erblich machen, damit diejenigen welche sie verwalten an dem Wohle des Staates ein

Familieninteresse fänden, und nicht blos auf ihren leiblichen Vortheil sähen. Schlimme Fürsten haben an die Zukunft denkend manche böse That unterlassen; einen eigensüchtigen Minister hält nichts zurück. Zu wissen aber ist, daß die politischen Trennungen und innere Kämpfe die jezt statt finden, nichts anderes sind als ein Streit zwischen Volksfreiheit und Ministerialgewalt.

19.

In der bürgerlichen Gesellschaft giebt das Volk seine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinsen hin. Werden ihm leztere vorenthalten oder geschmälert, dann zieht es sein Kapital mit Recht zurück, und sucht sich einen sicherern Schuldner.

20.

Man kann verhindern daß Völker lernen, aber verlernen machen kann man sie nichts.

21.

Man will durch Wiederherstellung des Alten der Neuerungssucht entgegenwirken und vergißt daß man eben hierdurch der Neuerungssucht fröhne, denn das Alte ist neu geworden. Denkt Euch: es wolle ein Arzt den Fehler seines Kranken der sich der Vorschrift entgegen zu weit bewegt hätte, dadurch wieder gut machen, daß er ihn den gegangenen Weg wieder zurücklegen ließ — würdet Ihr nicht sagen: der Herr Doktor ist ein Narr? Um des Himmels willen seid höflich und sagt es nicht; denn es geschieht täglich vor unsern Augen. Auf die nehmliche Weise glaubt man die Bewegungen der Völker rückgängig und ungeschehen machen zu können.

22.

Gute Fürsten müssen wie fruchtbare Jahre angesehen werden. Man soll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtsamen aufzuspeichern für die möglichen Hungerjahre, eigenmächtiger Erbfolger. Vorsicht hierin ist nie überflüssig, Pharao's magere Kühe entbleiben nicht.

I.

Der europäische Staatenbund und der nordamerikanische.

Vom Orient, der Wiege des Menschengeschlechts, von wo auch alle Kultur zuerst ausgegangen, hat sich diese in stetem fortschreitenden Gange über die Länder des Okzidents ausgebreitet und immer weiter und weiter hat sie sich allmählig vom Ost entfernt, bis sie endlich erst im äußersten West eine bessere Heimath entdeckt. Doch hat mit der wissenschaftlichen Bildung selten die politische Aufklärung gleichen Schritt gehalten, bei den Einzelnen wie bei den Völkern, und häufig sogar letztere rückgängige Bewegungen an den Tag gelegt, mitten unter dem Vorschreiten der erstern. Es ist die von der Selbstsucht den Sterblichen eingepflanzte Herrschgier, worin der Grund dieser merkwürdigen historischen Erscheinung hauptsächlich zu suchen. Denn so weit unsere Kunde in der Geschichte der Gattung hinaufreicht, immerdar hat die Macht ihren Einfluß misbraucht, die Menschen in Unwissenheit zu erhalten über die einfachsten Begriffe des Verhältnisses zur Gesellschaft.

Unter dem milden Szepter weiser Priesterherrscher, irdischer Repräsentanten der Gottheit, begann die Menschheit, uranfänglich vielleicht der Natur näher als jetzt, ihren Lauf. Das Vergängliche fand sich zum Unvergänglichen her-

aufgezogen, vom Himmel kamen die ersten Gesetze und begeisterte Helden wachten über deren Handhabung hienieden. Aber als im Kreisgange der Jahrtausende die Vernunft allmählich erwachte, ertrug die wilde Natur des Menschen in stetem Ringen nach freier Selbstständigkeit und Thatkraft, ungern die überirdische Vormundschaft und es gelang dem Ehrgeize, der List und der Gewalt, ein vom Göttlichen und Himmlischen abgewandtes Zwinggregiment zu begründen. An die Stelle Gottbegeisterter Priesterherren, die ungemessene Zeiträume hindurch den menschlichen Angelegenheiten vorgestanden, zähmend die Unbändigkeit des Gemüths durch stetes Hinweisen auf das Ueberschwengliche und Ewige, traten fortan furchtbare Gewaltherren, in deren blos irdischem Sinnen und Trachten das Höhere erlosch. Und die mütterliche Erde wurde mit Strömen von Blut gefärbt; die Herrschaft und die Gewaltthat kannten fürder keine Gränzen. Die despotische Zwingherrschaft hat die Menschen zu Tiegern umgeschaffen; ärger als wilde reißende Bestien haben sie gegen ihr eignes Geschlecht gewüthet. Selten kann sich der Blick erheitern bei der Betrachtung der langen dahingeflossenen Perioden der Menschengeschichte: kaum daß sich hin und wieder einige lichte Punkte darbieten mitten unter den Gräuelszenen ohne Zahl. Die Annalen der Völker offenbaren in ihrem Aufblühen und Versinken nichts als das traurige Schauspiel, blos zum Werkzeug gedient zu haben, den Leidenschaften einzelner Familien und ihre Geschichte ist bis zu den jüngsten Epochen herab kaum etwas anders gewesen als die ihrer Herrscher und Gewalthaber. Nur vorübergehend waren in der Historie des Geschlechts die schönen Tage Griechenlands und Roms, wo wir, wie in einigen andern Republiken des Alterthums die ersten Keime zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes bemerken. Die bürgerliche Freiheit ward von neuem der Despotie unterthan und die Vergangenheit diente der Tyrannei lediglich, um aus derselben Lehren für die Zukunft zu schöpfen und ihren

Thron nur um so unerschütterlicher zu befestigen. Dem wilden Andrange der rohen Barbarenhorden des Nordens erlag endlich das in seinem Innern längst zerrüttete große Römerreich, das in seinem Glanze alle gebildete Völker des Erdrundes umfaßte und die Kultur, welche sich durch die lange römische Herrschaft über den ganzen Süden des europäischen Welttheils ausgedehnt, schien mit gänzlichem Untergange bedroht zu werden. Aber aus der Barbarei des Mittelalters erhub sich ein neues System von Herrschaft, das im Feudalismus seine Hauptstütze fand und sich bis auf unsere Zeiten in Europa behaupten konnte.

Unwissenheit, Indolenz, Furcht und Gewalt nebst der Macht der Gewohnheit haben dies unnatürliche Gebäude fast ein Jahrtausend aufrecht erhalten; aber im Laufe der Jahrhunderte waren die Balken morsch, ganze Theile wankend geworden. Die neueste Zeit fand die Grundpfeiler erschüttert, das Gebäude fast dem Einsturze nahe. Da rafften sich die Bauherren auf und thaten sich zusammen und berathschlagten und es gelang ihnen, den sinkenden Koloß von neuem auf eine Zeitlang zu stützen: denn das Glück begünstigte ihre Anstrengungen. Doch erkennen die Weisern, daß es Noth thut, ein neues Gebäude aufzurichten, da das alte so hinfällig geworden, daß die gewöhnlichen Mittel nicht mehr aushelfen wollen, um es zu halten. Nur möchte man von den alten Baumaterialien, die das Alter theuer und werth gemacht, so viel anwenden als möglich, weil man die geheime Ahnung hat, neue dürften dem beabsichtigten Zwecke schwerlich so dienlich seyn. Und der Schutt, aus dem man sich emporarbeiten muß, ist so ungeheuer, daß Jahrhunderte dahinfließen können, ehe man nur einigermaaßen ausgeräumt hat.

So ist die Lage des europäischen Welttheils. Seitdem die Bewohner der untern Stockwerke des veralteten, von allen Seiten neuer Stützen bedürfenden Gebäudes sich angemaßt, ebenfalls ihre Stimme abzugeben zur Entwerfung des

neuen Baurisses, ist vollens eine babylonische Verwirrung eingetreten unter den Bauleuten: denn die in den obersten Stockwerken möchten so gern in dem neuen Gebäude eben so bequem und gemächlich wohnen wie in dem alten und das können sie nicht, wenn die in den untern an dieser Bequemlichkeit und Gemächlichkeit Theil zu nehmen begehren. Aber die da oben wohnen, sind die Baudirektoren und Bauinspektoren und sie lassen dem Haufen unten Plane machen und Plane und stellen sich, als erachteten sie dergleichen Arbeiten allerdings der Berücksichtigung werth, während ihr Sinnen, Dichten und Trachten blos darauf hinausgeht, wie sie am besten die schönsten Zimmer für sich einrichten und ausstaffiren mögen. Und die unruhigen Gemüther werden in der Ungeduld durch süße Worte und vergoldete Phrasen hingehalten, auf daß sie gutmüthig genug sich finden lassen, das Werk selbst zu fördern. So kommt der Thurm zu Babel zu Stande mitten in der Sprachverwirrung und schon befestigt man das Dach, während die guten Michels auf dem Erdgeschoß sich einbilden; man sey über den Grundriß noch nicht einmal einig.

Alles dies wird nur erklärbar, wenn man weiß, daß die, welche sich bisher blos mit den untern Stockwerken begnügten, ob sie gleich an Zahl den ausschließlichen Bewohnern der obern Stockwerke unendlich überlegen sind, eigentlich selbst nicht wissen, was sie wollen, oder wenn sie es auch bisweilen wissen, es nicht deutlich auszusprechen wagen oder endlich, wenn sie auch mitunter den Muth haben zu reden, an die lange Erniedrigung und Unterdrückung gewöhnt, es selten über sich gewinnen, zu handeln. Ihre Gegner hingegen wissen sehr wohl, was sie wollen und haben es allezeit gewußt und diese Konsequenz unter allen Verhältnissen, selbst sogar mitunter in der scheinbaren Inkonsequenz ist es eben, die ihnen den Sieg verliehen. So kurzsichtig sind sie denn auch dermal nicht, als daß sie nicht einsehn und begreifen sollten, Eintracht und Zusammenstim-

mung sey vor Allem vonnöthen in dieser bedenklichen Zeit und darum wollen sie dem Streite unter sich ein Ende machen, damit die Gefahr sie finde gemeinsam vorbereitet und gerüstet immerdar.

Ein Hauptvortheil aber, der aus diesem Zustande der Dinge der europäischen Menschheit erwachsen, besteht darin, daß dem Faustrecht, das, nachdem es unter den Kleinern zu herrschen aufgehört, Jahrhunderte lang den Größern allein zu einem monopolistischen Privilegium diente, wenigstens auf geraume Zeit hoffentlich ein Ziel gesetzt ist. Das blutige Morden unter den Völkern, meistens zwecklos für diese, zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Herrschsucht der Machthaber, hat ein Ende genommen und die Bewohner eines ganzen Welttheils ruhen unter dem Schatten der Friedenspalme. Aber lange genug haben die Nationen, den Leidenschaften der Mächtigen dienend, einander wehe gethan, um sich nicht immer mehr von einander zu entfremden. Der Nationalhaß, oft sorgfältig genährt und benutzt zu der Menschheit fremden Zwecken von den Herrschern, durch immerwährende Kriege noch mehr entflammt und eingewurzelt, hat die Bewohner Eines Erdtheils von einander dergestalt geschieden, daß sie sich kaum mehr noch als Brüder erkennen. Die Bande, welche die Herrscherfamilien gegenseitig knüpfen, sind die einzigen, welche die europäischen Völker verbinden und der europäische Staatenbund ist kein Völkerbund, sondern ein Herrscherbund. Mehr in dem europäischen Staatenbunde zu suchen oder von demselben zu erwarten, als seinem Wesen nach in ihm liegt oder aus seiner Konstitution und Natur sich ergibt, müßte demnach ungereimt erscheinen. Als Haupttendenz kann demselben nur vorschweben eine wechselseitige Garantie der herrschenden Dynastien zur Erhaltung ihrer Rechte und zur Aufrechthaltung des politischen Systems, auf welches diese sich gründen.

Das Interesse der Verbündeten gebietet, die Sache jedes Einzelnen unter ihnen als die allen gemeinsame zu betrach-

ten und zu behandeln. Als Zweck des Bündnisses geht deshalb hervor, daß sowohl Maasregeln ergriffen werden, um zu verhüten, daß die Rechte keiner einzelnen bestehenden Fürstenschaft beeinträchtigt werden, als auch von Allen Fürsorge genommen werde, damit diese nicht gefährdet erscheinen. Auf diesen Grundsatz ist das ganze europäische Staatsrecht basirt, das durch die Stiftung der heiligen christlichen Allianz nur noch fester hat begründet werden sollen. Nach dieser haben die Herrscher sich wechselseitig verpflichtet, die Gebote des Christenthums gegen einander in Ausübung zu bringen d. h. die Regel zu befolgen: was Du willst, daß ein Anderer Dir nicht thun solle, daß thue ihm auch nicht. So wird durch die Religion jetzt eine Verbindlichkeit den Herrschern auferlegt, wozu schon das Interesse mahnte. Nicht blos ist die Hoffnung unter solchen Umständen da, daß der Friede auf geraume Zeit in Europa erhalten werde, sondern es verschwindet auch zugleich bei dem harmonischen Zusammenwirken aller Machthaber jede mögliche Besorgniß, daß der Funke der Revolution sich von neuem in irgend einem zum Welttheile gehörigen Lande entzünde. Wo immer auch hinführo eine Fürstenschaft durch Volksbewegungen mit Gefahr bedroht werden sollte, die gemeinsame Hülfsleistung aller übrigen, auf die sie in einem solchen Falle zählen könnte, würde ihr eine hinlängliche Gewährleistung seyn, daß sie nichts zu fürchten habe.

Wäre es möglich, die Leidenschaften in einen ewigen Schlummer zu versenken; so könnte man wohl mit Grund die Prophezeihung wagen, die dermalige Ordnung der Dinge in Europa werde sich dauerhafter befestigt zeigen wie jede andere zuvor: denn mehr als jemals vorher scheinen die Herrscher darin einig zu seyn, sich wechselseitig mit allen zu Gebot stehenden Hülfsmitteln zu unterstützen, damit die Heiligkeit der Throne und Souverainschaft fortan unangetastet verbleibe. Aber die Zeiten wechseln, die Umstände verändern sich, die Wünsche, Gesinnungen und Bestrebungen nehmen eine den

Konjunkturen und Verhältnissen angemessene Richtung, und die Souveraine sind Sterbliche den Hinfälligkeiten des Lebens, den Schwächen der menschlichen Natur, der Sense des Todes-Engels unterworfen. In einem Bunde unter Monarchen, erhielte derselbe auch eine noch so heilige pragmatische Sanktion, beruhet Alles in letzter Instanz auf der Persönlichkeit der Monarchen, mit diesen sind auch die Ansichten der Wandelbarkeit dahingegeben. Ein höherer Grad von Dauer und Festigkeit könnte nur in den europäischen Staatenbund kommen, wenn neben den monarchischen Herrschern auch die Völker durch allgemeine Einführung eines der Kultur derselben entsprechenden Repräsentativ-Systems an der Konföderation Theil zu nehmen berufen würden.

Einen solchen Völkerbund erblicken wir in dem vereinten Nordamerika. Die politische Ausbildung unsers Geschlechts hat in der neuen Welt eine Stufe erreicht, die in diesem Glanze nirgendswo anders auf dem weitern Erdrund sich kund thut. Der Hauptvortheil, den das freie Amerika vor Europa voraus hat, aber besteht darin, daß dort die Bahn zum Fortschreiten in allem Guten rein und sauber gehalten ist, kein alter Schutt zerfallener Trümmer ehmaliger Gebäude aus dem Wege zu räumen steht, man keinen alten Sauerteig, sondern aus der Natur und dem Leben gegriffene Formen zu bilden hat. Wenn in der alten Welt verjährte Vorurtheile vormaliger oder noch bestehender Feudalherrschaft allenthalben dem Vorschreiten zum Bessern fast unübersteigliche und nur selten zu beseitigende Hindernisse entgegensetzen, kann in der neuen Welt Alles frisch und jugendlich gedeihen. Es ordnet sich da Alles naturgemäß und gleichsam von selbst, man bedarf keiner auf dem Wege der Spekulation mit Scharfsinn und Wortreichthum geschickt und künstlich ausgesponnener Theorien: die Praxis selber führt unbehindert zur Vervollkommnung des geselligen Zustandes und die sich bildenden Verhältnisse haben kein anderes Ziel als die möglich größte freie Auslebung der Gesellschaft und jedes Einzelnen.

Im Besitz weit ausgedehnter Küsten, mit zahlreichen Rheden und Häfen, bequem für die Schifffahrt und den Welthandel, eines unermeßlichen Gebiets von ungemein fruchtbaren Ländern, über die die Natur das Füllhorn ihres Reichthums bewunderungswürdig ausgegossen, und einer thätigen, unternehmenden, aus den gebildetesten Nationen Europens, Britten, Deutschen, Franzosen, Holländern ꝛc. und ihren Nachkommen zusammengesetzten Volksmenge, müssen die vereinigten Freistaaten sich im Genuß ausgebildeter, auf natürliche Menschenrechte gegründeter politischer Institutionen rascher und schneller zum ausgezeichnetesten Nationalreichthum erheben als alle andere Reiche. Schon sehen wir, daß englische Kapitalisten vorzugsweise dies freie Land wählen zur sichern Anlegung ihrer Fonds; Oekonomen aus den brittischen Inseln lassen sich in einer Erdgegend nieder, wo der Himmel so reichlich ihre Bemühungen belohnt und jeder frei von drückenden Taxen und Abgaben, was er durch Fleiß erwirbt, in größerem Maaße zu genießen vermag als anderswo; Fabrikanten und Manufakturisten kommen von allen Seiten, um Etablissements des Gewerbfleißes zu gründen, die bei dem Ueberfluß an rohen Stoffen zur Verarbeitung und deren innere Güte, bei der Menge und Mannigfaltigkeit der Märkte, die der in gleichem Verhältniß mit der Bevölkerung und dem Wohlstande wachsende Binnenhandel und der weitausgebreitete Seeverkehr darbietet, schnell in Aufnahme kommen. Und Jeder, was für eine Wissenschaft, Kunst oder Geschicklichkeit er sich zu eigen gemacht, findet hier ein leichtes Fortkommen, einen gränzenlosen Spielraum zur Thätigkeit. Was Wunder daß die Einwendungen aus der alten Welt so zahlreich sind! Aber Millionen mögen noch einwandern: die Nachfrage nach Menschen, das Bedürfniß an thätigen Händen wird sich nur vermehren. So groß ist das Land, so viele Hülfsmittel bietet es dar.

Indem der amerikanische Staatenbund gastfreundlich Alle aufnimmt, die zur Verbesserung ihres Zustandes eine Heimath

jenseits des Ozeans suchen, erscheint er zugleich von nützlicher Rückwirkung für den europäischen. Als Ableiter kann er angesehen werden für die Mißvergnügten, für die vom Schicksal Verfolgten in der alten Welt und so dient er indirekt zur Erhaltung der bestehenden Ordnung in dieser. Auf der andern Seite läßt sich darthun, daß je volkreicher Amerika wird, desto mehr der Gewerbfleiß in Europa geweckt werden, der Handel zwischen beiden Welttheilen an Blüthe und Ausdehnung gewinnen muß: denn die Natur ist in der neuen Welt zu reich, der Boden zu ergiebig, die Reize des Landbaues sind zu groß als daß diesem viel Arme entzogen werden sollten, um sich mit der Industrie zu beschäftigen und die mit dem Reichthum steigenden Bedürfnisse der Einwohner zu befriedigen.

M.

II.

Ueber die angebliche Verschleuderung von Domainen, die im vormaligen Königreiche Westphalen Statt gehabt haben soll.

Von einem vormaligen Königl. Westphälischen Staatsbeamten.

Unter der Regierung des vormaligen Westphälischen Königreichs wurden zu einer Zeit außerordentlicher, von gewaltiger übermächtiger Hand gebotener, die gewöhnlichen Hülfsquellen bei weitem übersteigender Anstrengungen, Domainen, Staats- oder Nationalgüter veräußert. Diese Maaßregel ward auf den Bericht des damaligen Westphälischen Finanzministers, gegenwärtig Königl. Preußischen Staatsministers Grafen v. Bülow, nach einer reiflichen und umsichtlichen Berathung im Königl. Westphälischen Staats-Rathe, zur Ausführung gebracht. Der Westphälische Staatsrath war bekanntlich aus einer Reihe von Männern zusammengesetzt, die noch dermal

die allgemeine Achtung genießen, deren Verdienste durch Uebertragung hoher Staatsämter die sie gegenwärtig im Preußischen, Hannöverischen, Kurhessischen und Braunschweigischen bekleiden, auch in der jüngsten Zeit anerkannt und geehrt worden sind. Die meisten derselben sind von den wiederhergestellten Regierungen theils als Minister theils als Präsidenten von Landes-Kollegien in unsern Tagen wieder in Dienst genommen und angestellt. Wir erblicken vormalige Königliche Westphälische Staats-Räthe sowohl zu Berlin, Hannover, Kassel und Braunschweig in öffentlichen Funktionen als zu Frankfurt bei der hohen deutschen Bundes-Versammlung. Die Einsichten, der Patriotismus, die Rechtlichkeit aller dieser Männer, die Sitz und Stimme im vormaligen Königlich Westphälischen Staats-Rathe hatten, sind nie in Zweifel gezogen worden und mögen es auch noch in unserer Zeit nicht werden. Wie kommt es nun, daß man dessenungeachtet sich mannichmal in unsern Tagen so weit hat verirren können, ohne Kenntniß und Untersuchung der Umstände und Thatsachen Behauptungen aufzustellen, die, wären sie gegründet, die oben angeführten Eigenschaften bei den in Rede stehenden Männern völlig in Abrede stellen müßten. Wie kann man doch dem bloßen Hören-Sagen trauen, Gerüchten verbreitet von Personen, die mit der Geschichte, der Organisation und Staatseinrichtung Westphalens völlig unbekannt sind, Glauben beimessen oder absichtlichen Vorspiegelungen einer selbstsüchtigen Partheiwuth folgen wollen!

In rechtlicher Hinsicht wurde, als die Veräußerung von Domainen im Westphälischen Staatsrathe zur Sprache gebracht wurde, von allen den Männern, die demselben beiwohnten, nicht das mindeste Bedenken an den Tag gegeben. Hr. v. Martens, Mitglied des vormaligen Königl. Westphälischen Staats-Raths, wird dieß ebenfalls gestehen müssen: er hatte ja selbst einen Vortrag in dieser Sache. Das Königreich Westphalen war ein durch einen europäischen Friedensschluß gestifteter und gegründeter, durch andere feierliche

öffentliche Verträge in seiner Rechtmäßigkeit bestätigter und garantirter, völkerrechtlich konstituirter und von den Mächten als gesetzmäßig anerkannter Staat. Hätte man seiner Regierung nicht die Befugniß einräumen wollen, über das Staatsgut konstitutionsmäßig und zum Vortheil des Gemeinwohls zu verfügen; so würde man eben diese Befugniß auch keiner andern damals bestehenden rechtmäßigen Regierung haben einräumen dürfen. Kann aber der vorigen Westphälischen Regierung die gesetzliche Befugniß zur Veräußerung von Domainen nicht abgesprochen werden; so steht es in keiner Macht, das, was einmal gesetzlich gewesen, ungesetzlich zu machen. Die Rechtskräftigkeit der im Königreich Westphalen vorgenommenen Domainenverkäufe leugnen zu wollen, würde lediglich eine arge Verkehrtheit der Zeit beurkunden; aber in der That ist sie auch von niemand bezweifelt worden und unter allerlei Scheingründen geleugnet blos von solchen, die ein Interesse dabei fanden, sie zu leugnen. Wollen Fürsten die Staatsübermacht dazu misbrauchen, Gewalt ergehen zu lassen vor Recht und blos der Selbstsucht Gehör gebend, den schwachen Einzelnen zu unterdrücken; so können sie es freilich. Allein sie untergraben dadurch selber die Grundsäulen aller Legitimität und geben solchergestalt einen Beweis, daß sie sich ohne Scheu öffentlich zu der Lehre bekennen, die sie doch selbst Napoleon so sehr zum Vorwurf machen wollen.

Die Mitglieder des Westphälischen Staats-Raths folgten blos ihrer eignen vollen Ueberzeugung, indem sie den vom Finanzminister ausgegangenen und vorgelegten Entwurfe zur Veräußerung einer Anzahl Staatsgüter ihren ungetheilten Beifall schenkten. Es war weder Menschenfurcht noch Augendienerei, wovon sie dabei geleitet wurden, und bekannt ist es, daß Jeder im Westphälischen Staats-Rathe nicht nur seine Meynung frei, offen und ohne Rückhalt sagen konnte, sondern sich selbst dazu verpflichtet und vom Könige aufgefodert fand.

Den Ministern wurde in andern Angelegenheiten mit Wärme und Lebhaftigkeit widersprochen, in dieser nicht, da Jeder theils von der Zweckmäßigkeit theils von der Nothwendigkeit der Maasregel und der Art und Weise ihrer Vollziehung überhaupt war. Hätte der Staats-Rath Gründe gehabt, sich derselben zu widersetzen, so würde sie unterblieben seyn, so hatte sie unterbleiben müssen: denn nur wenn der Staatsrath für eine Sache war, konnte der vom Minister vorgelegte Entwurf als Dekret zur Ausführung gelangen.

Die Königlich Westphälischen Dekrete, welche die Veräußerung eines Theils des Staats-Eigenthums anordnen und die Bedingungen festsetzen, unter denen der Domainen-Verkauf vorzunehmen, liegen gedruckt Jedermann vor Augen. Wer sich die Mühe geben will, sie zu lesen, und das sollte doch Jeder, der sich ein Urtheil darüber anmaaßen will, wird weder die guten Absichten, welche zum Grunde liegen, noch die Billigkeit der Grundsätze, welche beobachtet wurden, noch die Zweckmäßigkeit des Verfahrens verkennen. Eine blos oberflächliche Betrachtung des Inhalts dieser Dekrete aber muß Jeden von der Wahrheit der Thatsache überzeugen, daß weder eine Verschleuderung von Staatsdomainen beabsichtigt wurde noch überhaupt bei den Umständen, unter denen der Verkauf Statt fand, möglich war.

Erstlich hat es nie in dem Plan weder der Westphälischen Regierung, noch des Finanzministers Grafen Bülow, noch des Westphälischen Staats-Raths gelegen, irgend eine Staatsdomaine zu verschleudern. Die Andichtung eines solchen Plans wäre in der That nichts als eine schmähliche Beleidigung an der Ehre und dem guten Namen aller der achtbaren Männer, die theils zu dieser Maasregel riethen theils zur Vollziehung derselben mitwirkten. Zweitens war auch gar kein Grund zu einer solchen Verschleuderung vorhanden: denn es fehlte an nichts weni-

ger als an Liebhabern, welche Domainenstücke zu erwerben wünschten und trachteten und man hatte darum durchaus nicht nöthig, durch besonders niedrige Preise oder ausgezeichnet vortheilhafte Bedingungen Käufer anzulocken. Endlich gab zugleich die Art und Weise, wie der Verkauf geschah, nicht einmal einer Möglichkeit zur Verschleuderung Raum: denn der Verkauf ward öffentlich vorgenommen und nichts Heimliches konnte dabei Platz finden. Der Zuschlag wurde entweder an den Meistbietenden oder unter genauer Beobachtung der Bedingungen vollzogen, die in den Dekreten vorgeschrieben waren. Nicht einmal eine besondere Begünstigung dieses oder jenes Käufers konnte hier eintreten.

Die Bedingungen, welche unter der Westphälischen Regierung gesetzlich vorgezeichnet waren und denen die Behörden nachkommen mußten, waren die nämlichen, unter welchen auch nach Auflösung des Westphälischen Staats unter der Königl. Preußischen Regierung in den wiedererworbnen Provinzen Domainen veräußert wurden, so daß, wollte man jener eine Verschleuderung des Staatsguts zur Last legen, der nämliche Vorwurf auch diese treffen müßte. Man würde jedoch bei dem Einen eben so wohl wie bei dem Andern Unrecht haben. Eine nähere vergleichende Untersuchung des Werths der Grundstücke in der Epoche ihres Verkaufs und der Größe des für dieselben bezahlten Kaufschillings würde sogar unbestreitbar darthun, daß man in den meisten Fällen unter der Westphälischen Regierung nicht wohlfeiler Domainen käuflich an sich gebracht, als man von Privatpersonen Grundeigenthum kaufte.

Ueberdies lagen bei der Ausführung der Maasregel der Veräußerung eines Theils der Domainen in Westphalen Motive zum Grunde, die nicht nur an sich löblich und von der Sorge für das Gemeinwohl diktirt waren, sondern auch

im In- und Auslande mit unzweideutigem Beifall aufgenommen worden sind. Nicht wenige der veräußerten Domainenstücke dienten als Fonds, um die vor der Gründung des Königreichs von den Provinzen kontrahirten Schulden zu vermindern. Diese alten Schulden sind von den jetzigen Regierungen anerkannt worden, welche demnach aus dem unter der Westphälischen Regierung vorgenommenen Domainenverkauf wesentlich Vortheile rücksichtlich des bedeutend verringerten Betrags der übernommenen Schulden gezogen haben. Die Veräußerung anderer Domainenstücke wurde zugelassen oder verfügt, um nach Grundsätzen einer erleuchteten Staatswirthschaft den Ackerbau von jenen drückenden Lasten zu befreien, die als Ueberbleibsel des Lehnwesens und des barbarischen Mittelalters nicht mehr in die Zeit paßten und dem Wohlstande und Fortkommen des Landmanns so hinderlich waren. Diese Maasregel hat sehr heilsame Folgen für die Beförderung und Vervollkommnung des Landbaues hervorgebracht und wurde von den Schriftstellern der damaligen Zeit und in öffentlichen Blättern bis zum Himmel erhoben und als höchst preiswürdig andern Staaten als Muster anempfohlen. Endlich wurde auch der Kaufschilling, den der Staatsschatz aus der Veräußerung mancher wenig vortheilhaften Domainenstücke in die Hände bekam, zur Erwerbung von nützlicherm neuen Staatsgut verwandt, dessen Besitz den jetzigen Regierungen zu gut kommt. Daher läßt sich denn auch bei so vielen unter der Westphälischen Regierung veräußerten Staatsdomainen die versio in rem genau, bei allen aber, daß sie keineswegs unnütz weggegeben worden sind, nachweisen. Schwerlich dürfte in so vielen andern deutschen Ländern, wo in der nämlichen Epoche Domainen verkauft wurden, eine solche Nachweisung, wenigstens nicht so vollständig wie in Westphalen, möglich seyn.

Bekanntlich hatte der bei weitem größte und ansehnlichste Theil der im Gebiete des Königreichs Westphalen

vorhandenen Domainen dem französischen Kaiser überlassen werden müssen. Der Westphälischen Regierung war daher blos die Disposition über einen Vergleichungsweise sehr wenig bedeutenden Theil von Staatsdomainen verblieben und dennoch wurde selbst von diesem wieder nur ein Theil veräußert. Man betrachte dagegen, wie z. B. im Königreich Baiern mit den Domainen verfahren worden ist!

Ich bin zur genauern Erörterung dieses Gegenstandes lediglich durch die so auffallende hartnäckige Weigerung des Kurfürsten von Hessen geführt worden, die Rechtsgültigkeit der Westphälischen Domainenverkäufe in dem seiner Souverainität unterworfenen Gebiete anzuerkennen. Da man jedes nur einigermaßen scheinbar gerechten Grundes ermangelte, Privaten ihres im besten Glauben wohl und gesetzlich erworbenem Eigenthums gewaltsam zu berauben, so hat man zu der Erdichtung seine Zuflucht genommen, die unter der Westphälischen Regierung auf Kurhessischem Gebiet veräußerten Domainen seyen verschleudert worden. So wenig diese Thatsache, wenn sie auch gegründet gewesen wäre, zu einer Maasregel berechtigen konnte, deren Ungerechtigkeit dermal allgemein anerkannt ist, so wird dieses rückwirkende Verfahren um so empörender, da sich zur Evidenz erweisen läßt, daß die ganze Vorspiegelung nichtig und ungegründet ist. Auch hat man damit wohl hin und wieder das von den Verhältnissen wenig unterrichtete Ausland täuschen können; an Ort und Stelle ist die Unwahrheit des Vorgebens offenkundig.

Was ich oben von den Westphälischen Domainenveräußerungen überhaupt gesagt habe, gilt im recht eigentlichsten Sinne von den in dem jetzigen Kurhessen vorgenommenen insbesondere. Es läßt sich für jeden einzelnen Fall überzeugend darthun, daß an keine Art von Verschleuderung hier zu denken gewesen ist, die Domainen titulo oneroso erworben worden sind und die Käufer rechtlich und gesetzlich zu Werke gegangen sind. Man kann dies insbesondere mit

Fug und Recht von allen denen ohne Ausnahme behaupten, die ihre Reklamationen bei dem deutschen Bundestag vorgebracht haben. Die Dotationen, die hauptsächlich in der Krone anheim gefallenen Lehngütern bestanden, gehören nicht hierher und von den Stiftsgütern und Krondomainen, die in den Königl. Preußischen Provinzen unter der Westphälischen Regierung veräußert worden sind, darf ich mich um so eher enthalten, hier zu reden, da die Rechtsbeständigkeit von deren Verkauf von der Königl. Preußischen Regierung keinem Zweifel unterworfen worden ist, wiewohl diese eigentlich zur Verbreitung der Gerüchte einer Statt gehabten Verschleuderung Westphälischer Domainen Veranlassung gegeben zu haben scheinen. Der Zweck dieses Aufsatzes sollte lediglich auf Kurhessen gerichtet seyn.

III.

Die Göttinger Unruhen.

Der Deutsche wie die Natur schätzt wenig die Arten, nur die Gattungen der Dinge sind ihm heilig. Das Fortpflanzen nicht, das Fortgepflanzte dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze sammeln ohne sie zu gebrauchen, so häufen die Deutschen Grundsätze auf ohne sie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgesetze abzufassen, wie ein deutscher Bundestag anzuordnen sey, das mögen sie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer besprechen, aber ob das Badische Ständewesen tauglich, wie die Preßfreiheit eines bestimmten Staates beschaffen sey, was die Bundesversammlung zu Frankfurt thue oder unterlasse, diesem nachzuforschen ermüden sie gar bald. So sind die Ereignisse zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug besprochen worden. Jetzt darf man den schönsten und

gelehrtesten Abhandlungen über die akademische Freiheit, deren Ursprung aus dem Mittelalter, über die Ersprieslichkeit ihrer Fortdauer oder Einschränkung mit Gewißheit entgegensehen. Die vaterländischen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunst hinaufsteigen, aber Göttingen darüber vergessen; aber darüber zu fodern versäumen, daß die ausgewanderten Studirende zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit so wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat bestraft, und die durch französisch-westphälischen Witz nur gelenker gemachte steife Herrschbegierde der hannövrischen hochadlichen Beamtenschaar, von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die sechszehnendigen Hirsche nachdem sie lange sich furchtsam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutschen Volkes von neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studirende begangen, was wenn sie auch wirklich gefehlt tadelnswürdigeres als was schon hundertmal geschehen? Oder haben die vorsichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfestes gefürchtet, und frühzeitig das Hochgefühl Freiheitsbegeisterter Jünglinge zu demüthigen gesucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder sollten geduldige Deutsche als Heloten zur Schau gestellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit stolzer Britten daran erstarke? Ist es nicht derselbe König der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch so eine weichherzige Spiesbürgerseele, die gerührt wird wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morscher Selbstling dessen Geist nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfassungen? Sind unsre Fürsten nicht herrlich, ist ihr Wille nicht gut? Wohl sind sie es, wohl ist er es, aber was eine Konstitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne ersezt werden könne, das mag euch das hier besprochne Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein schlimmeres Gemüth für Göttingen als

für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorlezten Parlamentes nach seinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt die Gewalt zu gebrauchen gegen seine eigne Unterthanen, die er hier gegen schuldlose Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutsches Blatt spricht mehr von dieser Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäische Adelsbund wird den Gegenstand nach Aachen ziehen, und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutscher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademische Freiheit zu zernichten suchen, und — Dank der waltenden Vorsehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle Euch bei, daß die Hochschüler in England ein dumpfes trauriges Leben zwischen Mauern eingeschlossen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerlosesten Vögel sind. Die Freiheit der deutschen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildesten Bursche waren die zahmsten Spiesbürger geworden. Sind die Ueberschlauen am Steuerruder toll und verblendet genug die deutsche wissenschaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigesetze zu beugen, zwingt man sie die verlorne Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft die sie in zweckloser Lust und besinnungslosem Toben vergeudet, in ernste Thaten zu verbrauchen, dann — dann ist sie gesprengt die Kette.

IV.

Kleine Gedanken über ständische Verfassung.

Wer die Geheimnisse der Pflanzenwelt zu erforschen und zu begreifen weiß, wird ungeschickt und unwillig den Pflug

führen. Da habt Ihr eine Formel nach welcher die Entfernung der Sonne der Wahrheit von den Menschen abgemessen werden muß, damit sie leuchte ohne zu zünden. Die allgemeine Verbreitung der Kultur, macht eine Veränderung in den Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaften nöthig, da bei den jetzigen Verfassungen der Staaten, die aus der gesteigerten Geistesbildung entspringenden Ansprüche so vieler Menschen, nicht befriedigt werden können. Es giebt nur ein Rettungsmittel, das die Gefahren dieses Uebels abzuwenden vermag — die Volksrepräsentation, indem diese der Geistesbildung abwechselnd aller Bürger einen Spielraum gewährt, oder ihn doch hoffen läßt.

Das Leben des Staates ist das Produkt einer doppelten Kraft; des Erhaltungs- und des Bildungstriebes. Jener strebt nach der Erhaltung des Bestehenden, dieser nach dem Wechsel; jener vertritt die Vergangenheit und das Allgemeine, dieser das Interesse der Gegenwart und des Besondern. Jener bemüht sich für das Recht und den Besitz, dieser für die Kraft und die Erwerbung; jener ist thätig für den Staat und das Staatsgebiet, dieser für den Bürger und die Häuslichkeit. Das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft entspringt aus dem richtigen Verhältnisse in welchem beide Kräfte zu einander stehen. Wo der Erhaltungstrieb überwiegt da werden die Foderungen des belebenden Geschlechts und des Geistes der Zeit nicht berücksichtigt, und der Staat in Misklang mit der Aussenwelt und von derselben angefeindet, muß widerstrebenden Kräften, die ihn aufreiben weil sie nichts entfremdetes dulden, endlich unterliegen. Wo der Bildungstrieb allein herrscht, da verliert der Staat, in ewiger Bewegung, seinen Schwerpunkt, und da er das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft nicht blos auszubessern und zu schmücken sich bemüht, sondern auch an dem Grundsteine rüttelt, so stürzt das Haus rettungslos zusammen. Der Zweck aller Bewegung ist Ruhe, nicht umgekehrt. — In einer repräsentativen Verfassung wird der Erhaltungstrieb durch die Adelskammer, der

Bildungstrieb durch die Volksdeputirten vertreten. Das bleibende Interesse des Staates dem oft ein vorübergehendes aufgeopfert werden muß, vertheidigen die Pairs; das wandelbare Interesse dem das Beständige sich aller Zeit anschmiegen soll, vertheidigen die Deputirten. Der Fürst hält beide Kräfte im Gleichgewichte. Er sorgt für die Zukunft während der Adel in der Vergangenheit, das Volk in der Gegenwart lebt. Er verhindert die starre Unbeweglichkeit so wie die allzugroße Wandelbarkeit der Gesetzgebung.

Wer soll die Volksrepräsentanten wählen? Natürlich nur solche die selbst wahlfähig sind. Die, welchen man die Fähigkeit und den guten Willen die Ansprüche und Rechte des Volks auszumitteln und zu vertheidigen nicht zutraut, können unmöglich tauglich befunden werden, diejenigen herauszufinden, die jenes Zutrauen verdienen.

Wer und was soll vertreten werden? Der Regent, die Regierung, das Volk im Allgemeinen, die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft, und deren verschiedene Interessen und endlich die einzelnen Bürger.

Es ist nicht immer das wichtigste Interesse und die bedeutendsten Klassen der Staatsbürger sind es nicht welche am mächtigsten vertreten werden müssen; sondern das Gegentheil findet manchmal Statt. Reichthum und hoher Stand sind mächtig genug sich selbst geltend zu machen, aber die leise und furchtsam sprechenden, die kaum vernehmlichen untern Stände müssen am lautesten von den Volksdeputirten vertheidigt werden. Es giebt ferner nicht blos unmündige Klassen der Gesellschaft sondern auch unmündige Interessen die der Theilnahme am meisten bedürfen, weil sie deren am wenigsten erregen. Aus jenem Gesichtspunkte betrachtet ist es ungerecht wenn man die Juden nicht Theil an der Repräsentation nehmen läßt, auch wenn ihre Untauglichkeit zur völligen Gleichstellung mit den übrigen Staatsbürgern zugegeben würde, ja dann um so mehr ungerecht und dem Wesen der Repräsentation widersprechend. Sind Juden untaugliche Staatsbür-

ger, dann sind sie als politische Gebrechliche oder als Kinder anzusehen, und als solche bedürfen sie am meisten der Vormundschaft. Aber wem Anders dürfte diese anvertraut werden, als den Gesunden und Erwachsenen unter ihnen selbst? — Da den unmündigen unerwachsenen Bedürfnissen eine Fürsprache am meisten Noth thut, so sollte die Anzahl der Deputirten vielleicht im umgekehrten Verhältnisse mit der Wichtigkeit und Bedeutung der repräsentirten Körperschaft stehen.

Man hat gefragt wer tauglicher sei das Volk zu vertreten, der reiche oder der wissenschaftliche Bürger; aber es bedarf kaum einer Untersuchung, daß sie beide dazu berufen werden müssen. Der Gegenstand der Ausmittelung ist, in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen sollen, und ob die Zahl der Begüterten oder die der Geistreichen unter den Volksvertretern überwiegend seyn müsse. Für das erstere spricht die Natur der Sache unwiderleglich.

Das Volk hat zweierlei Rechte und Neigungen die vertreten und befördert werden müssen, dingliche und persönliche. Zu den ersteren gehört sein Vermögen und alle die Arten der Erwerbung, Benutzung und Erhaltung derselben; zu den Andern seine Freiheiten, seine sittliche, politische und religiöse Selbstständigkeit. Die dinglichen Rechte sollen von den begüterten Deputirten, die persönlichen aber von den wissenschaftlichen vertreten werden. Die ersteren sind von mannichfaltiger oft sich feindlich gegenüberstehender Art. Der Besitzer von Grundeigenthum, der Landmann, der Fabrikant, der Handwerker und der Kaufmann haben sich wechselseitig widerstrebende Interessen, die wieder jedes für sich nach dem Wohnorte des Staatsbürgers verschieden sind. Die persönlichen Rechte der Bürger aber sind für Alle und aller Orten fast die nehmlichen. Gesetzgebende Gewalt, Preßfreiheit, Bürgerehre u. s. w. sind Rechte und Ansprüche die für jeden die nehmlichen sind, und nur der Unterschied der Stände wird eine Schattirung dieser Verhältnisse bewirken, da die persönlichen Rechte des Adels, des Gelehrten, des

Bürgers zuweilen einander im Wege stehen. Daraus folgt, daß das Vermögen des Bürgers einer stärkeren Vertretung als dessen Person bedürfe, daß daher unter den Ständegliedern die Zahl der Begüterten die der wissenschaftlichen übersteigen müsse. Ganz ausgeschlossen dürfen die Gelehrten von der Repräsentation nicht werden, weil sie dann als Inhaber blos persönlicher Rechte ohne Vertretung blieben, worunter nicht allein sie selbst sondern die Gesammtheit leiden müßte. Die Vertreter des Vermögens können nicht zugleich die des Personenrechtes seyn, weil sich oft beide Interessen einander widerstreben.

Bei einer einigen Kammer in den Ständeversammlungen würde freilich das Volk mehr Freiheit haben als es genießt, wenn ihm die Adels-, oder Pairskammer wehrend gegenübersteht; aber eben dieses Uebermaas der Freiheit wäre dem Volke gefährlich, und würde zum Monarchismus zurückführen. Die Reibung, zwischen Regierung und Volk ohne vermittelnden Körper waren zu stark, und sie könnten beide ihre Kräfte nicht entfalten ohne sich wechselseitig wehe zu thun. Der zwischen ihnen stehende Adel soll keineswegs eine trennende Scheidewand zwischen Regent und Unterthanen, sondern nur die Abgrenzung bilden über welche beide nicht treten dürfen. Die Ausdehnung der der Pairskammer selbst zustehenden Gewalt wird durch den Raum der zwischen Volk und Regent liegt von selbst bestimmt.

Das wahre Interesse der Regierung ist auch das des Volks, aber lezteres in seiner ausschweifenden Freiheitsliebe verkennt oft diese Verbindung und sezt sich und sein Begehren dem Wollen der Regierung feindlich gegenüber. Daher muß selbst um das Beste des Volks willen, unter den Ständen auch die Regierung ihre Fürsprecher haben, wozu die von ihr abhängenden Staatsbeamten am tauglichsten sind. Es heißt also das Prinzip der Volksvertretung verkennen, wenn man behauptet, Staatsdiener sollten zu Repräsentanten nicht gewählt werden dürfen. Daß aber die Regierung durch Ein-

richtung allzuvieler Staatsämter, sich nicht ein gefährliches Uebergewicht verschaffe, kann das Volk, welches die Steuern von welchen die Staatsdiener bezahlt werden, bewilliget, durch Beschränkung derselben leicht verhindern.

V.

Trost in Leiden.

Die Minerve Française enthält über ein kürzlich zu Paris erschienenes Werk: Ephémérides militaires depuis 1792 jusqu'en 1815 ou Anniversaires de la valeur française, folgende Anzeige und Beurtheilung. Es ist ersprießlich die Deutschen mit der Sprache die darin geführt wird bekannt zu machen, damit sie lernen, nicht wie man Lorbeeren verdiene (das haben sie gezeigt), sondern wie man sie erhalte. Wer im Unglücke stolz bleiben kann, der hat das Unglück nicht ganz verschuldet.

„Achilles zur Unthätigkeit gezwungen ruhte von seiner Ruhe aus, indem er auf seiner Leyer die Thaten der Krieger besang; die Leyer wie das Schwert Achill's ist in die Hände unserer Tapfern gekommen, und die Erinnerung französischer Siege wird in einer großen Zahl von Schriften aufgefrischt, zu welchen derselbe hochherzige Eifer welcher die Siege erzeugte, begeistert hat. Zu dem hier angezeigten Werke haben Krieger und Gelehrte ihre Talente vereinigt; glückliche und schöne Verbindung, welcher das Vaterland zulächlet! Den Schriftstellern liegt es jetzt ob den Muth jener Tapfern zu beschreiben und ihre Wunden zu zählen. Mit engen und unauflöslichen Banden müssen die Freunde der Beredtsamkeit und die Zöglinge der Musen sich unsern Helden anschließen, und die Schande auslöschen, welche einige Ueberläufer der Nationalehre die ihre schimpflichen Kronen in den feindlichen Reihen austheilen, auf die

Literatur geworfen haben. O gewiß hätten diese unwürdigen Franzosen, wären sie zu Athen geboren, das Gemählde der Schlacht von Marathon wegzunehmen gewünscht um an dessen Stelle die unglücklichen Ereignisse der Tage von Argos Potamos und Syracus zu setzen. Wir, für welche Marathon sich so oft wiederholt hat, wollen ihnen unermüdlich die Gemählde vorhalten die ihnen so beschwerlich sind, und alle Strahlen unseres Ruhms in einen Brennpunkt versammeln, damit sie gezwungen werden die Augen zu schließen.

Die Herausgabe dieser kriegsgeschichtlichen Tagebücher war ein glücklicher Gedanke. In dem Zeitraume von drei und zwanzig Jahren den sie umfassen, ist die französische Tapferkeit siegreich vom Tago bis zur Donau und vom Nil bis zum Dnieper gewandert, und ihre Schritte sind von so zahlreichen Trophäen bezeichnet worden, daß auf jeden Tag des Jahres mehrere kommen. Es giebt keinen Tag im April May und Juny den einzigen noch bis jetzt erschienenen Monaten, die nicht deren fünf bis sechs darbieten, und die Tage welche nur zwei oder drei Siege zählen waren unfruchtbar in Lorbeeren. Ich fordere den miteifernden Waffenruhm auf, auch seine Tagebücher zu verfassen. Die welche etwa glauben möchten, daß die Aerndten der Wintermonate unergiebiger gewesen seyen, müssen vergessen haben, daß die Franzosen nur einen Winter hatten.

In der Einleitung theilen die Verfasser mit Recht diesen langen drei und zwanzigjährigen Feldzug in vier verschiedene Zeiträume ein. Der erste Zeitraum ist der da das bewaffnete französische Volk nur seine Unabhängigkeit vertheidigte. „Noch „kennt es seine Stärke nicht, und wenn es ausserhalb seiner „Grenzen kämpft, so geschieht's weil es dort Freunde ge„funden hat die seiner Hülfe bedürfen.“ Zur zweiten Epoche die mit dem Einfalle in Italien 1796 beginnt, und mit dem Lüneviller Frieden endet, „beschäftigt es noch kein Erobe„rungsgedanke, nur den Frieden will es aus der Ferne holen; „es ist noch der patriotische Aufschwung von 1792 der es be-

„seelt und seinen Kriegern den Sieg giebt. Aber die Republik „ist nicht mehr. Ein einzelner Mann sezt sich an die Stelle „der Nation und wird der Mörder ihrer Freiheit; das Zau„berwort Vaterland vertauscht er gegen das des Ruhms, „für Franzosen nicht weniger zaubervoll. . . Eines über das „Andere gestürzt, sinken Reiche zusammen. Neue Herrscher„geschlechter erheben sich über den Trümmern uralter Throne, „die in dem Staube liegen, und die besiegte Welt schweigt „vor dem neuen Alexander." So war der dritte Zeitraum. „Endlich erholen sich die Völker von ihrer Bestürzung. Die „gedemüthigten Könige erfassen die Hoffnung wieder, und „als wenn nur Wunder allein andere Wunder zerstören könn„ten, schließen die Elemente selbst gegen unsere Siege einen „Bund. . . In seinen innersten Umkreis zurückgedrängt, bis „in seine Grundfesten erschüttert, wankt der Koloß des Reichs, „fällt, und zieht den Mann der es aufgerichtet und das hoch„herzige Volk das es mit Strömen von Blut befestigt hatte, „mit sich nieder." Dieser Zeitraum der Trauer ist der vierte, der durch eine Reihe von Unglücksfällen, Frankreich zu dem Punkte von dem es ausgegangen war zurückgeführt hat.

Voltaire indem er von den guten französischen Schriftstellern sprach, bemerkt: „Auch aus dem Grunde werden „sie in ganz Europa gelesen, weil sie allen Nationen Ge„rechtigkeit widerfahren lassen." Diese Gerechtigkeit die so selten erwiedert wird, erkennt man auch in den kriegsgeschichtlichen Tagebüchern. Ihre Verfasser haben das Verdienst sich über die Fremden und was noch schwerer ist, über die Franzosen einer andern Meinung, mit Anstand zu äußern.

Daß unsere braven Krieger, in ihrer heimatlichen Zurückgezogenheit, sich mit diesen Tagebüchern worin ihre Großthaten verzeichnet sind innigst bekannt machen! Daß jeden Morgen bei der Erzählung der Siege des Tages, sie mit Stolz sich sagen: „Freue dich, Du warst auch dabei;" oder mißmuthig: „Hänge dich, Du warst nicht dabei!"

Für alle Stände der Gesellschaft wäre es nützlich, daß

sie auch ihre Tagebücher hätten, worin die Thaten die ihnen Ehre machten, eingetragen wären. So würde der Richter ehe er sich niedersezte, der Beamte indem er sein Arbeitszimmer betritt, wenn sie gelesen hätten von welchen patriotischen und muthigen Handlungen der beginnende Tag das Jahr erneuert, vielleicht vor dem Gedanken zurücktreten, ihn durch eine Handlung der Willkühr oder durch ein ungerechtes und anstößiges Urtheil zu besudeln. — —"

Deutsche, die Ihr dieses leset, bedenkt, daß ein Volk das diese Sprache führt nicht aufgehört hat furchtbar zu seyn, und laßt euch nicht zurückschüchtern von der Jahresfeyer der Leipziger Schlacht wie sie das Herz Euch eingiebt!

VI.

Der Mitarbeiter wider Willen.

1.

Schreiben an den Herausgeber der Wage.

Ew. Wohlgeb.

Ihr zweites Heft der Wage enthält in der Kritik der Elise von Valberg eine Bemerkung über mich als Hofjunker v. Kälen, die bei einer genauen und strengen Zergliederung eine offenbare Injurie ist. Die Worte: „Im Leben „wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitz„buben umgeschaffen als auf der Bühne," lassen sich auch bei jeder andern Meinung leicht so deuten, als ob der Einsender einer Verläumdung Glauben beigemessen, nach welcher ich schlecht genug gewesen, durch irgend eine Verführung der Rechtschaffenheit entsagt zu haben. Diese beleidigende Bemerkung, ist mir und vielen andern rechtschaffenen Menschen dergestalt aufgefallen, daß ich Sie oder den Einsender des Pasquilleähnlichen Ausdrucks um die wahre

Meinung fragen muß; denn entweder hat sie das Ansehen einer vorsätzlichen Beleidigung, oder sie ist gelinde ausgedrückt unüberlegt zu nennen. In beyden Fällen verlange ich in Ihrer Waage, die ich so gerne die gerechte nennen möchte, im ersten Falle Widerruf, im zweiten Anerkennung Ihrer Uebereilung. Wer Anderer Fehler rügen will, die so oft nur Fehler seiner Ansichten sind, wie hier wirklich der Fall ist, weil ein feiner Hofmann seine Intrigue mit höfischer Anständigkeit und kalter Besonnenheit durchführt, ohne sich bei seinen Umgebungen höhern Ranges als ein wirklicher Bösewicht zu zeigen, was ein jeder eingestehen muß der den Hof kennt, muß sich auch nicht schämen zu gestehen, daß er auch gefehlt habe, wenn er nicht als ein boshafter Mensch will angesehen, und im wiederholten Falle als solcher das erwarten will, was man von einem beleidigten Ehrenmanne zu erwarten hat.

Mein ehrlicher Name ist mein Stolz, den ich mir, ich kann es sagen, durch mein tadelloses Betragen von jeher erhalten, den ich mir von niemand ungestraft antasten lasse. Die allgemeine Achtung in der ich stehe spricht für mich, aber ich könnte doch, was mir eben so wenig gleichgültig ist, Gefahr laufen, durch solche Bemerkungen, das unschätzbare Gut, die Achtung der Leichtgläubigen dadurch sich vermindern zu sehen, wenn ich schwiege.

Das empfindlichste von allem ist, daß Ihr Blatt nicht allein hier gelesen wird, weshalb ich meine Forderung wiederhole, und Ihnen den Rath gebe, überhaupt mit Ihrem Urtheil vorsichtiger zu verfahren, wenn Sie sich für die Folge keine Unannehmlichkeiten zuziehen wollen.

Frankfurt, den 21. August 1818.

Urspruch.

2.

An Herrn Urspruch, dahier Schauspieler.

Ew. Wohlgeb.

Können darauf rechnen, daß ich in dem nächsten Hefte der Wage meinen Aeusserungen über Ihr Spiel jede Zweideutigkeit benehmen werde. Wenn Sie es erlauben, werde ich Ihren Brief wörtlich abdrucken lassen; dies ist der beste Weg der gerechten Sache den Sieg zu verschaffen.

Ihr ergebenster

Dr. Börne.

3.

An den Herausgeber.

Ich erwarte also Ihrem Versprechen gemäß, daß Sie in Ihrem nächsten Hefte den bewußten Aeußerungen jede Zweideutigkeit benehmen werden, jedoch nicht mit beleidigendem Witze, den jeder ebenfalls anwenden könnte, wenn er ihn nicht unter seiner Würde hielte; in diesem Falle müßte ich, so ungern ich's thäte, öffentlich gegen Sie auftreten. Wenn Sie an meiner Frau und mir, die wir nun schon 23 Jahre der hiesigen Bühne mit Ehren dienen, nichts loben können noch wollen, so ersuche ich Sie unserer lieber gänzlich zu vergessen. Eine belehrende unpartheiische, in den Grenzen der Anständigkeit bleibende Kritik, wird jeder der seine Kunst liebt, mit Vergnügen lesen und mit Dank erkennen. Direction, Künstler und Publikum, jedes mag nach seiner Art einer Zurechtweisung bedürfen, aber auf eine geziemende Weise, wenn die Saat des vernünftigen Kritikers reife Frucht bringen soll. Wenn Ihre Kritik nach den Wünschen der gerechten Kunstrichter, die mit allen Verhältnissen unserer Bühne bekannt sind, wie es höchst nöthig ist abgefaßt wäre, und wir uns dann beklagen wollten, so könnten Lichtenbergs gute Bemerkungen in dem Oppositions-Blatt Nr. 195. die Antwort für uns alle seyn; aber Ihre Bemerkungen sind subtiler Mord, die man auch ohne Eigenliebe zu haben nicht länger ertragen kann, und die,

wie ich schon einmal gesagt Ihnen nur unangenehme Auftritte bereiten. Sie gehen mit Ihren Bemerkungen überhaupt sehr unvorsichtig zu Werke, wie Ihre schüchternen Bemerkungen über Oestreich und Preußen beweisen. Ein Mann, der von einem Volke abstammt, das in gegenwärtigem Augenblick, bei dem Bundestage die ihm gebührende Rechte der Menschheit in Anspruch nimmt, sollte nach meiner Meinung aus Liebe zu seinem Volke anders verfahren. Wenn das Ihre schüchternen Bemerkungen sind, dann möchte ich erst Ihre freimüthigen kennen lernen.

Ich erlaube Ihnen meine zwei Briefe, Wort für Wort Ihrer Wage einzuschalten; fehlt aber ein Wort an diesen zwei Briefen, so seyen Sie versichert, daß ich das Fehlende bekannt zu machen nicht unterlassen werde.

Urspruch.

4.

Das Ende vom Liede.

Herr Urspruch sieht nun, daß ich ihm die Einrückungsgebühren habe ersparen wollen, und die verschiedenen Grobheiten die er mir gesagt hat, in meine Zeitschrift aufgenommen habe. Die Briefe sind seinem Wunsche gemäß wörtlich abgedruckt worden, doch hoffe ich, daß er für die darin fehlende Fehler, und manchen hinzugefügten schönen Buchstaben mir danken wird. Noch eine andere Veränderung habe ich mir zu machen erlaubt. Herr Urspruch hatte nehmlich, aus Geringschätzung, alle Stellvertreter und Lohnwächter meines zum Schildwachestehen berufenen Namens (in der Sprachlehre Fürwörter genannt) mit kleinen Anfangsbuchstaben, sie, ihr, ihnen geschrieben; ich habe sie jedesmal groß gemacht, weil nicht einmal ein Mensch geschweige ein Schriftsteller sich selbst zu verachten braucht. Ich will Herrn Urspruch, so viel es mir möglich ist zufrieden stellen; aber wer die schlaflosen und sorgenvollen Nächte kennt, die ein armer Journalist darüber hat wie er zur gehörigen Zeit die versprochene Bogenzahl Gedrucktes ablie-

fere, wenn es ihm nicht gegeben ist sein bischen Wissen und Fühlen breitzuschlagen, und wenn ihm die zugesagten Beiträge meistentheils ausbleiben: wer dieses zu fühlen weiß, der kann sich denken wie vergnügt ich bin, daß mir ein vernünftiger Mann und guter Kopf gratis in die Falle gegangen ist. Solcher Mitarbeiter wider Willen werden sich gewiß noch mehrere einfinden, da die gegenwärtige Veranlassung hierzu sich nothwendig wiederholen muß. Doch zur Sache, nehmlich zur Ehrenerklärung.

Einer Erklärung bedarf was unverständlich ist, wie kann aber Herr Urspruch so unbillig seyn zu verlangen, daß seine Ehre ich erklären soll? das ist seine eigne Sache. Ich habe es nur mit dem Schauspieler zu thun, der Mensch in ihm interessirt mich gar nicht. Ich erkläre dennoch, um zu zeigen welch' eine gute Seele ich bin, feyerlich vor aller Welt, daß ich nicht habe sagen wollen, daß Hr. Urspruch im Leben ein Spitzbube, sondern nur, daß er auf der Bühne keiner sei. Dieser Vorwurf gereicht ihm zum höchsten Ruhme, indem dadurch zu verstehen gegeben wird, daß es ihm unmöglich falle seine tugendhafte Natur zu verläugnen. Uebrigens werde ich mich durch nichts abhalten lassen, die schauspielerischen Darstellungen noch ferner nach meiner Einsicht zu beurtheilen, auch wenn ich mir die Unannehmlichkeiten, die mir im Hintergrunde gezeigt werden, wirklich zuziehen sollte: es hat jeder Stand seine Plagen, und die größte Unannehmlichkeit habe ich gewöhnlich schon überstanden, sobald ich das Schauspielhaus verlasse. Die Drohung, daß ich im wiederholten Falle zu erwarten habe „was man „von einem beleidigten Ehrenmanne zu erwarten „hat,“ macht mir durchaus nicht bange, und zwar aus zwei Gründen nicht, von welchen ich einstweilen nur einen sagen will: nehmlich weil Hr. Urspruch wird einsehen lernen, daß er gar nicht Ursache hat sich beleidigt zu fühlen: Er sagt, sein ehrlicher Name sei sein Stolz; und hat sehr

Unrecht darin; einen ehrlichen Namen muß jeder haben, es ist dabei nichts worauf man stolz seyn könne.

Ich habe mit Vergnügen aus den Briefen des Herren Urspruch erfahren, daß er und seine Gattin schon in zwei Jahren die silberne Hochzeit ihrer Kunstehe feyern werde, und ich bleibe gewiß nicht zurück an der Freude dieses Tages einst Theil zu nehmen. Damit aber keine unangenehme Rückerinnerung jenes Fest stören möge, so rathe ich Herrn Urspruch behutsamer zu seyn, in seinen Aeusserungen damit er nicht zu Schaden komme. Er geht in seinen Bemerkungen überhaupt sehr unvorsichtig zu Werke, wie seine Bemerkung beweist: daß wer den Hof kenne, wisse wie man einen Spitzbuben zu spielen habe. Wer zu einem Volke gehört, das in gegenwärtigem Augenblicke an den meisten Orten, von Hofbeamten seine ihm gebührende Besoldung in Anspruch nimmt, sollte nach meiner Meinung aus Liebe zu seinem Volke anders verfahren. Herr Urspruch spricht immer von Bemerkungen die „in den Grenzen der Anständigkeit" bleiben sollen, wenn aber das seine anständigen Bemerkungen sind, so möchte ich erst seine unanständigen kennen lernen.

Herr Urspruch hat sich wirklich als ein Mann gezeigt, der den Hof kennt, da er so staatsklug war mit Oestreich und Preußen ein Bündniß gegen mich zu schließen. Er würde mich sehr verbinden, wenn er mir sagen wollte, wovon er gewiß sehr genau unterrichtet ist, was seine guten Freunde eigentlich in Aachen zu thun haben; ich möchte gar zu gern etwas mehreres darüber drucken lassen als in andren Zeitschriften steht, um ein Sternchen davor setzen zu können, nach welcher ehrenvollen Auszeichnung ich schon längst vergebens gestrebt habe. Dieses enge Freundschaftsband in welchem Herr Urspruch mit den ersten Fürsten Europens steht, würde mir wirklich Angst machen, wenn ich mich nicht damit tröstete, daß, da seit dreyßig Jahren sich so vieles Wunderbare ereignet hat, es auch nicht unmöglich ist, daß der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen gar

niemals erfahren möchten was in dem zweiten Hefte der Wage von ihnen abgehandelt worden ist. Endlich bitte ich Hrn. Urspruch, daß, sollte er mich mit seinem Briefwechsel ferner beehren, er die Anwendung einigen Witzes nicht unter seiner Würde halten möge. Den Lesern ist es sehr gleichgültig ob Hr. Urspruch seinen Spitzbuben auf der Bühne gut oder schlecht gemacht, ob er oder ich recht habe, sie wollen aber nicht, daß man sie gähnen mache.

VII.

Blätter und Blüthen.

1.

Will der Spott nur Registrator seyn im Archive der Lächerlichkeiten, um sie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein schädliches Amt, welchem der stärkste Tadel zukömmt. Eine begangene Lächerlichkeit ist ein Verbrechen des Geistes, das zur Abschreckung Anderer zwar bestraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheischt. Beweinenswerther ist ja wohl niemand als der Mensch dem das Loos zugetheilt ward, lächerlich zu seyn.

2.

Die Erfahrung bereitet uns vorsorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menschliche Herz, ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müssen uns daran sättigen oder verhungern. Frische Nahrung genießt der Mensch nur zweimal: auf der seeligen Insel der Kindheit, und einst wohl in dem Hafen der Ruhe.

3.

Ist es nicht möglich, zu tadeln ohne zu spotten, und zu spotten ohne zu verwunden? Müssen Aufklärer den Lichtscheeren gleich zu seyn, die nur helle machen, indem sie schneiden? Verdriesliche Nothwendigkeit!

4.

Warum ist die Heimat des Herzens die Fremde des Kopfes oder umgekehrt, und warum darf Niemand ohne Abzug und Nachsteuer, aus Einem Lande in das Andere ziehen? Die Bundesakte, welche eine solche Freyzügigkeit bewilligte, wäre die gemeinschaftliche heilige Schrift für die gesammte Menschheit.

5.

Haben und Seyn sind die Hülfszeitwörter in der Sprachlehre, sowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus Habsucht und Selbstsucht, den Thränendrüsen der leidenden Menschheit, quellen die Thränen der Freude sowohl als die der Schmerzen.

6.

Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

7.

Warum heißt eine Frau nehmen, d. h. seiner Freiheit entsagen wollen, mit einem das Gegentheil bezeichnenden Worte freien?

8.

Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Fleckkugeln zum reinigen der beschmuzten Welt.

9.

Der wahre Muth ist nicht blos ein Luftball der Erhöhung, sondern auch ein Fallschirm des Herabsinkens.

10.

Jean Paul, dieses Harzgebirge und Potosi voll der edelsten Metalle, würde verarbeitet die Bijouterieläden aller deutschen Belletristen versehen, und zu Goldschlägerblatten ausgedehnt die halbe Erde bedecken können. Warum gebrauchen ihn unsere literarischen Zinngießer und Kupferschmiede nicht öfter zum Vergolden ihrer Gefäße? Dieser große Dichter, (ein um so größerer, da er das Musenpferd ohne den Steigbügel des Reims zu besteigen, und ohne metrischen Zügel zu

lenken versteht) weiß aus dem Heu und den Futterkräutern der Gelehrsamkeit, frische liebliche Blumensträuße zu winden, statt daß Andere selbst ihre Rosen und Lilien in ein Gemüse zerkochen. Ihm fehlt nichts als daß ihm nichts fehlt, niemals. Er erschwert nehmlich durch gleichzeitiges Darbieten verschiedenartiger Genüsse, die Wahl unter denselben, und schmälert den erwählten Genuß durch die damit verbundene Aufopferung. Die Natur selbst giebt hierin eine weise Lehre: die dem Auge wohlgefälligsten Blumen sind es nicht, die am süßesten duften, und bei der Frucht sind Farbe und Geruch dem Geschmacke untergeordnet. — Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurtheilt? wie er über Shakespeare gethan. Er würde an diesen Mammuthsknochen einer ihm unbekannten Riesengeisterart, die zierliche Taille eines französischen Marquis abgemessen, und das Uebermaas des Ersteren, lächerlich und unnatürlich gefunden haben.

11.

Der Verstand als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menschen unschädlich herabführen, vermag aber nicht es abzuwenden.

12.

Es giebt Fußpfade, die zu dem Geiste und Herzen der Menschen schneller und anmuthiger führen als jene staubigen Heerstraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre, auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, sich vertheidigend in den Weg stellt, oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkömmt.

13.

Man fand im Alterthume geld- und geistreichere Menschen als jezt, aber der Wohlstand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

VIII.

Frankfurter Volksbühne.*)

Am 27. August. — 1. Die Indianer in England, Lustspiel von Kotzebue.

Mit „Auweh" beginnt dieses Lustspiel, wenn das nicht herzbrechend wird so ist's ein glückliches Wunder! Nun, es fehlt nicht daran. Toujours perdrix, toujours Gurli. Hundert drey und dreyßig Male (bedachtsam gezählt) wird der Name Gurli im Stücke ausgesprochen, es gurlt einem ums Ohr herum, daß man vor Angst und Wehmuth vergehen möchte. Närrischer Samuel, hat je eine abgeschmacktere Unnatur die Bühne betreten? Antwort: nein. Es wird gewiß keine besorgte Mutter ihre Tochter zum zweitenmale in dieses Schauspiel führen. — Laßt uns zuweilen kleine stylistische Bemerkungen zur Uebung unseres Geschmackes machen. In der 4ten Scene des 2ten Akts sagt Liddy: „Pfuy! keine romantischen Thorheiten! Kaberdar ist ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verschmähen, dessen Herz ich blos aus seinen Augen kenne, das hieße auf der Lebensreise den Compaß gegen einen Schmetterling vertauschen." Eine schöne Zusammenstellung; man hätte eben so gut eine Baßgeige mit einem Kümmelwecke paaren können! — Ein andermal heißt es: „unglückschwangere Blitze." Sehr falsch. Der Blitz kann nicht schwanger werden; schon dessen

*) Die Handschrift, welche die Berichte über die schauspielerischen Darstellungen enthielt, habe ich bei einem Gange über die Straße aus der Tasche verloren, und nur Einiges nach der Erinnerung wieder herzustellen vermocht. Daher die Unvollständigkeit dieses Artikels. Ich bitte nicht den ehrlichen Finder des Verlornen es mir zurückzugeben, denn dieser thut es wohl von selbst, sondern den unehrlichen, und es sey ihm hiermit eine größere Belohnung als der Fund werth ist, dafür zugesagt.

langgestreckte Taille vermag das Bild der guten Hoffnung nicht einzufassen. Uebrigens ist der Blitz das Gebohrne nicht das Gebährende: wenn die Unglückschwangeren Wolken in die Wochen kommen, dann sind die Blitze die Unglückskinder.

Die Aufführung war im ganzen gut. Hr. Weidner machte den Sir John. Sir John hat das Podagra, aber Podagristen haben gewöhnlich keine kranke Körper- und Seelenstimmung. Sie leiden nur an den Füßen, aber das Herz wie man zu sagen pflegt ist gesund. Sie sind heiter, sie haben Appetit und Laune. Darum war es vielleicht eine unnöthige Störung, daß Hr. Weidner mit kläglicher Stimme, matt und entathmet gesprochen. — Frau v. Paczkowska als Mistriß Shmith hat ihre Rolle sehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Besonders erfreulich war ihre deutliche Aussprache. Man wird sehr unverständlich wenn man die Wörter und Sylben zu viel schleift, sie müssen wie Frau v. Paczkowska es gethan, gestoßen werden. — Aschgrau, dürre, senkrecht, von seinem Regenschirme unzertrennlich: so stellte Hr. Leißring den trocknen, vorsichtigen, sich selbst controllirenden Zollinspector sehr lobenswerth dar, und ließ nichts zu wünschen übrig. — Hr. Heigel, welcher den Schiffskapitain Robert machte, ließ seine rothe Unterweste eine Handbreit tiefer reichen als die weiße Oberweste; das nahm sich nicht gut aus. — Dem Spiele des Hrn. Otto als Nabob kann man nicht beikommen, denn er spielte gar nicht. — Hr. Obermayer war als Zollvisitator voller Laune und Regsamkeit. Eine Rüge sei verstattet. In der 7ten Scene des 1ten Akts, wo er ganz entathmet zu seinem Vorgesezten dem Zollinspektor kömmt, um ihm zu berichten was er erlauert, sprach Herr Obermayer schnell, mit einander überstürzenden Worten. Das war recht; denn er sollte kriechend und allzeitfertig wie er ist, hierdurch seinen raschen Diensteifer zur Schau geben. Allein eben um darzuthun seine Heuchelei und nur angenommene Wärme, hätte er sobald ihn der Zollinspektor verließ, plötzlich zur Ruhe überspringen, und den gleich darauf fol-

genden Monolog der 8ten Scene langsam und kühl sprechen, nicht aber wie er es gethan mit gleicher Hurtigkeit fortfahren müssen. — Hr. Hill als Bootsknecht sprachte recht wacker seemännisch. — Hr. Urspruch und Hr. Krönner waren als beide Notarien sehr ergötzlich. Einer ihrer hätte sich, um das Possierliche des Faustkampfs zu erhöhen, einen Dickbauch machen sollen. — Aber wo bleibt die schöne Gurli-Novack? Gurli soll lachen, Gurli soll weinen, Gurli soll hüpfen, Gurli soll lieb haben, Gurli soll küssen, Gurli soll ihr Kätzchen streicheln, Gurli soll ihren Papagey füttern, Gurli soll heirathen, heirathen, heirathen — — aber Komödie spielen soll Gurli nicht, weder auf der Bühne noch mit uns. — Madame Schäfer, Liddy; darüber ist nicht viel zu sagen, das ist nicht Fleisch und nicht Fisch. —

2. Die Proberollen, Posse von Breitenstein.

Dem. Lindner machte die Schauspielerin Schnell. Aber wie schön hat sie gespielt! Das ist ja über allen Ausdruck! Als Landfräulein — diese Selbstgefälligkeit wie natürlich! welch' artiges Hand- und Fingerspiel mit dem Strickbeutel! Als Gouvernante — der Putz, die Brille, die ganze körperliche Haltung, die sehr gute Aussprache des Französischen. Als Kadet — jugendlicher Sprudelkopf, welche liebenswürdige Keckheit, rasch wie eine Wetterfahne. Als Bäuerin — das eingelegte Deklamirstück. Als Jüdin — die Ruhe, die Zuversicht, die ausgespreizten Finger. Wenn ich nichts weiter zu sagen weiß, so ist es die Schuld derjenigen die mich die Ausdrücke des Lobes haben verlernen lassen. Aber man hätte Demoiss. Lindner mehr ehren und sie diesen Abend nicht herausrufen sollen — der schönen Gurli war es auch widerfahren.

Am 29. August. — Johann, Herzog v. Finnland, Schauspiel von Johanna Weissenthurn.

Ein Schauspiel, das heißt: ein stumpfer dramatischer Kegel, der breit anfängt und breit endet. An diesen Amphibien mit ihrem kalten Blute kann man sich nicht erwärmen.

Aber gelungen in ihrer Art ist diese Dichtung der Frau v. Weissenthurn wohl zu nennen. Die Karaktere sind gut gehalten, die Sprache rein und fließend, die Bilder angemessen („leidenschaftliches Insekt" und „blutige Reue" etwa ausgenommen). Dabei fehlen ihr alle Fehler der meisten Lärmstücke: Der Stelzengang der Betrachtung, die türkische Musik der Leidenschaften, die zahlreichen Ach und O! und andere Erbkrankheiten dieser Art.

Hr. Otto spielte den König gut; Frau v. Busch die Königin mit Anmuth Würde. — Hr. Hill war als Johann nicht an seinem Orte. Es soll nicht getadelt werden was er unterließ, sondern nur was er zu viel gethan. Seine körperliche Stellungen waren zu kunstreich angeordnet, wie sie nur einem Operntänzer ziemen. Und wenn er uns alle Bildwerke der Villa Borghese vormeiselt, das macht sein Spiel nicht ausdrucksvoller. Der Herzog schmachtet im Kerker mit Weib und Kind, und siehe! er bewegt sich voller Grazie. Giebt es etwas das verfehlter und unbehaglicher sei? Da wo die Seele plötzlich in Bewegung gesezt wird bei einer von aussen angeregten und nach aussen zurückwirkenden Leidenschaft, bei Zorn, Schrecken, freudiger Ueberraschung, aufwallender Liebe, da wird der Körper mit fortgezogen, und beide folgen einer Richtung. Hier, mag der Schauspieler eine schnell vorübergehende innere Stimmung, durch angemessene Geberdungen verständlicher und eindrucksvoller zu machen suchen. Aber bei einer dauernden Lage des Gemüths, bei einem anhaltenden Schmerze, lebt die Seele wie körperlos, und die Glieder des Leibes müssen, sich selbst überlassen, mehr ihren eignen Verhältnissen und ihrer Schwerkraft folgen. — Katharina, Johanns Gemahlin: Madame Schäfer. Eine Rolle überreichen Inhalts, eine vortreffliche Schauspielerin zu beschäftigen, eine mittelmäßige zu Boden zu drücken eine schlechte lächerlich zu machen, und die Zuhörer zur Bewunderung hinreißen, oder zum Gähnen oder zur Verzweiflung bringen. Da habt ihr Muster von allerlei Kritiken;

wählt Euch selbst, wen kümmerts im Grunde, es ist ja Eure Sache. Aber sind wir einmal die dummen Schaafe, daß wir in jedem dramatischen Pferch geduldig schwitzen, dann gebühren uns solche Schäfer. Genannte Künstlerin, vom Nationaltheater in Arheiligen uns neu zugekommen, hatte vor einigen Tagen in Ziegler's Machtspruch ihre Antrittsrolle gespielt. Es konnte auch nur ein Machtspruch gewesen seyn, der sie unserer Bühne aufgedrungen hat. Was die Theater-Direktion berechtigt, die Ansprüche des Publikums so ohne Scheu zu verhöhnen, ist schwer auszumitteln. Oekonomen und Kameralisten werden mich verstehen, wenn ich die Vermuthung äußere, daß die Direktion als Pächterin der Bühne, die Verpflichtung übernommen haben mag, das eiserne Vieh derselben stets vollständig zu erhalten. — Hr. Weidner spielte den Reichskanzler Jöran mit einer Vorzüglichkeit, die ihm in Rollen dieser Art eigen ist. — Hr. Heigel war als Graf Richers was er immer ist. Da vernimmt man den regelmäßigen Dreschertakt auf- und niedersteigender Wallungen, klipp klapp, klipp klapp! Schwarz oder weiß, ja keine andere Farbe. Die Arme erheben und senken sich, und wenn es unglücklich geht, wird grade von dem Abgrunde der Hölle gesprochen, während die Hände himmelwärts gerichtet sind. Es ist zum Erbarmen.

Am 31. August. — Corregio, von Ohlenschläger.

Konnte der Verfasser dieser herrlichen Dichtung für sein eignes Werk so wenig Liebe haben, daß dessen Darstellung auf der Bühne sein Wunsch und seine Veranstaltung sollte gewesen seyn? Nein, unmöglich; es war dies ein Mißgriff sinnlos waltender Menschen. Corregio ist ein didaktisches Gedicht, und die Lehren die es enthält sollten dadurch eindringlicher gemacht werden, daß diejenigen welche sie geben, nach ihren eignen Vorschriften sich bewegend, vor unsern Augen erscheinen. Es ist nichts Aeusserliches hierbei als das Wechselwirken zwischen Kunst und Künstler, welches aber dennoch nur eine dem innern Auge sichtbare Thätigkeit

ist, und ganz ausser dem Kreise sinnlicher Handlung liegt. Gar viel Schönes und Wahres wird über Kunst gesagt, und auch das Bekannte ist uns in seiner neuen und gefälligen Form höchst willkommen. Allein alles, was hier der Dichter unserem Herzen und Geiste darbot, können wir nur lesend nachempfinden und überdenken, auf der Bühne aber muß das Genußgewährende hierbei verloren gehen. Das scenische Geräusch stört unbehaglich des Künstlers Still-Leben, und der Blüthenstaub der Kunst wird durch das täppische Erfassen der handfesten Komödienfreunde, leicht verwischt.

Ist die Aufführung des Corregio in der Gestalt wie er ursprünglich gedichtet, schon ein gedankenloses Unternehmen zu schelten, mit welchen Worten soll man es erst tadeln, wenn, wie es auch auf unserer Bühne geschehen, das Gedicht von irgend einem Theaterschneider grausam zugerichtet und ganz unkenntlich gemacht, zur Darstellung gebracht wird? Antonio Allegri, der Kunst seiner Himmelsbraut verlobt, soll der Zeitlichkeit unterliegen, um geistig fortzuleben. Zu diesem Ziele hat der Dichter alle Wege geleitet: Antonio's kindlichschenes unbehülfliches Wesen, seine Kränklichkeit, Maria's trübe Ahndungen, ja die Geschichte selbst zeichnete diesen Ausweg vor, da Corregio wirklich an der Folge der Erkrankung starb, welche er auf der Heimkehr von Parma bei heißem Wetter, mit dem Geldsacke belastet, sich zugezogen hatte. Ist es nicht ein schöner rührender Zug, daß dem unbeglückten Menschen selbst sein Glück, ganz im wörtlichen Sinne zur Last wird die ihn zu Boden drückt? Und diesen Zug so verhunzen! Pfuy. Seht welche Wendung der Sache gegeben wird. Antonio ist eben Willens voller Trauer. den Sack mit Kupfergelde aufzuladen, da erscheint ein Bote des Herzogs von Mantua und bringt ihm Brief und Siegel über Ehre und Geld, und damit die Spiesbürgerlichkeit vollkommen werde, wird die Bosheit beschämt, und der Schuft Battista erhält den Sack mit Hellern zum Geschenke. So endigt alles mit Juchhei, und man fragt ganz ergrimmt wozu man uns eigent-

sich hergerufen habe, und zu welchem Zwecke wir und die Schauspieler warm geworden sind? Auch der dürrste Moralist kann aus der so erzählten Geschichte nicht einmal eine Nutzanwendung destilliren. Wie wohl der liebe Mann heißen mag, der dieses russische Schwitzbad, bei welchem man wie bekannt aus dem heißen Wasser in den Schnee springt, uns zubereitet hat? Dazu kommen noch die Spuren der Verwüstung die eine kindisch ängstliche Zensur angerichtet: das überall zerschnittene Schwesterband zwischen Kunst und Religion — manche dadurch hervorgebrachte unfreundliche Leere — Maria das süße in sich selbst verlorne Weib, künstlerisches Vorbild einer Mutter Gottes, je zuweilen Madame genannt, und . . . . . Genug.

Nicht viel weniger als bei einem so undramatischen Stoffe die darstellende Kunst zu leisten vermag, ist bei der heutigen Aufführung wirklich geleistet worden. Wo man zu keiner Erwartung berechtigt ist, müssen wir dankbar annehmen was man uns auch giebt. Herr Weidner hat trotz aller Hindernisse die ihm bei Rollen gewisser Art seine kräftige und etwas rauhe Haltung und Sprache, in den Weg stellen, den schwärmerisch dahinsterbenden Antonio, dennoch überaus gut gespielt. Sein rednerischer Vortrag war richtig, in einigen Monologen meisterhaft. Daß er das Bild der bußfertigen Magdalena, ehe er es dem Klausner gab an seine Lippen drückte, war wohl nicht recht; durch einen Kuß wird die hohe edle Vaterliebe zu einem Kunstwerke eigener Schöpfung zu gemein und sinnlich dargethan. — Wenn die jungfräulich verschlossene Rose, endlich aufbricht, sich verschämt in sich selber spiegelt, und überrascht von ihrer eignen Schönheit freudig aufschreit — wie man diese Empfindung darstelle; wie man Corregio's Ausruf: Ich bin auch ein Maler, dem innern Sinne des Zuschauers anschaulich und faßlich mache, das (Hr. Weidner muß es selbst gestehen) hat er uns nicht gezeigt. — Die Grenze zwischen Wehmuth und weinerlicher Stimmung, muß wohl nur schwach sichtbar seyn,

wenn sie eine Künstlerin wie Frau v. Busch in der Rolle der Maria übersehen konnte. — Herrn Otto's Spiel als Michel Angelo war höchst erfreulich. Besonders gelungen war ihm der Schluß des Gesprächs mit Antonio:

Geht: ihr seyd ein schwacher
elender Mensch . . . . . u. w.

Ganz Natur und Treue war er in der Scene mit Antonio's Kinde. Die Darstellung der hinter Murrsinn versteckten Guthmüthigkeit, gelingt Hrn. Otto immer vorzüglich. — Hr. Schmitt als Octavio hat sich durch einige auffallende Fehler bemerklich gemacht. Ich will sie ihm diesmal vorhalten. Zwar bin ich kein Komödianten-Schulmeister, aber da sich die Herren anstellen als wollten sie unterrichtet seyn, damit man nur die Zeit verliere sich nach Verdienst über sie lustig zu machen, so müssen mir die Leser verstatten, daß ich zuweilen belehrend, das heißt langweilig seyn darf. Folgendes zur Probe. Ottavio unterredet sich mit dem vor seinem Madonnengemählde sitzenden Antonio, und bemerkt ihm, er werde wohl bald einen Liebhaber für dasselbe finden. Worauf Antonio erwiedert:

Wenn von Liebhaberey die Rede wäre
Da braucht' ich mit dem Bild nicht weit zu gehn.
Ich weiß schon Einen, der es herzlich liebt,
Und dem ich es am gernsten überließe,
Wenn er es mir bezahlen könnte.

Ottavio.

Wer
Ist das?

Antonio.

Das bin ich selbst, mein Herr!

Ottavio.

Ja so;

Die Frage: „wer ist das?" hat Hr. Schmitt nicht verstanden. Ottavio wähnt, der Mahler wisse von seiner Neigung zum Bilde und ahnde seine zum Vorbilde, und ziele so auf ihn in seiner angeführten Rede. Er glaubt er werde ihn

selbst als den Liebhaber nennen den er kenne, und in dieser Erwartung macht er die erwähnte Frage. Das darauf folgende Ja so drückt seine getäuschte Erwartung deutlich genug aus. Dieses Alles ging durch eine fehlerhafte Betonung verloren. Der zweite Fehler des Hrn. Schmitt war ein mimischer. Von seinem Bildersaale in Parma redend sagt er zu Antonio:

Es lebt kein großer und kein guter Mahler,
Von dem ich nicht ein Werk besitze. Ihr
Müßt auch da hangen....

Beim Vortrage dieser lezten herausgehobenen Worte klopfte Hr. Schmitt dem Antonio auf die Schulter. Durch diese unzeitige Bewegung wird die komische Idee erweckt als solle Antonio leiblich aufgehängt werden. Freilich weiß jeder, daß hier von Gemählden die Rede ist, aber dieses Anfassen der Schulter bleibt dennoch störend. — Hr. Heigel als Giulio Romano war zu still und schüchtern. Eine sanfte Gemüthsart bedarf um sich kenntlich zu machen eines solchen Anstrichs nicht. Weich mochte er seyn aber nicht morsch. Seine Deklamation war durchaus falsch bis auf eine einzige Stelle im Gespräche mit Antonio, welche mit den Worten beginnt:

— — Ihr meint, ich spreche wie
Der Blinde von den Farben? ..

deren Vortrag ihm sehr gelungen war. Hr. Heigel muß es sich sagen lassen, daß er gewöhnlich ohne Ueberlegung spielt, sonst müßte er selbst fühlen wie falsch oft seine Betonung und sein Gehenlassen der Rede sei. Um nur eines zu erwähnen: er legte in den Worten

— — — — Das zerbrochne Rad
Läuft ihm noch immer wild im Kopf herum

den Ton auf die herausgehobenen zwei Worte, und zwar mit steigendem Ausdruck, so daß der höchste Pathos an Rad fällt. Giebt es nun etwas todteres als ein zerbrochenes Rad, und ist hier Anlaß der Rede Empfindung zu geben? — Hr. Leißring hat den schlechten Battista recht gut gemacht.

Am 1. Sept. — Der Bergsturz, Oper von Weigl.

Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus.

Also es bleibt dabei, in einem Singspiele ist nichts unerlaubt, die dramatische Kunst hat da nichts zu fodern, jeder Unsinn und Alles was nur kracht auf der Welt darf in Musik gebracht werden? Schöne Grundsätze! das menschliche Herz mit seinen kleinen Freuden von einstürzenden Bergen zerquetschen zu lassen, welch ein widerliches Lebensspiel! So ein Nürnberger Erdbeben für erwachsene Kinder! Will man uns zum Besten haben? Den schwachen Leib im Kampfe mit der Riesin Natur, wie abgeschmackt! Hier ist keine Hoheit weder im Siege noch in der Niederlage.

Die Musik ist leidlich oder wenig mehr als das. Vergebens hofft man den Tondichter der Schweizerfamilie mit seinen alle Nerven der Empfindung durchzuckenden Melodien wieder zu finden. Er kommt einigemale nahe, entfernt sich aber bald wieder. Das Terzett des 1ten Akts ist für jeden fühlbar das vorzüglichste Tonstück der ganzen Oper. — Bei der Darstellung hat jeder das Seinige gethan. Das ist das bequemste, höflichste und wahrste aller Urtheile, und wobei Leser, Kritiker und Schauspieler vergnügt und gesund bleiben.

Am 2. Sept. — Der Schutzgeist, eine dramatische Legende in sechs Abtheilungen, nebst einem Vorspiele von Kotzebue.

Ich habe einstweilen den drei ersten Akten des Stückes beigewohnt; wenn ich das große Ganze werde gesehen haben, soll von der Aufführung geredet werden. Jezt nur einige Worte über das Dichterwerk. Der Schutzgeist der Bühne war es nicht, welcher diesen Schutzgeist auf die Bühne gebracht. Voltaire hat Lustspiele geschrieben und Kotzebue Trauerspiele: sie haben beide nicht wohl daran gethan. Der Bewunderung und Dankbarkeit fällt es freilich nicht schwer, diesen großen Männern ihre Schwächen nachzusehen aber diesen Schwächen auch zuzusehen, vier Stunden lang durch sieben Akte, das ist schon nicht so leicht.

Wie abgeschmackt, ohne Phantasie erdacht und ohne sinnbildliche Bedeutung ist diese Legende vom Schutzgeiste, so weit sie aus ihrer dramatischen Bearbeitung erkannt wird. Ein Knabe wird auf der Chaussee vom Blitze gerührt, und von seinen Eltern auf die Bahre gelegt. Nicht lange, so steht er vom Tode wieder auf, will aber mit seinen betrübten, ihn beweinenden Eltern nichts mehr zu thun haben, und sagt, er habe wichtigere Geschäfte, nehmlich der Schutzgeist einer bedrängten Königswittwe zu seyn. Wie dieser Junge zu der Ehre komme als Himmelsbote gebraucht zu werden ist, eben so wenig begreiflich, als wodurch die Königin Adelheid diese himmlische Einmischung in ihr irrdisches Daseyn verdient haben mag. Unglück allein giebt keine Ansprüche auf die Heiligkeit, wäre dies, so gäbe es viele Heilige. Königin Adelheid hat eine Krone und ihren Mann verloren, und trägt ihre Leiden keineswegs mit Ergebung. Auch läßt sie sich überreden noch einmal zu heirathen, und ist wahrscheinlich im siebenten Akte der nicht mehr auf der Bühne spielt, sehr vergnügt. Ich möchte wissen worin ihre Tugend besteht? Wie nur Kotzebue, mit der ihm eignen Klarheit und Verständigkeit, einen solchen Stoff hat bearbeiten mögen! Ja was noch wunderbarer ist, selbst Göthen hat, wie im literarischen Wochenblatte erzählt wird, dieser Schutzgeist angesprochen, und er hat ihn für die Weimarsche Bühne zu bearbeiten gewürdigt. Immerhin, was nicht gut ist, bleibt nicht gut.

Am 7. Sept. — Don Karlos, von Schiller.

Es könnte den Muth geben, die Fehler eines der Meisterstücke deutscher Dichtkunst offen zu besprechen, wenn man wahrnimmt welcher Anstrengung Schiller selbst, in seinen Briefen über Don Karlos bedurfte, um nur einem Theile der diesem Werke gemachten Rügen sich entgegenzusetzen, und wie unentschieden sein Sieg gewesen sei. Doch an diesem bejahrten Denkmale der Kunst, seit lange allen sichtbar und zugänglich, hat das Urtheil sich wohl schon längst erschöpft,

und nur erneuerte, keine neue Bemerkungen lassen sich erwarten. Darum mag nur so viel berührt werden als nöthig ist um vor der Ungerechtigkeit zu schützen, daß wir die Schwächen der Dichtung nicht der Darstellung anrechnen.

Auch das herrlichste Gemählde vor unsere Augen hingestellt, würde von seinem Eindrucke verlieren, hätten wir den Pinselstrichen beigewohnt, aus welchen es sich nach und nach zusammengestaltet hat. Die Werke göttlicher Schöpfungskraft entspringen leicht und froh aus dem Gedanken, und wo ein Kunstwerk die himmlische Natur die es beseelt, uns zuspiegeln soll, da muß der irrdische Fleiß der es zu Stande gebracht unsichtbar bleiben. Der Landmann verkauft gleichgültig die Frucht die er hat wachsen sehen, aber wir finden sie süß, weil uns der lange Weg von der Wurzel bis zur Krone des Baumes nicht ermüdet hat.

Wie die Pinselstriche zum vollendeten Gemählde, wie die Wurzel zur Frucht, so steht die Gesinnung des Menschen zu seiner That. Die Ueberlegung ist Wurzel, die Empfindung ist Blüthe, die Handlung ist Frucht des menschlichen Geistes. Nur leztere soll in der Tragödie zum Vorschein kommen, geschmückt wohl mit den Blumenkränzen der Gefühle, aber der dunkle Keim aus dem beide entsprossen muß bedeckt bleiben. Die Lust des Schauspiels soll ein Aerntefest seyn, keine ermüdende Saatbeschäftigung. Erfüllt Don Karlos diese Foderung? Nein, er hält uns nur dafür schadlos. Nichts geschieht, wenig wird empfunden, am meisten wird gedacht. Es ist ein schönes vergoldetes Lehrbuch über Seelenkunde und Staatskunst; vom Schulstaube gereinigt, uns in die Hände gegeben.

In diesem Menschengemählde ist kein vorherrschendes Bild. Drei Gruppen sind in gleich starkem Lichte in den Vordergrund gestellt: Philipp mit seinen Trabanten, die Königin und Karlos, Posa mit seinen Traumgestalten. Es ist ein Dreispiel welches die Einheit der Theilnahme zerreißt; der Infant bewirbt sich um diese Theilnahme, der

Marquis erhält sie, und nur der König hätte sie verdient, denn er ist der Einzige welcher weiß und thut was er will, und dessen schnell reifende Entschlüsse uns immer wach, von dem Schneckengange der Vorsätze nicht eingeschläfert finden.

Die Schauspieler sind es nicht welche die Schuld der Ermüdung zu tragen haben, die ein vierstündiger Unterricht in Dingen der Weltweisheit auf deutsche Art vorgetragen, den Lehrjahren entwachsenen Zuhörern verursachen muß. Welcher Schalk hat noch überdies diesen gegenwärtigen Don Karlos für unsere Bühne eingerichtet? An die Stelle des Domingo ist ein Staats-Sekretär Perez gesezt. Wie ein Meteorstein ist er aus den Wolken gefallen, man weiß nicht wie er entstand, woher seine Macht, sein Einfluß, das Vertrauen das ihm der König giebt? Uebrigens sind ihm viele Reden des Beichtvaters ganz ohne Sinn in den Mund gelegt. So sagt ihm der König nach der fürchterlichen Entdeckung, die seinem Argwohne zugetragen ward

— — — — Redet offen
Mit mir. Was soll ich glauben, was beschließen?
Von eurem Amte fordr' ich Wahrheit.

Wahrhaftig, der ärmste Schlucker von einem Kopisten würde in Spanien nicht Staatssekretär seyn wollen, wenn es sein Amt erfoderte, täglich mit Gefahr seines Kopfes einem Despoten die Wahrheit zu sagen. Wozu geschah die Umänderung eines Beichtvaters in einen Staatssekretär? Hat man aus Schonung die düstere schleichende tückische Pfaffheit als gehässiges Bild nicht wollen erscheinen lassen? So war sie in Spanien nicht gewesen. Dort trat die geistliche Macht kühn und offen hervor und handelte mit klarer Willenskraft. Domingo ist nicht blos der geschäftige Wind, das fliegende Insekt welches den Blüthenstaub von den männlichen zu den weiblichen Blumen trägt und so die Handlung befruchtet; sondern der kluge Diener der Inquisition, welcher die Seele der ganzen Staatslist war, und sich auch dafür bekannte. Der Großinquisitor am Schlusse weiß allein das Räthsel zu lösen, und außer ihm keiner. Es wäre zu unserer Zeit sehr wohlgethan die Dichtung in ihrer alten Form wieder auf die Bühne zu bringen, damit was man am Morgen vor den Geschäften des Tages gedankenlos in der Zeitung liest: daß in Madrid die Inquisition sich wieder ausbreite, wirksamer am Abend im Schauspielhause, als Schreckbild in die Seele dränge, und sie mit Abscheu erfüllte. — —

Das Lob das man dem Tacitus ertheilt: er sei am tiefsten in die Seele eines Tyrannen eingedrungen, kann man Hrn. Weidner in der Rolle des Philipp nicht versagen. Ihr er-

kennt ergrimmt einen jener Könige die an der Vorsehung zweifeln machen, und Ihr fragt den Himmel: warum ein Mensch der nicht verdiente die Sonne aufgehen zu sehen, sagen durfte, daß sie in seinem Reiche nicht untergehe? Hr. Weidner hatte sein ganzes Spiel mit gleicher Mächtigkeit durchgeführt. Der böse Geist der schlaflosen Nächte, an welchen ein Tyrann leidet und leiden macht, war er mahlerisch getreu. Eines war mir in dessen meisterhaften Darstellung aufgefallen. Nehmlich, daß er sich einen Fußschemel unterstellen ließ so oft er sich sezte. Den majestätischen Philipp mußte dieses häusliche Bequemthun sehr entstellen, zumal wie es Hr. Weidner zur Schau brachte, indem er gewöhnlich nur den einen Fuß auf den Schemel stellte, und den andern leicht hinabwiegen ließ. Darf ein Erdengott zeigen, daß er müde werden kann? — Frau v. Paczkowska spielte die Elisabeth. Wie man in einem Schleppkleide Empfindung haben und zeigen, lieben und weinen könne; wie man darin majestätisch ohne Steifheit seyn könne, das habe ich nie begriffen und begreife es noch nicht, denn Frau v. Paczkowska hat es nicht erklärt. — Hr. Becker hatte als Don Karlos seinem Spiele zu wenig Schattirung gegeben; die lezte Scene mit Posa gelang ihm am besten. — Hr. Heigel hat den Posa zwar ohne Feuer gespielt, aber man muß gerecht seyn, auch ohne Feuerlärm, Qualm, Löschanstalten und Angstgeschrei. Was nun auf dieser Tabula rasa künftig erscheinen werde, muß man abwarten. — Frau v. Busch deren Grazie manchmal der tragischen Maske widerstrebt, wußte auch diesmal das ihr eigne schalkhafte Lächlen nur mit Mühe zu unterdrücken. Die Darstellung unglücklicher Liebe fällt dieser Künstlerin schwer. . .

Läuft eine Fürstin Eboli Gefahr
Umsonst und unerhört zu seufzen? —

Hr. Otto spielte den Alba lobenswerth. Dieser Held ist kein Mordbrenner wie er dem jugendlich-schwärmerischen Karlos, und dem innern Auge menschenfreundlicher Geschichtsforscher erscheint, sondern ein großer, ruhiger, besonnener Mann, der aus Ehrgeitz, hätte es die Zeit und seine Pflicht erfodert, auch weich und tugendhaft gewesen wäre. So muß er gespielt werden. — —

Allerdings bewährte sich der Verfasser des Komödienzettels als ein großer Kenner der lateinischen Sprache, indem er drucken ließ Dom Karlos, denn das spanische Don kommt augenscheinlich aus dem lateinischen Dominus, Herr her. Es ist gewiß schön wenn man jede Gelegenheit benutzt, auch die erwachsne Kinderwelt zu unterrichten.

I.

Geschichten, Sagen und Meinungen.

Spanien. — Die bisherigen Minister sind abermals abgesetzt worden und andere an deren Stelle gekommen. Es wurde hierbei, wie es schon öfters geschehen, mit sultanischer Eigenmacht verfahren, da man die verabschiedeten aus Madrid verbannte, sie innerhalb vier Stunden abzureisen zwang, und ihnen ihren Aufenthaltsort vorschrieb. Man wechselt die Aerzte und die Krankheit bleibt. Der spanische Hof wird so lange das unmögliche versuchen, bis es dahin kömmt, daß ihm auch nicht einmal das Mögliche gelingt. Er sucht alte Zwecke durch neue Mittel zu erreichen. Er will an der Spitze der Verwaltung Männer sehen, welche den Geist der Zeit kennen ohne ihn zu lieben, die Lehren der Gegenwart verstehen und die der Vergangenheit befolgen, welche aufgeklärt sind ohne diese Klarheit weiter zu verbreiten, und den Thron der unumschränkten Herrschaft mit Waffen umgeben sollen, die nur eine freisinnige Staatsverfassung verschaffen kann. Wo giebt es aber Männer die ihr Herz so ängstlich vor dem Einflusse ihres Geistes bewahren möchten oder auch nur könnten? Die vorigen Minister scheinen die Ansichten des Hofes über Südamerika nicht gebilligt zu haben, denn seitdem sie entfernt worden, wird die neue Kriegsrüstung dorthin mit größerem Eifer betrieben. Die verbündeten Fürsten sollten es nicht dulden, daß

Spanien die thörichten Versuche zur Unterjochung seiner amerikanischen Länder fortsetze; nicht wegen der fruchtlosen Schlachtopfer — was ist eine zertretene Menschensaat, das nächste Jahr ersezt sie euch! — sondern weil es ihnen allen gefährlich ist, europäische Kinder (daß sie es noch sind, wessen ist die Schuld?) in die amerikanische Revolutions-Schule zu schicken. Eigenmächtige Fürsten dürfen ihre Krieger weder in einem Kampfe für noch gegen die Freiheit gebrauchen. Wer auch immer obsiege, sie bringen in ihre Heimat Grundsätze zurück, die der Alleinherrschaft verderblich sind. Sieht ein Mann ernsten Sinnes der Musterung des Heeres zu ehe es von Cadix absegelt, so frägt er sich gewiß in seinem Innern: Wer von euch wird der Lafayette werden seines Vaterlandes? — Gleichzeitig mit jenem Ministerialwechsel wurde auch ein neuer Groß-Inquisitor ernannt; ein trauriger Beweis, daß in Spanien auch nicht einmal mehr die geistliche Macht, ihren ruhigen von der weltlichen Regierung unabhängigen Gang hat — traurig, weil diese allein dem schwankenden Hofe eine gewisse Haltung hätte zu geben vermocht.

Göttingen. — Es ist dort auf ausdrücklichen Befehl des Prinzregenten eine Kommission zur Untersuchung der sogenannten Verrufserklärung und ihrer Haupturheber und Beförderer niedergesezt worden. Es soll dieser Hochschule eine ganz neue Einrichtung bevorstehen; man will dem akademischen Senate die Polizei und Gerichtsbarkeit über die Studierenden entziehen, und diese der städtischen Obrigkeit unterwerfen. Es ist von der Willfährigkeit fremder Regierungen, zu dem auf das ganze Universitätswesen in Deutschland bezüglichen Zwecke des Prinzregenten mitzuwirken, mit kecker Zuversicht gesprochen worden. Erwägt man die großen und eilenden Schritte, welche die Hannövrische Regierung macht, um zu einer entschiedenen Umgestaltung des deutschen Universitätswesens zu gelangen, und mit welcher Gegenwart

nicht des Geistes oder i h r e s Geistes, dieselbe nach den Göttinger Vorfällen zu Werke gegangen war; so ergiebt sich vielleicht, daß alles vorbedacht und bereits angeordnet gewesen, und man nur Ereignisse die auf deutschen Akademien seit jeher häufig waren, abgewartet habe, um eine neue Macht nach der man lüstern war sich anzueignen. Wenn auch andere Regierungen von dem verborgenen Zwecke jenes arglistigen Krieges nicht zum voraus unterrichtet und damit einverstanden waren, so werden sie doch gewiß ihren Antheil an der Beute des Sieges nicht verschmähen. Denn wem ist es unbekannt, daß es Staatsmänner giebt die seit dem achtzehnten Oktober des vorigen Jahres nicht ruhig schlafen können, weil ihnen das Wartburgsfest wie ein Alp auf der Brust liegt und sie beängstigt, und die wie sie es gewohnt sind, mit dem Gespenste ihrer Einbildungskraft auch die Fürsten von ihrer Ruhe aufschrecken? Sie danken es Hannover herzlich, ihnen ein heilsames Mittel zugeführt und dessen üblen Geschmack für sich allein behalten zu haben. Möchten sie es nie bereuen und nicht zu spät einsehen lernen, daß Hannover Deutschlands Mund ist, der nicht blos dazu dient die bittern Arzeneien zu verschlucken die das englische Ministerium dem deutschen Staatskörper einzugeben für gut findet, sondern sich auch mit der Zeit herausnehmen wird, für die übrigen Glieder das Wort zu führen. Doch mögen sie thun was ihnen beliebt, es geschieht doch nur was der Himmel für gut findet, und endlich wird es den Menschen klar werden, daß die Vorsehung so oft sie große Zwecke erreichen will, den Beherrschern der Völker die Augen verbindet, um sie l e i t s a m e r zu machen, wie man Pferde blendet die dazu gebraucht werden, durch Umdrehen im Kreise, ein Triebwerk in Bewegung zu erhalten.

G r o ß s t ä d t i s c h e G e s i n n u n g. — Eine Berliner Zeitungsnachricht meldete vor kurzem was folgt. Eine Deputation der hiesigen Stadtverordneten machte den neuen Gouverneur der Residenz, General Grafen von Gneisenau,

vor einigen Tagen ihre Aufwartung, und empfahl Sr. Exzellenz das Wohl der Berliner Bürgerschaft. Die Deputation genoß das Glück einer langen Audienz, in welcher sich Se. Exzellenz mit vieler Güte und Herablassung äußerte u. s. w.

So etwas ins Französische übersezt müßte drollig zu lesen seyn. Fast zweimalhunderttausend Menschen, machen durch Stellvertreter einem einzigen Generale ihre Aufwartung, empfehlen ihm ihr Wohl und rechnen sich's zum Glücke, daß sie so lange vor ihm stehen dürfen, und der General läßt sich herab gütig mit ihnen zu sprechen. Wahrhaftig der brave Gneisenau hat es nicht verdient, daß man so kriechend und balsamisch von ihm rede. Aber wäre ich der Gouverneur gewesen, ich hätte die Deputation der Berliner Bürgerschaft zur Thür hinausgeworfen; denn sie war gekommen, um sich die Befreiung von Wachdiensten zu erbetteln. Diese Hauptstädter alle sind die gefährlichsten Feinde der deutschen Volksfreiheit, sie schmieden die Ketten mit welchen die Provinzen belastet werden. Die winzigen engherzigen Menschen! Um wöchentlich vielleicht eine Stunde länger ihrer Krämerei nachzugehen, geben sie freiwillig die lezte Waffe aus den Händen, und die Schwachköpfe wissen es nicht zu berechnen, daß sie, in den sechszig Minuten am Schilderhäuschen zugebracht, nicht den zehnten Theil so viel hätten erschachern können, als es ihnen an Abgaben mehr kostet, wenn sie die Oberherrschaft des Soldatenstandes wieder aufkommen lassen. Geht nur Ihr lustigen Feuerwerker vom 18ten Oktober, Ihr seyd Taugenichtse wie Ihr immer war't. Das matte Lüftchen das oberflächlich Eure sumpfige Empfindung kräuselte, es ist nicht mehr, und die Pfütze — schläft.

Othaheite, den 30. Okt. 1818. — Se. Exzellenz der Finanzminister Uhanga, haben sich gestern auf eine, noch von keinem versuchte Weise, zu entleiben gesucht; nehmlich durch freiwilliges Selbstverschlucken. Fürsch, und anschei-

[illegible] ganz ruhig, bei einer Tasse-Thee, als er plötzlich und ehe man ihn daran verhindern konnte die Worte aussprach: die Presse ist frei, der Teufel ist los! Darauf fiel er zurück und todt war er. Dieser Staatsmann wird allgemein bedauert, und man begreift nicht was ihn zu diesem Schritte bewogen haben möchte. Man hatte nie irgend ein Zeichen von Geistesabwesenheit bei ihm bemerkt. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie.

London. — Auf einer Maskerade, welche unter andern [illegible], bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Elisabeth gehalten wurde, erschien auch eine erhabene weibliche Gestalt, die wegen der Schönheit ihres Schmuckes allgemeines Aufsehen erregte. Sie war als heilige Allianz gekleidet. Als der Parlamentsredner Brougham sie erblickte, näherte er sich ihr, schrieb ihr ein T. in die Hand und sprach: Ich kenne Dich schöne Maske! Diese verließ darauf eiligst den Saal und man hatte sie nicht wieder gesehen. (Morning-Liar).

* Cap Henri, vom [illegible] Okt. — Se. Maj. der König von Hayti, stets auf das Beste seiner Unterthanen bedacht, haben einen Preis von zwei Millionen Franken, auf die Entdeckung des politischen Perpetuum immobile, das seit Jahrtausenden vergebens gesucht worden, auszusetzen geruht. Der glückliche Entdecker erhält außer der genannten Geldbelohnung, noch die Stelle eines ersten Ministers als erbliche Würde in seiner Familie. Die betreffende Verordnung war schon am 26. Dezember 1816 vom Könige unterzeichnet worden.

II.

Französische Urtheile über deutsche Angelegenheiten.

(Aus der minerve Française).

1.

Der Badische Erbfolgestreit.

Benjamin Constant, dieser in Deutschland nicht minder als in Frankreich hochgeehrte Schriftsteller, hat [illegible] Werk über

die Streitigkeiten zwischen Baiern und Baden,*) auf folgende Weise angezeigt und beurtheilt.

Vor dreyßig Jahren zerfiel Deutschland in eine große Zahl Fürstenthümer, deren Oberhäupter in ihren kleinen Staaten, eine völlige und schrankenlose Herrschaft ausübten. Diese bis ins unendliche gehende Zerstückelung, hatte zwar ihre mißlichen Folgen, doch war sie auch nicht ohne Vortheile. Ich war immer, mehreren Staatsrechtslehrern entgegen, der Meinung, daß die unumschränkte Macht vorzüglich in großen Reichen nicht zu ertragen und kaum zulässig sey. Ihre Ausdehnung hält die beiden Gegengewichte des Despotismus entfernt oder schwächt sie wenigstens, nehmlich den Einfluß der öffentlichen Meinung und den des persönlichen Karakters des Fürsten, welcher, da es ihm keinen Vortheil bringt, schlecht zu seyn, fast immer besser ist, als seine Minister. In kleinen Staaten hingegen ist die öffentliche Meinung allmächtig, weil die Menschenklasse, welche die Regierungsgewalt ausüben und die Höflinge, nicht zahlreich genug sind, den Fürsten mit einer Art künstlichem bevorrechteten Volke, welches ihm den Anblick des eigentlichen entzieht, zu umgeben; und weil der Fürst selbst, seinen Unterthanen räumlich näher gestellt, da weniger Wachen und Besoldete ihn davon trennen, die Folgen seiner Handlungen deutlicher wahrnimmt, sich über das Böse das sie verursachen leichter erweicht, und schneller dahin gebracht wird, jede Beschädigung wieder gut zu machen.

Die Fürsten sind nicht schlimmer als andere Menschen. Der Beweis davon ist, daß sie gewöhnlich, um denjenigen Freude zu machen welche sie sehen, sie die betrüben, welche sie nicht sehen. Aber unglücklicher Weise sind diejenigen welche sie sehen die kleine Zahl, und diejenigen, welche sie nicht sehen,

---

*) Coup d'oeil sur les démêlés des Cours de Bavière et de Bade; précédé de considerations sur l'utilité de l'intervention de l'opinion publique dans la politique extérieure des états. Par M. [illegible], Paris 1818.

die große Menge. Ändert die Regierung, und es wird sich etwas ganz anderes ergeben. Ein Fürst ist in der Mitte seines Hofes: er begünstigt diesen Hof auf Kosten seines Volks. Umgiebt ihn mit dem Volke, und er wird das Volk gegen den Hof schützen.

Ist durch einen unglücklichen Zufall der kleine Fürst ein Gewaltherrscher, so ist nichts leichter als ihm zu entweichen. Die Tyrannei ist nicht furchtbar, wenn sie nur einen Durchmesser von anderthalb Meilen hat.

Die kleinen Staaten Deutschlands haben daran ihre gute Seite. Gab es auch keine Freiheit dem Rechte, so gab es doch durch der Dinge Allgewalt viele Freiheit der That nach, und da Freiheit, so war auch Aufklärung vorhanden. Jede kleine Stadt bildete einen Mittelpunkt, um den sich die Männer von Einsicht versammelten. Die Kenntnisse waren auf allen Punkten einer weiten Oberfläche zerstreut, während sie an andern Orten auf einem Flecke angehäuft liegen, und alles Uebrige in Unwissenheit versenkt liegt.

Die Zerstörung dieser kleinen Staaten war eine traurige Begebenheit; sie war auch die empörendste Ungerechtigkeit. Bonaparte hatte den Befehl dazu gegeben; aber seine damaligen Verbündeten nahmen ihn an, und sie führten ihn gar herrlich aus. Ich weiß nicht wie viele Fürsten bei der Entstehung des Rheinbundes ein einziger Federzug verschwinden gemacht.

Nach dem Sturze Bonaparte's sollten alle Ungerechtigkeiten wieder gut gemacht werden; aber die Genugthuung blieb in einer ziemlich hohen Sphäre schweben, und stieg nicht bis zu den mediatisirten Fürsten hinab. Diese sind, wie vor der Befreiung ihres Vaterlandes so noch heute, Königreichen unterthan, die der Wille eines Feindes, dessen Werk seinen Fall überlebt, geschaffen hatte.

Inzwischen sind diese Königreiche, ungeachtet der beibehaltenen Mediatisirungen, noch immer nicht was sie seyn müssen, um der Vorstellung, welche die Wünsche ihrer Besitzer erweckt, zu entsprechen. Weitere Vergrößerungen werden erforderlich.

seyn, die Macht und [illegible] jener neuen Würde anzu-
werfen. Aber unglücklicher Weise können sie sich nur, Einer auf Kosten des Andern, vergrößern, und Gewaltthätigkeit ist verhaßt, und die Herrschaft des Rechts ist feierlich verkündigt. Die Mittel zu einem Gebietsanwachse ausfindig machen, welche frei von Eigenmacht, die Gerechtigkeit [illegible].

Das Recht der Erbfolge ist oft weniger klar als das des gegenwärtigen Besitzes, und selbst zwischen Bürgern sind Testamente und Erbschaften die reichste Quelle der Prozesse. Einen Erben verdrängen erregt weniger Unwillen als die Entsetzung eines Besitzers. Dieses entscheidende Gefühl scheint dem Betragen des Königs von Baiern gegen den Großherzog von Baden zur Richtschnur gedient zu haben.

Die Mächte welche auf dem Wiener Congreß Europens Verhältnisse geordnet haben, waren wegen einer Theilung des Großherzogthums Baden, oder wenigstens eines Theiles des Gebiets nach dem Ableben dessen gegenwärtigen Besitzers übereingekommen. Diese Uebereinkunft beruht auf dem angenommenen Grundsatze, daß die Söhne der zweiten Ehe des letzten Großherzogs, als aus einer ungleichen Verbindung, nämlich aus der Ehe entsprungen welche dieser Fürst mit der Tochter eines bloßen Edelmannes geschlossen hatte, die Staaten ihres Vaters nicht erben könnten, selbst wenn der jetzige regierende Großherzog kinderlos stürbe. Der König von Baiern, welcher für Abtretungen an Oesterreich, eine Entschädigung zu fordern hat, will sich in die Erbfolge des Badischen Staats einmischen. Der Großherzog von Baden vertheidigt die Rechte seiner Onkel, welche sein Großvater der letzte Großherzog, als seine Erben in gewissen eintretenden Fällen anerkannt hat. Dieses sind die Streitigkeiten mit welchen Hr. Bignon uns bekannt zu machen sucht.

Es kam hier also nun bloß darauf an, mehrere Zweifel zu lösen:

1. Ist die Uebereinkunft welche Baiern einen Theil der Badischen Erbfolge zusichert, gültig, da sie ohne die Bestimmung

der [illegible] Wunsch, zwischen [illegible] geschlossen, [illegible]

2. Macht die Ungleichheit der zweiten Ehe des letzten Großherzogs, die aus dieser Ehe entsprungenen Kinder unfähig zur Regierung des Badischen Landes nachzufolgen?

3. Im Falle die gerade Linie einer regierenden Familie ausstirbt, haben [illegible] Mächte das Recht über die Nachfolge zu [illegible]?

Hr. Bignon beantwortet alle diese Fragen verneinend.

Was die erstere betrifft, so wird jeder unbefangene Leser leicht erkennen, und die [illegible], die Klugheit und der einfache Menschenverstand, ihn selbst zu einer gleichen Entscheidung bestimmt hätten. [illegible] soll, [illegible] sich [illegible] Verträge wegen [illegible] Mächte zu schließen, so giebt es für keinen Fürsten [illegible] Sicherheit mehr. Die Macht wird die Schwäche verschlingen, und da bey einem solchen [illegible] auf seine [illegible] die äußerste [illegible] wird auch dieser Staat verschlungen [illegible], und [illegible] sich so oft erneuern, bis endlich nur zwei große Kolossen übrig bleiben, die um die Welt, [illegible] einen blutigen Kampf führen.

Was die Wirkungen der ungleichen Ehen betrifft, so [illegible] Hr. Bignon [illegible], daß, da das [illegible] welches [illegible] Ehe verbot nicht mehr besteht, die Folgen dieses Gesetzes [illegible] aufhören.

Der dritte Satz, des Hrn. Bignon ist von gewisser Seite, [illegible] worden; von solchen nämlich, die [illegible] kein anderes Mittel sich geltend zu machen zu Gebote steht, als die vermeintliche Vertheidigung einer Legitimität die niemand angreift, [illegible] schreien, daß die Legitimität bedroht sey, und um sich das Verdienst zu geben sie zu vertheidigen.

Hr. Bignon hatte gesagt: [illegible] das Wohl der Völker, daß [illegible] Erlöschung [illegible] Linie ein Thron

„erledigt [illegible], die [illegible] der [illegible] dürfen nie den
„dürften von diesem Throne Besitz zu nehmen, als zu Folge
„der Wahl und mit Uebereinstimmung der Nation.“ Aus allem
was diesem Satze vorhergeht und nachfolgt ergiebt sich aber,
daß Hr. Bignon unter der geraden Linie den Hauptzweig
eines regierenden Hauses verstehe. So wäre nach ihm Sinne
die gerade Linie des Hauses Bourbon diejenige, welche in Frank-
reich regiert, während die Seitenlinie in Madrid und Neapel
sind. In dem Falle nun daß einer dieser Seitenzweige so unver-
würde, den Thron einzunehmen, behauptet er, daß die Wahl der
[illegible] erheische, daß dieses nur durch Wahl und mit allgemei-
ner Zustimmung geschehen dürfe.

Dieser Satz ist so einfach, daß man ihn entfallen müßte,
um [illegible] zu finden. Man hat [illegible]
[illegible]. Nur ist zum Beyspiel [illegible] welche sich diese Mühe
gegeben, die Wahrheit so leicht wieder herzustellen, daß ihnen
von aller ihrer Anstrengung [illegible] einer Lüge und
die Lächerlichkeit unzeitigen Eifers übrig bleibt.

Wir wollen diesen Artikel mit einer [illegible] Stelle
schließen, welche von dem reinen [illegible] des [illegible]
und dem ausgezeichneten Talente des Schriftstellers eine Vor-
stellung geben kann.

„Die Freiheit der Presse eine Tochter der [illegible]
„[illegible] und ihr [illegible], wird [illegible] sie
„[illegible] die beste Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft [illegible]
„hat, auch noch über die schicklichen Mittel aufklären, die Ein-
„tracht unter den Staaten zu erhalten. So wie sie im Innern
„die häuslichen [illegible] verhütet, indem sie die Abschaffung der
„Mißbräuche ohne Erschütterung durchführt; so wird sie, [illegible]
„[illegible] und [illegible], [illegible] mehr als [illegible]
„nach Außen, die drohenden politischen Stürme zerstreuen,
„und das Gleichgewicht der Gewalt zu dem [illegible]
„[illegible] finden machen.“

„Sobald als [illegible] Europa [illegible], die Angele-
genheiten [illegible] zu [illegible]

„[illegible] öffentlich [illegible] geschickte
„Schriftsteller erörtert werden dürfen, noch ehe die Entschei-
„dung der Zwistigkeiten dem Loose der Waffen überlassen wird;
„so muß, da es ein Recht und ein Unrecht giebt das für alle
„Länder gilt, es den Fürsten wo nicht unmöglich doch schwerer
„[illegible], mit dem [illegible] und dem [illegible] ihrer Völker,
[illegible] ihre eigenen [illegible]
[illegible] werden, [illegible] Aus der Vereinigung
„der gleichzeitig und an [illegible] Orten [illegible]
„Ansichten, wird eine [illegible] Macht hervorgehen, welche stark
„genug ist, die Ausführung solcher Vorhaben zu verhindern
„[illegible] durch eine allgemeine Mißbilligung getroffen werden [illegible]
„[illegible] selbst in der Politik ein Gefühl der [illegible], das selbst
„die [illegible] Menschen noch beachten, und dieses Gefühl muß [illegible]
[illegible] Dinge, [illegible]
[illegible] werden. Wenn ein [illegible]
[illegible] nicht scheint, [illegible]
„unschuldige [illegible]
[illegible] so reicht eine einzige Stimme [illegible]
[illegible]
[illegible] Nicht vor dem Unrecht,
„vor der Schande und der [illegible] welche es [illegible]
„[illegible] daß dieser [illegible] und diese [illegible], so wie bei
„[illegible] auch bei Regierungen, [illegible]
„[illegible] und Boßheit [illegible] werden."
[illegible]
[illegible] Möchten die Hoffnungen des Hrn. [illegible] sich erfüllen,
und wir zweifeln nicht daß es geschehen wird. [illegible] gewähret
[illegible] des wichtigen Einflusses der öffentlichen
Meinung [illegible], weil es besser
ist, daß diese Meinung im Frieden und in Freiheit wachse, ohne
jemand [illegible], und daß sie dann geschehen lasse, daß
diejenigen, die ihr folgen sagen, daß sie ihr [illegible], daß sie sich
das Verdienst des freien Willens geben, die Gerechtigkeit mit
dem Namen gütiger [illegible] nennen, [illegible]

gemeinen Ausdrucks wie [illegible] gebieten, aus der Noth eine Tugend machen.

2.

Der Lippen-Krieg.

Die Welt weiß es vielleicht noch gar nicht, daß zwei Europäische Potentaten schon seit Wochen lang Krieg mit einander führen. Die Feindseligkeiten haben ohne vorausgegangene [illegible] Erklärung begonnen, ob zwar diese Souveraine alle Neigung gehabt [illegible], und [illegible] von einer [illegible] waren; die eben so glorreich und [illegible], als die [illegible] des Großen, [illegible] der Versicherung eines [illegible], daß es der Sitte aller legitimen Regierungen entgegen sey, den Krieg ohne vorläufige Erklärung anzufangen.

Die kriegführenden Mächte sind zwei der kleinsten und [illegible] Souveraine Deutschlands, nämlich: das Haus von Lippe-Detmold, der über [illegible] und [illegible] tausend Seelen gebietet, und der Fürst von Schaumburg-Lippe, welcher deren nur vier und zwanzig tausend hat. Die Armee des ersten beläuft sich auf [illegible], die des andern, seine letzten Aufgebote eingerechnet, nur auf hundert und funfzig Mann. Ihre Staaten liegen zwischen Hannover und Preußen. Die wechselseitige Erbitterung beider Fürsten ist aufs höchste gestiegen; der von Schaumburg-Lippe hofft das große Mißverhältnis seiner [illegible] Macht, durch die Ueberlegenheit der Preußischen Taktik die er bei seiner Armee eingeführt hat, wieder gut zu machen. Die Gerechtigkeit seiner Sache beruhigt ihn vollkommen.

Am [illegible] August hatten die Feindseligkeiten begonnen. Da der Fürst von Lippe-Detmold beschlossen hatte, die Staaten seines Nachbars anzugreifen, so zog auf seinen Befehl ein Armee-Corps von vierzig Mann mit geladenen Flinten bei sinkender Nacht in das Dorf Höve, welches im Fürstenthume Schaumburg-Lippe liegt. Den Lieutenant, welcher den Oberbefehl hatte, [illegible] alle Ein- und Ausgänge in Höve

besetzen, und dann suchte er die Treue dessen Einwohner zu erschüttern, indem er ihnen im Namen seines Herrn eine freie und constitutionelle Regierung verhieß, wenn sie sich seiner Herrschaft unterwerfen wollten. Die verführerische Versprechungen wurden nur allzubald durch die That widerlegt; denn, eine halbe Stunde nach seiner Ankunft ließ er die Thüren dreier Ställe aufschlagen, sieben darin befindliche Pferde wegnehmen, und zog sich darauf mit dem ganzen Heere, (das er befehligte) und der gemachten Beute, in die Staaten seines Gebieters in aller Eile zurück. Es ist wahr, daß die Eigenthümer der Pferde einigen Widerstand leisten wollten; allein um diesen zu überwinden, brauchten die Soldaten nur die Oeffnungen ihrer Gewehre zu zeigen, und Dank dem Himmel, in diesem wüthenden Treffen ist kein Menschenblut geflossen.

Diese Souveraine betrügen sich oft; aber die Geschichte, gegen sie ungerecht, hat über ihre Waffenthaten ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet. Im Jahre 1811 hatte sich ein ähnlicher Vorfall ereignet; da aber damals die allgemeine Aufmerksamkeit durch den Spanischen Krieg und die Vorbereitung zum Russischen Feldzuge gefesselt war, so wurde diese Begebenheit wenig beachtet. Das Dorf Wöbbissen war lange ein Gegenstand des Zwistes der beiden Potentaten gewesen. Die Rechtsansprüche des Fürsten von Lippe-Schaumburg auf dieses Dorf, waren wie es hieß, sehr regelmäßig und gegründet; aber der Fürst von Lippe-Detmold bemerkte, daß seine Armee von dreihundert Mann, welchen die hundert und fünfzig seines Feindes unmöglich lange widerstehen könnten, ihm ein viel besseres Recht gäbe. Die Feindseligkeiten begannen. Die Lippe-Detmoldsche Armee, zerstreute oder machte zu Gefangenen die hundert Mann welche Wöbbissen vertheidigen sollten, bemächtigte sich des Dorfs, und führte dessen Obrigkeit in die Staaten des Siegers gefangen ab. Sie griff mit gleich gutem Erfolge ein fünfzig Mann starkes Reserve-Corps an, das sie aus der herrlichen Stellung welche es einnahm glücklich verjagte. Nach einigen andern Treffen und der [illegible] [illegible]

oder über Wittekind, verkaufte endlich der Fürst von Schaumburg-Lippe, der das Volk, das ihm die Erziehung unterworfen, stets mit Menschlichkeit beherrscht hatte, um das Blutvergießen aufhören zu machen, das Dorf an seinen Nachbar, für die Summe von dreißigtausend Reichsthaler.

Es scheint daß die neuern Feindseligkeiten, einige Veränderungen zur Ursache haben, welche in dem Gange von dem Gerichte zu Schaumburg an das in Detmold zu appelliren, ohne die Theilnahme des Fürsten von Lippe-Schaumburg, welcher seine Beistimmung verweigerte, vorgenommen worden sind.

Der zweite Artikel der deutschen Bundesakte verbürgt die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der verschiedenen Bundesstaaten, und im eilften verpflichten sich seine Mitglieder, ihre Zwistigkeiten nie durch die Gewalt der Waffen zu entscheiden, sondern sie dem Ausspruche des Bundestages zu unterwerfen.

Zum Glücke für den Frieden der Welt, sind diese stolzen Abkömmlinge Wittekind's nicht so mächtig als ihr Ahnherr, und ein Streit, der, hätten sie so viel von seinen Staaten als von seinem Muthe geerbt, ganz Deutschland mit Blut überschwemmt haben würde, möchte allem Anscheine nach keine andere Folgen haben als die Wegnahme eines Dorfes, einiger Pferde und Hühner.

III.

Ein Gulden und etwas mehr.

Die Natur der Dinge und was schön sei oder mißgestaltet, malt Euch jeder Butzenspiegel nicht minder treu zurück, als das hohe stolze Glas am Pfeiler eines fürstlichen Gemachs. Die Weltgeschichte pulsirt in Täglichkeiten. Darum, wer emsig ist und frohen Muthes zu schauen und betrachten, der durchblättert das Buch der Menschheit in einer Taschenausgabe die ihn überall begleitet, oft und gern. Wer so gesinnt, dem hat gewiß jener Gulden zu dem der Eintrittspreis der Bühne neuerlich gesteigert worden, nicht weniger als

mich selbst aufgeregt und warm gemacht. Für diese brauche ich nicht zu reden; nur um der Andern willen thue ich es, die blöden Sinne haben. Zu deren Frommen allein will ich den Gulden als sei er ein Floh oder ein Mückenflügel unter das Mikroskop setzen, damit sein kunstreicher fast wunderbarer Bau erkannt und angestaunt werde.

Als Voltaire sagte: *Der erste König war ein glücklicher Soldat*, da wußte dieser Mann nicht was er sprach. Der erste König war ein fieberkranker Bauer, der in seinem Irrsinne ausrief: „Ihr Leute seyd meine Unterthanen und mir Gehorsam schuldig", und da er gesundete und von dem Schmerzenslager sich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stollen seines Bettes niedergesunken fand. Vergebens war alles gutmüthige Zureden des unschuldigen Despoten; die Unterthänigkeit war schon so rasch im Gange, daß man der Zeiten sich nicht mehr erinnerte, da man frei gewesen. Wer mag zweifeln, daß in uralten Tagen jede Herrschaft so entstanden sei, da ja vor unserer Aller Augen diese Erscheinung sich erst gestern erneuert hat? Drei Menschen sagten zu Vierzigtausenden: *Ihr sollt einen Gulden zahlen* — und sie thaten es. Sie thaten es? Nein, das ist noch nichts. Sie thaten es ungern, sie murrten und thaten es dennoch! Jezt geht und schweigt; so war es immer gewesen. Gehorsam wurde weit öfter gefunden als gesucht, und Knechtschaft war früher als Herrschaft.

Ich sehe es mit meinen Augen, ich höre es mit meinen Ohren, daß Alle wie sie im weißen Schwanen bei ihrem Schoppen sitzen, sagen: der Mann hat recht, es ist unverzeihlich was wir uns gefallen lassen müssen! und dennoch um 6 Uhr ins Schauspielhaus gehen und mit möglichster Freundlichkeit ihren Gulden hingeben. Nur Hunderte brauchten sich zu verabreden, daß sie es nicht eher wieder besuchen wollten, bis die alten Preise hergestellt sind, und es *müßte* eine Abänderung geschehen. Aber nein, sich befehlen lassen ist eine so süße Gewohnheit!

„ Man soll uns nicht zum Vorwurfe machen, daß wir den guten und starken Gründen, welche die Direktion hatte, den Eintrittspreis zu erhöhen, feige und schwach ausgewichen; nein, wir wollen ihnen entgegen gehen, und können es um so unverzagter, da, werden wir auch hier besiegt, noch nicht alles verloren ist. Denn dann, dann erst tritt die wichtige Frage aus dem Hinterhalte hervor: warum theiltet Ihr Eure Gründe nicht mit, warum entschuldigtet Ihr Euch nicht, warum batet Ihr nicht um Nachsicht? Wie durftet Ihr es wagen, das Volk dem Ehrfurcht gebührt weil von ihm allein alle Macht und jedes Recht kömmt, schlecht wie einen Pudel zu behandeln, dem man nur zuruft: Geh, bring her?

Sind die Preise der Lebensmittel gestiegen, kosten Brod, Bier, Holz, Oehl, Talg und die übrigen Bestandtheile der dramatischen Kunst mehr als vormals? Nein. Hat sich das Schauspiel verbessert, ist es um ein Fünftheil mehr werth als sonst? Nein, Nein; es ist kostbarer aber nicht köstlicher geworden. Aus welcher andern Quelle könnte nun die Steigerung des Eintrittspreises entsprungen seyn als aus dem majestätischen Belieben der Theaterdirektion? Es heißt, ihre Kasse wäre im Rückstande; allein wer anders als sie selbst hat den Schaden zu tragen, den sie durch eine unverständige Verwaltung und durch ihre unzeitige Ersparungen sich zugezogen hat? Stehen ihr ja bessere Gründe zu Gebot, womit sie ihr Verfahren rechtfertigen kann, so sollten diese zu unserer Kenntniß gebracht werden. Gewiß hätte sich nicht ein Einziger der Rührung enthalten können wenn ihm in einer auf gutem grünen Löschpapiere gedruckten, wohl abgefaßten Darstellung, wie etwa folgende, wäre mitgetheilt worden, was zur Ausschmückung und Veredlung der Bühne, seit langer Zeit, mit vielem Geldaufwande geschehen sei.

An das verehrte Publikum.

Wenn es nicht allgemein anerkannt ist, wie sehr wir

stets bemüht gewesen, die uns anvertraute Bühne in einem dauernden Zustande der innern Würde und des äußern Glanzes zu erhalten, so liegt es an der Bescheidenheit derjenigen, welche sie besuchen, weil diese sich nicht eingestehen mochten, daß so viel dazu nöthig war, ihre Foderungen das heißt die des feinsten und höchsten Kunstsinnes zu befriedigen. Aber länger dürfen wir nicht schweigen, ohne uns selbst zu nahe zu treten, und ohne die gute Meinung zu gefährden, welche Deutschland von der Attischen Bildung unserer geliebten Mitbürger hegt. Wir wollen uns alles rednerischen Glanzes der mehr blendet als aufklärt enthalten, und mit einfachen Worten erzählen, was wir an der Bühne bisher im Stillen gebessert haben und noch ferner für sie zu thun gesonnen sind.

1) Andere und zwar die besten Theaterdirektionen begnügen sich damit gute Schauspieler und Sänger zu haben, mehr thun sie nicht. Wir aber sind immer viel weiter gegangen. Wir wußten aus der Erfahrung oder folgerten aus der Einrichtung der menschlichen Seele, daß die Gewohnheit auch gegen das Schönste und Beste abstumpfe, oft ganz gefühllos mache. Darum ließen wir es nicht dabei bewenden unsere Bühne mit guten Mitgliedern zu versehen, sondern waren auch immer auf eine hinreichende Zahl schlechter bedacht, damit es nie an Gegenständen der Vergleichung fehle, und die Lust an den bessern Schauspielern nicht matt werde. Ja, damit nicht zufrieden, ließen wir so oft sie zu haben waren, die untauglichsten Subjekte, von denen wir vorher wußten, daß sie würden ausgezischt werden, als Gastspieler auftreten, aus genannter Ursache. Wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, daß wir jährlich mehr Geld für schlechte Gastspieler, als andere Bühnen für ständige gute Mitglieder verwendet haben.

2) Haben wir in jenen Jahren da die Brodfrucht, und mithin auch das worauf es wächst — das Stroh, so theuer war, nicht blos alle Bänke des Parterres damit auspolstern,

sondern auch Fußdecken von diesem kostbaren Stoffe verfertigen lassen.

3) Ist mit sehr vielen Kosten die Büste des unsterblichen Lux den Europa betrauert, aus der besten Kreide verfertigt hingepflanzt, und dieser Künstlerkopf zur Anfeuerung des noch lebenden Verdienstes auf das umrollende Rad der Zeit gleichsam fest geflochten worden, wie sich jedermann überzeugen kann der den Hals zurückbeugt und hinaufsieht.

4) Hat man seit einiger Zeit sehr gutes Papier zu den Komödienzetteln angewendet.

5) Sind vor der Thüre zwei Ofen dicht neben einander gesezt worden, woran auch im strengsten Winter die Nahestehenden sich wärmen können, und wodurch dem Frieren zwischen den Akten auf immer und gründlich abgeholfen ist.

6) Gedenken wir im nächsten Jahre noch andere Verbesserungen einzuführen, die alle aufzuzählen uns das Ansehen von Großsprecherei geben würde. Wir wollen nur einiger erwähnen: die eine Wand des Orchesters die seit langer Zeit nur noch durch Nagelbohrer aufrecht gehalten wird, soll vermittelst ganz neuer Nägel fest gemacht werden. — Man wird in Betrachtung ziehen ob das rechte Eck der fünften Bank links im Parterre vom Eingange an gerechnet, welches von allem Inhalte entblößt ist, frisch mit Stroh auszufüllen sei. — Ist es sehr leicht möglich, daß die Priesterkutten in der Zauberflöte gewaschen werden. — Bedarf der Vorhang eines neuen Loches weil dieses durch langen Gebrauch unbrauchbar oder vielmehr allzubrauchbar geworden ist, u. drgl. m.

Das verehrte Publikum wird daher unsere gute Absicht nicht verkennen, wenn wir aus den angeführten Gründen, eine Erhöhung des Eintrittspreises uns erlauben, und bitten wir ferner um geneigten Zuspruch. — Frankfurt, den 1ten September 1818.

Wer, auf diese Weise belehrt hätte nicht mit Vergnügen seinen Gulden bezahlt? Aber so ohne Weiteres drucken zu

lassen „In das Parquet 1 fl." das muß auch ein Lamm aufbringen, um wie viel mehr einen Frankfurter!

Nachschrift.

Später als obiges geschrieben war, fand ich Gelegenheit mich mit einem sehr achtungswürdigen Manne zu besprechen, welcher, aller Verhältnisse unserer Bühne kundig, die Erhöhung des Eintrittspreises glaubte rechtfertigen zu können. Ich wünsche herzlich, daß die angeführten Gründe, die hier wiederholt werden sollen, das Publikum für die Theaterdirektion zu stimmen sich fähig zeigten; aber meine eigene Ansicht widerstand ihnen. Es wurde mir bemerkt: man beabsichtige eine umfassende Verbesserung der Bühne, man wolle die besten Schauspieler und Sänger zu gewinnen suchen. Hierzu reiche aber die bisherige Einnahme nicht hin, die daher vermehrt werden müßte. Uebrigens sei der Theaterpreis im übrigen Deutschland stets auf der Höhe gewesen, auf welche er erst jezt in Frankfurt gebracht worden sei. Was den lezten Punkt betrift, so habe ich selbst die Bühnen in Darmstadt, Mannheim, Stuttgardt, München, Leipzig, Dresden, Wien und Berlin besucht, und jene Behauptung nicht bestätigt gefunden. Nirgends an genannten Orten (wenigstens zur Zeit meiner Reisen) kostete der Eintritt ins Parquet einen Gulden. Was den ersteren Punkt betrifft, so hat er mich noch weniger überzeugt. Warum soll das Publikum die Verbesserung der großen Mängel unserer Bühne, erst besonders erkaufen müssen. Warum soll die Vergütung dafür früher geleistet werden, als jene Verbesserungen wirklich eintreten? Wäre nicht das umgekehrte Verfahren billiger ja klüger gewesen? Hätte die Direction damit begonnen, unser Theaterpersonal durch Anstellung vorzüglicher Künstler, aufzufrischen und zu verjüngen, dann wäre das Schauspiel zahlreicher besucht worden, die Kasse würde sich schnell gefüllt und man nicht nöthig gehabt haben, um eines unbedeutenden ja zweifelhaften Vortheils willen, eine so große und stark ausgesprochene Ungerechtigkeit zu begehen.

Aber wer weiß es nicht, welchen unfähigen Köpfen und unfertigen Händen die Verwaltung unserer Bühne heimgegeben ist? Was die Sinnlosigkeit beschließt wird vom Eigensinne in den Gang gebracht und vom Schlendrian fortgeführt. Dürfte ich diese Behauptung wagen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Gefahr des Angriffs sich tausend Stimmen zu ihrer Vertheidigung erheben würden? Wir kennen diejenigen Mitglieder der Direction die sich durch bessere Einsicht und durch den Besitz des an ihrem Platze erforderlichen Kunstsinnes auszeichnen; diesen kann kein anderer Vorwurf als der ihrer Schwäche gemacht werden. Warum sind sie nicht beharrlicher, das was sie für das Beste erkannt durchzuführen? Wann und wo ward je das Gute ohne Kampf geltend gemacht, und was ist ein guter Wille wenn er nicht auch stark ist? — —

Seyd versichert, meine Landsleute, daß unser Theater so lange in seinem gegenwärtigen schlechten Zustande bleiben wird, bis endlich die Regierung es unter seine Oberaufsicht nimmt. Und warum sollte sie es nicht, da ja die größten Monarchen der Welt es nicht unter ihrer Würde halten, für das Frohleben ihrer Völker besorgt zu seyn? Und warum würde sie es nicht, da sie ja aufgeklärt genug ist, im Schönen das wahre nützliche zu erkennen? Und warum dürfte sie es nicht, da ja das Schauspielhaus zum Grundvermögen der Stadt gehört? Möchte doch eine stärkere Stimme, als die Meinige, dieses zur Sprache bringen. Eben jezt wäre die Zeit dazu. Denn der gesetzgebende Körper, der sich bald neu versammelt, ist gewiß genügsamer als der vorige, und wird nur drei Tage in der Woche darauf sinnen, wie er die armen Juden betrübe, die übrigen vier aber, wie er die Christen erfreue, durch bessere und w o h l f e i l e r e Schauspiele.

IV.

Frankfurter Volksbühne.

Am 10ten September. — Der Vorposten, ein Schauspiel in fünf Abtheilungen von Clauren.

Denkt man sich: die Zeit des Deutschen Freiheitskampfes, (es macht Kopfweh), und den Heerd, auf dem er sich entzündet — Preußen, (jezt hat er ausgeraucht); damals und dort mochte dieses Stück, von Zuhörern gespielt, deren viele selbst am Kriege Theil genommen, von großem Eindrucke gewesen seyn. Jenes alle wieder hinweggedacht, bleibt doch noch manches übrig, was dem Schauspiele Werth giebt. Freilich, mein eigenes Gefühl lasse ich diesmal nicht Richter seyn. Es wäre mir sehr unbehaglich zu Muthe, wenn ich mein Mädchen im Husarenkleide wieder fände, auch wenn es aus Liebe zu mir den martialischen Schritt gethan hätte .. es bleibt doch so eine Sache! Der Helden-Tod nicht das Helden-Leben eines Weibes ist schön. Ich würde die auf dem Schlachtfelde gefallene beweinen, aber die gerettet heimkehrte mit Unwillen zurückstoßen; doch jeder nach seinem Triebe. —

Das Gesammtspiel war gut. Hr. Weidner als Rodomontow und Madame Heinemann als Frau von Gall, dessen Seitenstück, waren höchst ergötzlich, und erhielten für ihre Bemühung den verdientesten Dank. — Hr. Heigel: Baron von Silberg. Wenn er mit mehr Pathos sprach, als im gewöhnlichen Gesellschaftstone erlaubt ist, so sey das dem Unglücklichliebenden verziehen. Aber auch leidenschaftliche Menschen müssen ein reines E auszusprechen wissen, und es kann ihnen nicht verstattet werden, immer in Dipthongen breit und gedehnter Weise zu reden. Alle Sylben des Hrn. Heigel rollen dahin, kugelig leer und glanzlos, wie Seifenblasen bei trübem Wetter. — Demois. Lindner als Lieutenant Cruse war eine sehr erfreuliche Erscheinung, und ihr Spiel solcher Art, daß es den Sinn der Dichtung verschönte. Sie

zeigte eine bewunderungswürdige Geschmeidigkeit, Haltung und Stimme dem Manne oder dem Weibe anzufügen, je nachdem es erfoderlich war. — Hr. Schmidt: Sekretär Feldheim. Wahrscheinlich war seine Feder geläufiger, als die Hand, die sie führte (er wußte sie kaum zu bewegen), und sein Geschriebenes eindringlicher als sein Gesprochenes. Wie hätte sich sonst der Major von seines Sekretärs Briefen für seine Nichte so vieles versprechen können? — Die kleine Ida Weidner als Carl von Fürstenstein, zeigte ein Talent, welches dieses Kind zur Freude der Zuschauer schon oft an den Tag gelegt hat. — Cäcilie.... sie sei mir die Heilige, ich will sie nicht berühren. — — — Auch auf eine alte Grille komme ich zurück. Das Feldlager war zu ärmlich angeordnet. Ein Feuerchen, einige Husaren, zwei bis drei Pferde. So viel Lärm und mehr, hat jeder vor seinem Hause in der Stadt. Das reicht nicht hin, die Unerschrockenheit eines Weibes auch dem Auge vorzutäuschen. Ihr hättet das Heldenmädchen mit mehr Kriegsgetümmel umgeben sollen.

Am 13. Sept. — 1. Die Großmuth des Scipio, eine heroische Oper in einem Aufzuge von Romberg. (Zum Erstenmale).

Anfänglich wunderte ich mich darüber, daß so häusliche Geschichten unter freiem Himmel, in der Gasse eines Lagers sich ereignen durften, und nicht, wie es sich gebührte, innerhalb des Zeltes; ich erstaunte, daß Scipio sich nicht schämte, seine Liebe und Schwäche in Gegenwart graubärtiger Krieger auszuseufzen. Aber es fiel mir bei, daß es nöthig war, Scipio als einen gewaltigen Herrn und mächtigen Befehlshaber darzustellen, um es als Großmuth erscheinen zu lassen, was bei einem Bürgersmann Schuldigkeit gewesen wäre: Die Zurückstellung eines Mädchens, das ihn nichts anging, an seinen rechtmäßigen Inhaber. Das nehmlich, ist die ganze Handlung dieser heroischen Oper. Sie in einen Akt zu zwängen war wohl die Aufgabe des Tondichters, der sich keine ausgedehntere Fähigkeit zur dramatischen Musik zutrauen

mochte, und mit Recht; denn sie schien selbst zu kurz auch nur diesen engen Raum auszufüllen. Die Musik hat keinen verständlichen Ausdruck; ohne den verdolmetschenden Text würde man nicht ahnden, welche Seelenbewegungen offenbar werden sollen. Zwar etwas mehr als ein Conzertstück ist diese Oper, aber sie bleibt doch nur ein musikalisches Declamatorium, worin mehrere Dichtungen, die unter sich keinen Zusammenhang haben, vorgetragen werden. — Der Text zeichnet sich vortheilhaft aus. Es ist ein reiner Styl darin, die Verse sind fließend, ja einige schöne kommen darunter vor.

Hr. Schelbe spielte den Scipio. Dieser Hauptmann bei der Ehrengarde unserer Oper, zeigte heute, daß der größte Theil des Beifalls, der ihm immer zu Theil wird, seiner Kunst gehöre; denn diesmal stand er ganz allein, da in seinen Gesangstücken durchaus nichts war, das ihm das Behagen der Zuhörer hätte erschmeicheln können. — Demois. A. Campagnoli als Prinzessin Phönissa, erneuerte die Zufriedenheit, die gewiß jeder Bühnenfreund über die Erwerbung dieser vorzüglichen Sängerin empfunden hat. —

2. — Nachtigall und Rabe, ein Schäferspiel. Musik von Weigl. (Zum erstenmale).

Seit Geßner hat die Liebe zu den Schäfereien aufgehört, sie nistet nur noch in den Herzen der Wollhändler. Wie zart und süß müßte auch die Dichtung und das Spiel solchen Landlebens seyn, um die Schwielen, welche zwanzigjährige Einquartirung um unsere Brust gebildet, schmeichelnd abzulösen! Die Täuschungskunst des Schauspielers geht nie weiter, als das Empfindungsvermögen des Zuhörers; was diesem nicht Ernst seyn kann, vermag jener nicht zu scheinen. Darum kein Wort des Tadels über das nicht gelungene Spiel des Damon und der Phillis. — Hr. Obermayer als Amtmann hat jene derbe deutsche Possenreisserart zu vermeiden gewußt, und war in Spiel und seinem ganzen Aeußern ächt italiänisch. — Hr. Krönner als Pachter, und die Demoisellen Campag-

noli als Schäfer und Schäferin, erfreuten durch ihren guten Gesang. —

Die Musik? nun ja, dem Herzen war sie wohlgefällig, und der Verstand kömmt wie gewöhnlich zu spät hinten drein. Es ist schwer, den Schmeicheleien Weigl's zu widerstehen, wenn man auch weiß, daß sie nichts weiter sind als das. Die Nachahmung von verschiedenen Vögelgesängen, wie sie in diesem Schäferspiele vorkommt, scheint mir kein würdiger Gegenstand der Tonkunst zu seyn. Der musikalische Ausdruck hörbarer Dinge gleicht einer Uebersetzung aus einer Sprache in die andere; wenn sie treu ist, hört sie auf schön zu seyn, und wenn sie schön ist, wird sie ungetreu. Die Tonkunst soll nichts Sinnliches nachahmen, weder etwas sichtbares noch etwas hörbares; thut sie es, so folgt sie als Schatten der Wirklichkeit nach und erniedriget sich. Sie darf ihre Stoffe nur aus einer Welt nehmen, die ausser oder über den Sinnen liegt, um sie für die menschlichen Sinne zuzubereiten. Das Gebiet der Empfindungen und Leidenschaften gehört ihr an. Will sie ja Dinge der aussermenschlichen Natur darstellen, so müssen sie Gebilde der Phantasie, dürfen aber nicht aus der Erfahrung genommen seyn, damit die Vergleichung mit dem Urbilde vermieden bleibe. Eine Schöpfung, ein jüngstes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter soll musikalisch ausgedrückt werden. In einer Oper mögen Engel singen, aber keine Nachtigallen. Man erinnere sich der Melodie zum Gesangstücke Nr. 8 der hier besprochenen Oper:

Mit hundert Stimmen ruft der Chor
Des Federvolks von Busch und Zweigen.

Es ist gewiß Natur darin, aber es ist die gemeine Natur, und die Darstellung steht so weit unter dem Vorgestellten, daß man ohne Text glauben würde, nicht die gefiederten Sänger des Waldes, sondern Federvieh lärmen zu hören. Ich wenigstens dachte im Hühnerhof zu seyn, und sah den Mist. Ferner:

„Der Kukuk selber wagt zwei Töne“

Ganz natürlich wie ein Nürnberger Gukukchen mit einem

Blasbälgchen unter den Füßen, und wenn ich nicht irre, mußte sich sogar das ernste Fagot zu dieser Spielerei hergeben. Vielleicht hätte Mozart selbst solche Landschaftsmalereien nicht besser auszuführen verstanden, aber dann würde er sie gar nicht unternommen haben. Daß übrigens, der erwähnten akustischen Naturbeschreibungen ungeachtet, diese Oper vorzügliche Musikstücke enthalte, wie das Terzett Nr. 7. u. a., kann in einem Werke des so berühmten Tonkünstlers nichts unerwartetes seyn.

Am 15. Sept. — 1. Der Vorsatz, ländliche Scene von Holbein. — Wiederholung des Stückes, des Spiels und der Beurtheilung. Den Vorsatz, gelenker zu seyn, hatte Hr. Schmitt, wie es sich zeigte, nicht einmal gehabt, wie weniger ausgeführt.

2. — Der Verräther, Lustspiel.

Hr. Otto und Demois. Lindner, jener als Berger, diese als Klärchen, hatten so angenehm und mit so reicher Laune gespielt, daß sie sich gewiß nicht weigern werden, von dem großen Beifall, den sie verdient, dem armen Jakob einen Almosen abzugeben. Es war diesen Abend das zweite Bauernmädchen, daß Hrn. Schmitt zum Schatz hatte. Ich denke: die Liebe wird ihn doch endlich geläufig machen.

3. — Nachtigall und Rabe. (Zum erstenmale wiederholt).

Wenn auf unserm Zettel steht: zum Erstenmale wiederholt, so heißt das in der Bildersprache eines lockenden Wirthshausschildes: „Kommt herein ihr Herren, heute ist der zweite Feiertag, macht euch noch einmal lustig, morgen geht's wieder an die Arbeit“. Die Sache ist gutgemeint und darum löblich. —

Ich hätte schon früher des Hrn. Schwind gedenken sollen, der so kunstreich und bedachtsam seine Nachtigallen-Flöte, bald süß bald kräftig, tändeln oder schmettern ließ. Die Flöte ist ja hier alles, die wahrhafte Schicksalsgöttin dieser Schäferei; darum gebührt ihr die Krone.

Am 24. Sept. — Das Käthchen von Heilbron, von Heinr. von Kleist.

Fürwahr, es ist Mark darin und Geist und Schönheit. Von der dunkeln Tiefe des Gemüths bis hinauf zu jener heitern Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und besonnen waltet, führt uns ein lockender Weg mit abwechselndem Reize, bald zwischen lieblichen Winden, blumigen Auen und besonnten Feldern, bald zwischen stürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildnissen und Wäldern voll Sturm und Brausen. Gleich anmuthig ist Wanderung und Ziel. Warum haben die tückischen Parzen dieses blühende Dichterhaupt so frühe in das Grab gebeugt!

Welch ein Unternehmen, so kühn als unbesonnen, den Schleier der Isis wegzuheben, hinter welchem der Tod lauscht! Nur Priestern frommt ein solcher Anblick, nicht der Menge, welchen mit der lezten Täuschung auch das lezte Glück entschwindet. Das wäre die so gepriesene Liebe von Kindern angelallt, von Greisen angestottert, und das wäre ihr Band? Hätten wir's nie erfahren!

Graf Wetter vom Strahl, reich, im Lande angesehen, edelstolz, voll des Muthes und der Kraft seines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, ein an Seele, wie an Leib geharnischter Ritter, — und Käthchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein süßes wunderschönes Mädchen, werden, sie die sich nie gesehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erscheint im Wahnsinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines schönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn bestimmte Braut, sagend es sei die Tochter des Kaisers. Dieselbe Nacht sieht Käthchen im gesunden Traume (das gesunde Weib erhebt sich zum kranken Manne, wie das wache zum schlafenden), einen schimmernden Ritter eintreten der sie als seine Braut begrüßt. So sich angelobt, bringt später ein Zufall den Grafen in Käthchens Vaterhaus. Diese ihn erblickend erkennt alsogleich die

Traumgestalt. Da stürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zusammen, sie fliegt ihrem Pole zu, und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hängen. Vergebens wird sie vom Ritter weggerissen von diesem selbst mit Füßen zurückgestoßen, wie ein Thier wie eine Sache behandelt, sie ist immer wieder da, und folget ihm auf allen seinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm sein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt forscht er Käthchens Inneres aus, da sie einst im magnetischen Schlummer sich befand, wo die Seele zwischen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte schwebend mit einem Blicke beide umfaßt und da ward ihm kund, was er im Geräusche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß sie die Verheißene sei, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiser auf, giebt sich als Käthchens natürlicher Vater zu erkennen, und diese nachdem er sie zur Fürstin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Dieses Schauspiel ist ein Edelstein, nicht unwerth an der Krone des brittischen Dichterkönigs zu glänzen. Man braucht nur den herrlichen Monolog des Grafen, womit der zweite Akt beginnt gelesen zu haben, um das Lob gerecht zu finden. Um so deutlicher fallen zwei Flecken in das Auge. Die wirkliche Erscheinung des Cherubs beim Sinken des brennenden Schlosses Thurnek, konnte nicht unzeitiger geschehen. Die Seele die so tief geneigt war, sich dem Anwehen einer verborgenen Geisterwelt die im Traume sich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das sinnliche Wunder das sich im Wachen ergiebt, enttäuscht und wendet sich nüchtern gemacht vom Unbegreiflichen kalt hinweg. Zweitens, spielt das Fräulein Kunigunde, ohne Willen des Dichters die Rolle der Närrin, in diesem ernsten Schauspiele. Giebt es eine tollere Erfindung als dieses Fräulein, welches durch Schönheit und Liebreiz allen Rittern des Landes, den Kopf verrückt, und am Ende sich als eine garstige Hexe kund giebt, die mit falschen Zähnen, aufge-

legter Schminke, und einem schlankmachenden Blechhemde, die Göttin Venus vorzulügen verstand?

Aber wie haben sie dieses Stück wieder zugerichtet, damit es in ihren Raum, ihre Zeit und ihre Umstände sich füge! des ist ein ganz eignes Kapitel des Jammers. Wie wehe gar muß es dem Künstler selbst thun, der die schönsten Theile seines Gemäldes wegschneiden sieht, damit es nur in den engen Rahmen passe. Zuvörderst ist in der Vehmgerichtsscene vieles ganz unbedachtsam ausgelassen werden. Es ist wahr, daß einige Reden darin etwas lang sind, allein es durfte dennoch kein Wort fehlen, damit es klar und verständlich werde, wie durch einen arbeitsamen Trieb der Natur sich Faden an Faden gereicht, um das sympathetische Netz zu flechten, das zwei Herzen unzertrennlich machte. Zweitens hatte man unerklärt gelassen, auf welche Weise der Kaiser Käthchens Vater geworden sei. Das war wieder einmal aus jener entnervten Sittsamkeit geschehen, welche der Verführung heuchlerische vermaledeite Kupplerin ist.

Graf von Strahl, Hr. Heigel. Beim Himmel, die Rolle ist schwer und ich möchte den Schauspieler sehen, der sie trägt, leicht aber doch so, daß die Kraft nicht die Last verschlinge und man wahrnehme, wie viel er zu tragen habe. Vor dem Vehmgerichte: alle die mannichfaltigen Reden mit ihren Chamäleonsfarben, — Erzählungston, — Nachahmung fremder Stimme, — unbändige Kraft an die Schranke des Gesetzes pochend, — Verstellung der Wahrheit und Wahrheit der Verstellung, — das Gefühl unter freiwilliges Joch gebeugt, — Trotz der Unschuld, — Spott, — dastehend mit recht fest zusammengeknäulter, nicht allseitig hinausflatternder Kraft; nicht sich brüstend, den Körper leicht tragend mit der Seele, wie das Schwert in einer starken Faust, — (es ist ein Unverstand vieler Schauspieler, daß sie wähnen, Helden müßten sich spreizen, gerade sie dürfen es am wenigsten; bei kräftigen Menschen lehnt sich der Körper leicht am Geiste an, aber bei Schwächlingen findet die matte Seele am stärkern Körper ihre Stütze; nur solche Gewaltsmenschen mögen sich spreizen, die keine andere Macht haben,

als die Meinung die man hat von ihrer Macht, wie König Philipp in Don Carlos). — Der Dichter läßt den verliebten [illegible] Löwen Thränen vergießen; ich bitte, welcher Schau[illegible]ler (der Unsrigen) versteht es als Held zu weinen, ohne sich lächerlich zu machen? — Nun vor allen: die Beschwörungsscene, wo der Graf den Geist des schlummernden Käthchens aus dem Körper seinem dunkeln Sarge hervorruft, und um das Geheimnis überirrdischer Dinge befragt, (das vorgeschrie[illegible]e Auflegen der Arme um den Leib, hätte strenger beobachtet werden müssen, hierin war die Macht des Zaubers.) — — So seht wie viel als Graf von Strahl zu thun war! — — —

Käthchen: Demoiselle Lindner. Gewiß und wahrhaftig, das demüthige, gottgefällige, wundersüße heimgefallene Kind, hätte wahrer lieblicher und rührender nicht dargestellt werden können. Es war nur ihre Schuld, wenn man es vergaß, wie schwer die Schlafrednerin zu spielen sey. Das Insichhineinre[illegible] wo der Mund zugleich Ohr und Lippe ist, der melodi[illegible]me, in den Worten: „O Schelm.“ — „Nein, [illegible] nein.“ — „Bitte, bitte!“ Man sah den himmlischen Wein der Liebe im goldenen Becher der Sinnlichkeit blinken. Wußte Dem. Lindner was sie that, dann zeigte sie sich als eine besonnene Künstlerin, handelte sie nach dunkeln Trieben, auch gut, das G[illegible] — [illegible] spielte Käthchens Vater, den Waffenschmid Friedeborn. Er war aber nicht der derbe begüterte Handwerksmann der den Hammer von Eisen zu führen gewöhnt ist, und wohl täglich seinen guten Humpen Wein trank; der keinen Teufel fürchtet, und nur weich ist an der St[illegible] wo er sein Goldkind liebt; er war — nichts oder was man will. — — Was ist das wieder für ein toller Einfall mit der Puppe gewesen, die man aufhockte, und statt Kunigunden in die K[illegible] trug? Man hätte entweder die lebendige fragen, oder die ausgestopfte fortspielen lassen sollen; Einheit muß seyn. — Des stummen Bräutigams soll nicht ge[illegible]t werden. — Die [illegible]toreske und mechanische Einrichtung des brennenden und zusammenstürzenden Schlosses Thurneck,

verbunden mit der Erscheinung des Cherubs verdient wegen Erfindung und Ausführung grosses Lob.

Am 27. Sept. — Rochus Pumpernickel.

Nicht überall aber hier gewiß, heiligt der Zweck die Mittel. Ein Possenspiel das unter [illegible] Menschen auch nur Einen froh gemacht, verschmäht es nicht. Legt Eure Kleinodien und allen möglichen Plunder in die Schaale der Lust und des Lachens, die der Thränen wiegt Ihr doch nicht auf.

Hr. Leißring war ein lieber Herr Rochus Pumpernickel, saß drollig zu Pferde, ergötzte sehr da er sein Bretzel in Sophiens Liebeserklärung eintunkte und mit aller Gemüthsruhe zu Ende aß, war überall was er seyn sollte, ein Genie von Dummheit. — Hr. Obermayer als Vor[illegible] verstand seine Rolle, doch merkte man ihm an, daß ihm jene passive Komik, wie sie dem kränklichen ängstlichen jede [illegible] Bewegung fürchtenden Manne vorgeschrieben ist, zur Last fiel. Er ist besser an seinem Platze wo er seiner [illegible] Laune Luft machen kann. — Madame [illegible] hat [illegible] gespielt, Madame Hoffmann auch, Hr. Otto auch, [illegible] Höfler auch, Hr. Krönner und Hr. Böres auch auch, Hr. Haas auch, Hr. Jacobi auch, Demois. Urspruch und Mad. Schmidt auch auch, Dem. Wagner auch, Hr. Urspruch auch, [illegible] auch. Es ist doch niemand vergessen? Auch die Straßenjungen haben gut geschrien und sind im gehörigen Takte eingefallen. Sie müssen sich mit diesem Regimentslobe begnügen, wer kann wissen wie sie alle heißen!

Am 29. Sept. — 1. Die gefährliche Nachbarschaft, von Kotzebue.

Welch' ein tiefer tiefer Brunnen voll klarer frischer erquikender Laune ist Kotzebue, welch' ein wohlthätiges Geschenk des Himmels! Bedenkt man daß seine Lustspiele schon dreyßig Jahre alle deutschen Bühnen versorgen, daß unter denen die ihnen zugehören niemand ist den sie nie ergötzten, zählt man die fröhlichen Stunden zusammen die [illegible] jedem

zehnten sowohl beim Lesen als beim Vorstellen gemacht, dann kömmt die große Rechnung heraus, daß ein einzelner Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Mensch ist undankbar, aber der Deutsche ist es am meisten. Wie hätte das Alterthum, wie London und Paris einen solchen Mann verehrt! Wenige Jahre früher da hier noch kein Fremdenblättchen erschien würde kein Bürger kein Beisaß und kein Dämmerungsfalter erfahren haben, daß Kotzebue vor kurzem in Frankfurt gewesen. Er ist im Theater gesehen worden und ich habe großen Verdacht, daß er den Eintrittspreis seiner Loge hat bezahlen müssen. Es ist ein Etwas ein Etwas in uns Frankfurtern, ich habe keine Worte dafür; aber ein Taschenbuch habe ich so gut wie Hamlet, und wer wehrt es mir hineinzuschreiben: man kann reich seyn, sehr reich seyn und doch nichts seyn? Großer Gedanke, eines bessern Kopfes werth!

O Fips, Du bist glücklich; stirbst Du auch ruhmlos wie eine Maus, so fällt Dir doch im Leben immer etwas ab. Unter Deutschen lohnt sich's der Mühe nicht, mehr zu seyn als ein Schneider. Niemals hohen, nur allerhöchsten Menschen wird Ehrfurcht bezeigt, nur Geldkünstler werden geliebt, und man schätzt keine andere Größe als die arithmetische. — Hr. Leißring hat genannten Schneider mit sehr vieler Laune gespielt. Schmunzelnd oder knurrend, wild, fröhlich oder betrübt, er war immer köstlich und seinen Gulden werth. — Demois. Urspruch hat als Lieschen den Erwartungen nicht widersprochen, die sie durch mehrere frühere Darstellungen erweckt hat. Es soll ihr Verdienst nicht schmälern wenn ich sage, daß alle Mädchen geborne Lieschen sind. — Madame Heinemann war die gemahlte Modehändlerin, von Amoretten umgaukelt und voller Schalkhaftigkeit. — Hr. Schmitt stellte den jungen Kaufmann dar. Ich habe ihn wenig spielen sehen, und diesmal theilen wir die Schuld, denn ich saß auf der linken Schneiderseite so, daß mir die Zwischenwand die Aussicht nach der rechten benahm. Es ist eine herrliche

Erfindung mit solchen Doppelscenen; man kann zuhören hier oder dort wo es einem am besten gefällt.

2. — Stille Wasser sind tief.

Ein herrliches Lustspiel alter guter Art, wo ernster Sinn und Grazie, Laune und Gediegenheit, in der innigsten Verschwisterung sich zeigen. Alles gehörig schattirt, nichts von jenen Farbensprüngen die dem Auge wehe thun. Wir haben nicht viele solcher.

Herr Heigel hat die Rolle des Baron Wiburg sehr durchdacht und glücklich ausgeführt. Der Uebergang von Tölpelhaftigkeit durch blödes Fragen und bescheidene Zuversicht zum anmaßenden herrischen Wesen, gelang ihm überaus gut. Die Sprache der Empfindung nach abgeworfener Maske wußte er mit kluger Mäßigung zu führen, ohne daß er es ihr an Nachdruck hätte mangeln sollen lassen. Diese Rollen hat Klippen die nicht jeder zu vermeiden versteht. — Frau v. Busch: die Frau v. Holmbach. Junge reiche Wittwen die heirathen wollen und nicht wollen und nicht wissen was sie wollen, in diesen und in Rollen ähnlicher Art hat Frau v. Busch um keinen Beifall erst zu werben, er ist ihr ein für allemal zuerkannt. — Hr. Otto, Lieutenant Wallen. Das heißt sich als Schauspieler zeigen! Mit so vieler Liebe, Laune und neckendem Uebermuthe auftretend, kann einem Künstler der so reich ist wie dieser an aufgespartem guten Willen, eine allgemeine Verbreitung der Lust nicht mislingen. — Herr Urspruch als Kammerjunker von Dornheim, war flach, schlau und lauernd wie es sich gebührt; Herr Hill braver Hauptmann; aber Hr. Schmitt (Hr. v. Rehberg) glich in Kleidung und Geberden nicht einem Zierling der eine schöne Frau, sondern einem linkischen jungen Kandidaten der Theologie, der eine Pfarre umflattert. — Dem. Lindner, in der Rolle der Gärtnerstochter Antoinette, so gut sie auch sonst spielte, möchte doch für ihren Stand etwas zu fein, anständig und edel aufgetreten seyn.

Am 1. Oktober. — Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fioravanti.

Eine Musik die nur bis ins Ohr, dieses Vorzimmer des Herzens gelangt, und, wie alles was sich in Antichambren aufhält, zwar geschmeidig ist und angenehm, aber auch flach, ohne Leben und ohne Liebe.

Demoiselle Friedel, die nach einer langen Krankheit zum erstenmale als Rosa wieder auftrat, ward mit rauschendem Beifalle begrüßt und sang schöner und reizender als je. Man wird es gewiß zu verhüten suchen, daß diese Künstlerin durch allzuanstrengende Parthien, nicht in ihr Uebelbefinden zurückfalle, und etwa wieder auf so lange dem Genusse des Publikums entzogen werde. — Mad. Ursprüch als Agathe und Demois. Wagner als Gianina haben mit ihrer Nebenbuhlerin im Gesange nicht unglücklich gewetteifert. — Hr. Obermayer war als Kapellmeister das Ergötzen des Hauses, besonders in dem Sextett, worin er den Kontrebaß mit der Stimme nachzumachen hat, spielte er mit unübertrefflicher Laune. — Hr. Krönner den Marco, gut; aber ist nicht der musikalische Spas zu weit getrieben, wenn der Tonsetzer einen gichtischen Gesang auf die Bühne bringt? Ob in Scherze oder ohne Vorsatz schlecht gesungen werde, es thut beides dem Ohre gleich weh. — Hr. Höfler hatte den Carlin zu spielen. Bei seinem ersten Auftreten, im Terzett mit Marco und Bucephalus singen beide leztere: „O weh! er scheint von Sinnen.“ — „Was macht er für Grimaßen? Mir graut ihn anzusehen. Er faselt.“ Aber von dem Allen konnte man Hrn. Höfler nichts abmerken; er betrug sich wie der vernünftigste Mensch und war so gelassen als ein Lamm.

Am 3. Okt. — Tankred, große heroische Oper von Rossini.

Groß ist sie, wenn dieses so viel heißt als lang; aber heroisches hat sie durchaus nichts. Man könnte ihr den liebevollsten Roman von August Lafontaine zur Unterlage geben, ohne einen Widerspruch zu erfahren. Es ist unbegreiflich wie

ein Tondichter von nur einigem Sinne, eine zur dramatischen Handlung so unangemessene Musik hat verfertigen können. Wie konnte es geschehen, daß dieser Tankred so sehr gepriesen wurde? Schon als ich ihn das Erstemal hörte ward mir das Ohr so verschlemmt wie es der Magen wird, wenn man eine Mahlzeit von nichts als Confect gehalten hat. Kinder und Weiber mag eine solche Musik anlocken, aber für Männer kann sie höchstens in geringer Menge zum Nachtische genossen, nicht ganz unerfreulich seyn. Die ganze Oper, wie ohne Haltung, wie schleppend, wie empfindelnd, wie angefüllt von musikalischen Sprichwörtern und Gemeinplätzen ist sie. Wenn der Sänger nur drei Töne angegeben hat, weiß man schon was darauf folgen wird. Welche unendliche Liebelei, welches widerliche Wesen des fadesten Liebeschmachtens! Die Musik giebt ihre dahlende tändelnde Weise nicht einmal in den Kriegsmärschen auf. Ihr seht einen Schmetterling über einem Schlachtfelde fliegen.

Madame Campi, Hofopersängerin von Wien, trat als Amenaide auf. Ihr Ruhm verstand sich bei allen zu rechtfertigen. Diese volltönende und doch so durchsichtige und klare Stimme; es ist als sänge sie, erhoben über die erdumdunstete Bretter in reinerer Luft. In ihrem Vortrage, welcher Aufschwung, welche Kühnheit, welche Einbildungskraft! Selbst unser so feuriges Orchester wußte sie zu übermeistern und im streitenden Gewühle aller der ruhm- und kampfbegierigen Instrumente das Feld zu behaupten. Aber doch — darf Einer, welcher der Tonkunst nicht mächtig ist, sondern ihr nur duldend sich hingiebt, es auszusprechen wagen? — aber doch wird der Gesang der Mad. Campi, mehr geistvoll als gemüthlich wie er ist, geeigneter seyn Bewunderung als Liebe zu erwerben. Der Künstler lernt es gern und bald lezterer zu entsagen, da erstere dauernder und lauter ist. — Tankred: Mad. Ursprunch. Der besonnene kunstgeregelte Gebrauch aller der Mittel, welche in dem Vermögen dieser Sängerin sind eine ihrem Fache fremde Rolle darzustellen, hatte sich einer

allgemeinen dankbaren Anerkennung zu erfreuen. Daß einige Unzufriedene ihr Mißbehagen auf eine so rohe und schonungslose Weise zu erkennen gaben, hätte Mad. U. gelassener aufnehmen sollen, da der Tadel mehr gegen die Direction beabsichtigt war, der man es nicht verzeihen wollte, daß sie eine Künstlerin, welche schon so lange die verdiente Achtung des Publikums genießt der Gefahr aussetzte diese Achtung zu verscherzen. Mögen die pfiffigen Richter auf den Parterrebänken darauf bedacht seyn, für zukünftige ähnliche Fälle ein neues Zeichen des Mißfallens zu ersinnen, das nur allein den Schuldigen treffe. Vielleicht war der Vorwurf überhaupt ganz anders gemeint; eine flatterhafte Jugend mochte sich wohl nur für die Beschämung rächen wollen, die das Bild einer hundertjährigen Liebe, durch Tankred und Amenaide dargestellt, ihnen verursachen mußte. — Hr. Schelble legte in seinen schönen Gesang auch alle die Gemüthlichkeit, welche diesesmal erforderlich war. — Um die Ungläubigen, welche die Wunder des alten Testaments bezweifeln, zu bekehren, ging ein Syrakusischer Soldat trocknen Fußes durch das mittelländische Meer, dem doch an Nässe und Gefährlichkeit das rothe gewiß nicht beikam.

Am 5. Oktober. — Die Entführung aus dem Serail, Oper von Mozart.

Giebt es ein übersinnliches Land wo man in Tönen spricht? Die Meister der Kunst führen Euch hinauf indem sie Euch erheben: nur Mozart allein zeigt uns den Himmel zu dem Andere emportragen müssen, in unserer irrdischen Brust. Das ist's was ihn nicht allein zum Größten macht aller Tondichter, sondern zum Einzigen unter ihnen. Um Mozart'scher Musik froh zu werden, bedarf es keiner Erhebung, keiner Spannung des Gemüths, sie strahlt jedem wie ein Spiegel seine eigene und gegenwärtige Empfindung zurück, nur mit edleren Zügen; es erkennt jeder in ihr die Poesie seines Daseyns. Sie ist so erhaben und doch so herablassend, so stolz und doch jedem zugänglich, so tiefsinnig und verständlich zugleich, ehr-

würdig und kindlich, stark und milde, in ihrer Bewegung so ruhig und in ihrer Ruhe so lebensvoll. Musik wenn sie als heimatliche Sprache der Liebe und Religion sich austönt, wird so himmlisch als bei Mozart bei keinem vernommen. Aber bewunderungswürdiger als in jener Höhe wo das Wort schon im Sinne seine Verherrlichung findet, ist Mozart in der Tiefe, wo er das gemeine Treiben adelnd, die Poesie der Prosa, dein Farbenschmelz des Schmuzes und den Wohlklang des Gepolters kund macht. Die Singstücke der Constanze, der Donna Anna und das furchtbare Auftreten des steinernen Gastes sind vielleicht minder unnachahmlich als Osmins Gesänge. So ein meisterhafter Geselle, so ein verklärter Brummbär und hündischer Frauenwächter, wie er ergrimmt, sich an dem verriegelten Gitter abmartert, durch welches er täglich den Honig sieht den er nicht lecken darf, so ein erboßter Kerl der alle Welt haßt, weil er nicht lieben kann, wird sobald nicht wieder in Musik gesezt. —

Madame Campi sang die Constanze. Eine solche Botschaft aus einem solchen Munde!

Bald zur Statue entgeistert
Bald entkörpert stand ich da.

Hr. Schelble als Belmonte verband mit dem schönen Gesange den man an ihm gewohnt ist, ein mehr als gewöhnliches Feuer in seinem Vortrage, und trug viel dazu bei die frohe Stimmung der Zuhörer zu unterhalten. — Demois. Wagner als Blonde bemühte sich, und mit erfreulichem Erfolge. Ihr Spiel nicht weniger als ihr Gesang, erwarb ihr den verdientesten Beifall. Auch kann es nicht unbemerkt geblieben seyn, wie deutlich ihre Aussprache sowohl im Singen als im Reden war, ein Lob das man um so lauter geben muß, je weniger Sänger und Sängerin darnach zu streben gewohnt sind. — Hr. Obermayer als Osmin, hat dem Gefühle der Kunstfreunde wie dem Urtheile der Kenner nach, des Erforderlichen genug geleistet. Wenn ihm der verdiente Beifall eigensinnig vorenthalten worden, so bestraft eine solche Ungerechtigkeit sich selbst;

denn sie muß zur Folge haben, daß künftig kein Mitglied der Bühne sich dazu verstehen wird, eine Rolle die außer seinem Fache liegt gutwillig zu übernehmen, um nur die Aufführung eines Stückes das sonst nicht besezt werden könnte, möglich zu machen. Der Genuß den eine Mozart'sche Oper giebt, ist so groß, daß selbst ein wirklicher kleiner Mangel dabei, gar nicht gerechnet werden sollte. — Auch des Hrn. Hill, als Pedrillo kann man nur beifällig Erwähnung thun.

Am 6. Okt. — Der verbannte Amor, Lustspiel von Kotzebue.

Eines der gelungenen Lustspiele dieses Dichters, ob zwar Freunde der Menschenbeobachtung vergebens darauf lauern, um zu erfahren worin die Eifersucht des Weibes von der des Mannes in ihrer Offenbarung verschieden sei. Der argwöhnische Professor und seine mißtrauische Schwägerin sind sich völlig gleich, und die Verdoppelung dieses Charakters in demselben Lustspiele wird dadurch zur unbehaglichen Einförmigkeit gemacht. Die Bühne soll ja keine Arche Noäh seyn, die eine Leidenschaft schon darum zweimal aufnimmt, damit sie von jeder Art ein Männchen und ein Weibchen habe. Dies wäre unnöthige Vorsicht, denn es pflanzen sich die Sünden in der wirklichen Welt ungestört fort, und keine Flut vertilgt sie. Wird in dem nehmlichen Stücke eine Schwachheit zweimal dargestellt, so muß ihnen der Dichter etwas Eigenthümliches, das sie von einander unterscheidet zu geben wissen. — Daß die Eifersucht zwischen Gatten lächerlich gefunden und so oft verspottet wird, die zwischen Liebenden aber nicht, ist eine Satyre auf die Ehe die diese nicht verschuldet hat. Denn wenn man sagen wollte, der blühenden Rose verzeihe man ihre Dornen, der entblätterten aber nicht, so wäre dieses in der Anwendung mehr boshaft als wahr.

Hr. Heigel spielte den Heinrich Erlenhof natürlich genug. Einem deutschen Professor, der die Kunst zu lieben erst von Ovid lernt, darf hierbei etwas Mangel an Natur nicht zu hoch angerechnet werden. — Frau v. Busch als Bertha

und Hr. Otto als Gustav Erlenhof, waren in ihrem Fache. Sie verfehlen solche Rollen nie, sie müßten es denn ausdrücklich wollen. Frau v. Paczkowska als Adolfine that was ihr oblag. — Diese genannten vier Eheleute hatten beim Theetrinken im ersten Akte ihre Heimlichkeiten, worüber sie lachten, und wovon die Zuhörer nichts erfuhren. Es läßt sich nichts dagegen sagen, wenn die Schauspieler zuweilen über ihre Rolle hinausschweifen, und von dem Ihrigen hinzuthun; in Lustspielen wäre dieses sogar sehr wünschenswerth und erfreulich. Allein so mittheilend auch das Lachen für sich ist, selbst wenn man dessen Grund nicht weiß, so hätte man doch das Publikum von dessen erregenden Ursachen in Kenntniß setzen sollen. Ich will jedermann mit dem was ich hierüber aus authentischen Quellen erfahren habe, bekannt machen und man wird es loben wenn ich, dem Beispiele der ersten Zeitungsschreiber folgend, diesen wichtigen Originalartikel wegen seiner Verdienste mit dem Sterne der Ehrenlegion schmücke.

* (Durch ausserordentliche Gelegenheit). — Das im verbannten Amor beim Familienthee stattgefundene Lachen aus dem Stegreife hatte darin seinen Grund: der Thee war sehr schwach, und Hr. Otto goß ihn um seine Verachtung zu bezeigen in die Zuckerdose statt in eine Tasse. Das wirkte. . .

Hr. Obermayer machte den Gärtner Michel mit der besten Laune von der Welt.

Am 7. Oktober. — Don Juan.

Oben auf dem Comödienzettel stand gedruckt: Auf vieles Begehren; aber eine solche Aufführung hätte wohl weder einer Entschuldigung noch einer Erklärung bedurft. Aber ich wünschte die Zeit zu erleben, wo es nach Don Juan nicht mehr heißt: „Eine heroisch-komische Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italiänischen. Die Musik ist von Mozart," welches jedermann auswendig weiß; sondern: „Der Ertrag der Einnahme ist für das Denkmal bestimmt, welches dem göttlichen Mozart in Wien errichtet wird," wovon niemand etwas weiß.

Mad. Campi sang die Donna Anna. Nur in ihren ei-

genen Tönen könnte man sie würdig preisen. — Man ist gewohnt von Hr. Hill die Rolle des Don Juan vortrefflich darstellen zu sehen, und entrichtet ihm jedesmal dafür den gerechtesten Beifall. Er vereinigt in seinem Spiele, Laune, Feuer, Anstand und Behendigkeit, und läßt es auch an dem Sonstigen nicht fehlen. — Hörte man mit den Augen, so wäre Madame Hoffmann die wohlgefälligste, artigste Zerline, die sich nur denken läßt, befunden worden. — Hr. Obermayer gab als Leporello die erwartete Befriedigung nicht ganz. — — — Don Juan, wie auf dem Comödienzettel steht, ist ein Druckfehler, es muß heißen, Dom Juan. — —.

Es ist verdienstlich für jeden Sänger in dem Glanze unseres Orchesters nicht scheinlos unterzugehen. Wem dieses noch unbekannt war, der mußte es heute erfahren. Daß ein Verein von solchen Künstlern, deren die Meisten ausgestattet sind, mit eigener selbstständiger Kraft, sich so willig zeigt nur in dem Ganzen zu leben und zu wirken, so daß man ein einziges Instrument und einen einzigen Spieler zu vernehmen glaubt, ist um so bewunderungswürdiger, je seltener sonst Verläugnung des Ich's mit dem Genius sich paart. Geist und Bedächtigkeit, Feuer und Mäßigung, Freiheit und Gehorsam, finden sich so verbunden vielleicht bei keinem Orchester irgend einer deutschen Bühne. Das hiesige Publikum welches in seiner Gesammtheit stets gerecht ist, versäumt auch nie demselben seinen Dank und seine Huldigung zu bezeigen, wenn dieses, wie nach einer Ouverture, ohne Zweideutigkeit geschehen kann. Herr Kapellmeister Spohr der jetzt an der Spitze des Orchesters steht, hat die kurze Zeit seiner Leitung schon zu vielem Guten angewendet. Dieser große Künstler könnte freilich auch wenn er unsere Oper zur höchsten Stufe der Vollkommenheit brächte, seinem Ruhme dadurch nichts hinzufügen; doch wird er bei seiner bescheidenen und würdevollen Denkungsart es nicht verschmähen, auch nur um der Liebe und des Dankes willen eines ihn verehrenden Publikums sich zu bemühen. Gewiß zeigt er in der Folge, daß die Besorgnis derer ohne Grund war, welche

behaupteten: Spohr würde bald müde werden, sich dem Kleinigkeitsgeiste, dem Schlendrian und dem mit Nadelstichen neckenden bösen Unverstande entgegenzusetzen; er würde geschehen lassen, was nur mit dem Prügel zu ändern wäre, und sich endlich selbst dazu verstehen den Strom hinab zu schwimmen. Nein das ist eitele Furcht! Gewiß verfährt er anders, wird den Platz den ihm die Natur angewiesen zu behaupten, und die kleinen Krämerseelen sich zu unterwerfen wissen. „Was man immer will, geschieht."

Am 8. Oktober. — 1. Der todte Mann, Lustspiel in einem Aufzuge von Thienemann.

Die drei Personen welche in diesem Stücke vorkommen, (Hr. Heigel, Frau v. Busch und Hr. Leißring,) haben schlecht gespielt für sechs. Wer dieses Räthsel nicht zu lösen weiß, mag froh seyn; sein Leben zählt eine langweilige halbe Stunde weniger als das Meinige.

2. — Das Intermezzo, Lustspiel von Kotzebue, in fünf Aufzügen.

(Aufführung der drei ersten Akte.) Hr. Becker machte den Junker Hans, und richtiger kann man diese Rolle nicht auffassen und wiedergeben als er es that: das wohlgetroffenste Bild der herzlichsten Biederkeit, in dem Rahmen ländlicher Einfalt und Unschuld. Wo dieser Karakter den Zuhörer mehr als lächeln macht, da ist das Spiel schon verfehlt. Das Schnipp Schapp Schnurr muß Hr. Becker fertiger auszusprechen lernen; er sprach es zu langsam. Auch an dem Lirum Larum schien mir etwas zu mangeln. Für so ein Leibwort pflegt man eine eigene Livree zu haben, eine stehende Melodie die nicht modulirt werden darf; es muß einmal wie das andermal gesagt werden. — Hr. Obermayer war ein guter allerliebster Matz. — Demoiſ. Urſpruch spielte die Ernestine Seelmann. Diese ihre Bahn beginnende Künstlerin hat Gefühl, und es müßte ihr an Gelegenheit sich auszubilden durchaus mangeln, wenn sie bei ihrer Jugend und Schönheit, nicht eine gute Liebhaberin werden sollte. — Hr. Weidner als Baron Volta, machte

den Spieler von Welt mit Welt. Unserer hiesigen Schauspieler einige Unbeholfenheit (mahlerischer Styl!) kann nur darin ihren Grund haben, daß sie in keine feine Gesellschaften kommen, und vielleicht nie in Hauptstädten gelebt haben, wo auch ausser den Zirkeln die gute Lebensart sich überall umhertreibt, in Kaffehäusern und auf Promenaden. — Hr. Urspruch als Galanteriekrämer, hat seine Scene sehr gewandt und mit vieler Wahrheit dargestellt. — Hr. Böres (Kaufmannsdiener,) hätte beim Präsentiren des Wechsels sich nicht so sehr ärgern sollen, als er gethan. Bei solchen Vorfällen einer verweigerten Zahlung, bleibt man kalt und weiß was man zu thun hat, oder man erschrickt eher, und verliert die Sprache. Heftigwerden kömmt den Personen durch welche Kaufleute ihre Wechselzahlungen pflegen einkassiren zu lassen, überhaupt nicht zu. — Die drei Bettelbuben hatten für ihre traurige Verhältnisse viel zu saubere und hübsche Gesichter. —

Am 10 Okt. — 1. Die Braut von Körner.

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieser Stoff in Lustspielen behandelt wird, so mag doch wohl nicht Jeder Gefallen daran finden. Ist ein solches Verhältniß nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen sollte? Man denke sich nur die Sache von der Seite: daß der Zufall (das Schicksal im Lustspiele) darum würfele, ob ein Mädchen, Mutter oder Gattin eines Menschen werden solle, und das Freche und Unbehagliche in diesem Wettstreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leicht fließende melodische Verse zeichnen übrigens auch dieses Scherzspiel Körners vortheilhaft aus.

Graf Holm der Vater (Hr. Otto) spielte gut, und Graf Holm der Sohn (Hr. Becker) sehr gut. So viele Lebhaftigkeit und jugendliche Art sollte dieser Künstler in ähnlichen Rollen immer zeigen.

2. — Der Geizige von Moliere.

Herr Keller vom Hof-Theater zu Hannover spielte als Gast den Geizigen und leistete, erwägt man die Schwierigkeit dieser Rolle, viel mehr als das Gewöhnliche. Die Besorgniß war

auf seinem Gesichte sehr kenntlich und treu gemahlt. Er hatte im Spiele eine wohlberechnete Ruhe, etwas altfranzösisches im Anstande, vorzüglich in der Stellung der Beine, das gefiel oder hätte gefallen sollen. Er künstelte nicht zur Unzeit mit kleinlichen Schnörkeleien knauseriger Einfälle, welche den grossen treffenden Zügen der Menschennatur, wie sie Moliere entworfen doch nichts hinzuzufügen vermögen. Die Haupt-Scene: die ausbrechende Verzweiflung über den erlittenen Diebstahl gelang gut, und am Schlusse bildete Hr. Keller, vor seiner Kassette sich hinwerfend, eine schöne mahlerische Stellung.

Am 11 Okt. — 1. Das Geständniß, Lustspiel von Kotzebue.

Ursprünglich heißt dieses Stück, die Beichte; aber die Menschen sind in der Gottlosigkeit so weit gekommen, daß sie sich sogar nicht scheuen, gegen die Religion und deren Umgebungen höflich zu seyn. Wir erleben es noch, daß die Polizei verbietet Lauben auf der Bühne vorzustellen, damit die Juden nicht argwöhnen, man wolle ihr Lauberhüttenfest verspotten.

Schöne Frau Baronin, ich hätte gar vieles gegen Ihre Sittenlehre einzuwenden. Sie irren, Gnädige, wenn sie die Untreue der Männer mit der Treue der Weiber zu beschämen glauben; das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Auch könnte ich Ihnen beweisen, daß, wenn sie Ihren Mann nur etwas weniges geliebt hätten, Sie die Zeche seiner übeln Wirthschaft wenigstens nicht so freundlich lächlend, auf Ihre eigne Rechnung hätten setzen lassen. . . Aber wer möchte mit Ihnen streiten, Liebenswürdigste?

Wie einzig schön Hr. Otto und Frau v. Busch in dieser Rolle spielen, ist hinlänglich bekannt.

2. — Der Dichter und der Tonsetzer, Oper von d'Alayrac.

Die Handlung ist munter, die Verwicklung kunstvoll, die Auflösung witzig, die Musik leicht sehr leicht, gefällig, unterhaltend genug. Der Gesang der Mitspielenden war wie wir

ihn an Jedem und Jeder kennen. Uebrigens weiß man, daß die Handwerksgrenzstreitigkeiten zwischen Schauspielern und Sängern in dem Zunftsüchtigen Frankfurt, noch immer nicht geschlichtet sind. Jene wollen Diesen das Spielen nicht erlauben, das wie sie meinen ihnen allein zukäme. Die Sänger aber behaupten, sie wären allerdings auch zum Spielen berechtigt. Um indessen den Klageführenden nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, wird in der Oper so selten und verstohlen als nur möglich gespielt.

Am 15. Okt. — Maria Stuart, Trauerspiel von Schiller.

Ob die dichterische Vortreflichkeit eines Schauspieles für dessen schlechte theatralische Darstellung Ersatz gäbe, oder das durch leztere erregte Mißbehagen nur noch größer mache, darüber gelangt man nicht so gleich zur klaren Ansicht. Ich habe mich endlich für das leztere, nehmlich dafür bestimmt, daß das schlechte Spiel in einem guten Stücke am meisten unerträglich sey. Doch giebt es hier wieder ein Höhepunkt, bei dem sich die Sache umwandelt. Es können Schauspieler unter aller Beurtheilung ihr Spiel zur Parodie eines dramatischen Meisterwerks machen, und hierdurch ohne ihr Verdienst höchst ergötzlich werden. Diese Art der Unterhaltung würde die heutige Vorstellung gewährt haben, hätten alle unsere Mimen so gespielt wie Einige. Aber leider geschah es nicht, und ich vermochte darum nur die drei ersten Akte auszudauern, auf welche auch allein die nachfolgenden Bemerkungen sich beziehen. Die schlechtern Schauspieler waren es nicht, sondern die Bessern, die mich diesmal fortgetrieben.

Frau v. Paczkowska darf sich in der Darstellung der Elisabeth in die Reihe der vorderen tragischen Künstlerinnen setzen, und ihr allein verdanken wir, daß Schillers Maria Stuart wenigstens ein Monodrama blieb. Gelang ihr auch minder das, was die heuchlerische Königin scheinen wollte, darzustellen, als das was sie ist, so war doch selbst dieser Theil ihres Spiels nicht sowohl die Schattenseite, als eine

schwächer beleuchtete Gegend in einem schönen Landschaftsgemählde. Einige Bemerkungen, sollten auch rügende darunter vorkommen, können der Künstlerin beweisen, daß sie die Aufmerksamkeit an jede ihrer Reden und Bewegungen zu fesseln verstand. Bei den Worten, welche sie gegen den bewerbenden französischen Gesandten richtet:

Die Könige sind Sklaven ihres Standes.
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen —

legte sie die Hand auf's Herz. War dies recht gethan? Ich glaube nicht. Auch davon abgesehen, daß diese Bewegung zu spielen selbst die aufmerksamste Heuchelei so selten bedächtig genug ist (aus physischen und physiologischen Gründen, die hier nicht erörtert werden können) so wäre sie hier, wo Elisabeth als Königin erscheinen sollte, auch bei wahrem Gefühle, als etwas zu bürgerliches und häusliches nicht an ihrem Orte gewesen. Ueberhaupt ist dieses Fingerdeuten auf den Sitz der Gefühle, daß die Bewohner der Bretterwelt so häufig gebrauchen, etwas tadelnswerthes. Nur höchstens in der Oper beim Singen ist es zu dulden, als ein trauriger aber nothwendiger Entrechat der tanzenden Hände, ohne welchen diese nicht zum Gleichgewicht und stehen gebracht werden können. Im Schauspiele aber ist das Handaufdiebrustlegen (ein wahres Commandowort), etwas unedles und unnatürliches, das oft eine komische Wirkung hervorbringt. Es wird hierdurch die Liebe zu einer bloßen Wallung des Geblüts herabgezogen, und ihr Schmerz als ein Muskelkrampf erklärt. — In der nehmlichen Scene, da Elisabeth dem Grafen Leicester das Ordensband abnimmt, und es dem französischen Gesandten umhängt, warf Frau v. Paczkowska, als sie den bekannten Wahlspruch des Hosenbandsordens: Hony soit qui mal y pense aussprach, einen strengen zurechtweisenden Blick auf Leicester, der mißmuthig über die französische Brautbewerbung hätte dastehen sollen. Es war dies ein feiner Zug der Künstlerin, die sich dagegen beim Schluße dieser Scene sehr vergaß, indem sie, statt sich gegen die französische Herren zu verneigen, sie mit

der Hand fortweisend verabschiedete. Als vorzüglich in der Darstellung gelungen verdienen einige Stellen in dem Spiele der Frau v. P. herausgehoben zu werden. Erstens, der Schluß der Unterredung mit Mortimer, wo sie dem unerfahrnen und anscheinend arglosen Jüngling wie auf den Zehen nachschleichend, mit ihrem buhlerischen Netze zu umgarnen sucht:

Das Schweigen ist der Gott
Der Glücklichen — Die engsten Bande sinds,
Die zärtesten, die das Geheimniß stiftet!

In den Ausdruck dieser Worte und in die sie begleitenden Geberden, hatte Frau v. P. alles gelegt, was ein Weib und eine Fürstin nur lockendes und verführerisches zu bieten weiß. Die Stacheln ihres Blickes waren reich mit Rosen überhängt. Nicht die Tugend (das fühlt man schmerzlich), nur eine andere Leidenschaft, die früher vom Herzen Besitz genommen, vermag einer solchen Versuchung ohne Kampf zu widerstehen. Auch bei der Zusammenkunft mit Marie zeigte sich Frau v. P. wenigstens in mehreren Stellen als sinnreiche Künstlerin. Elisabeth, der es schwül wird unter der Maske der Gelassenheit und des Gleichmuthes, welche ihr Mariens unterwürfiges Betragen aufzwingt, sucht endlich einen Anlaß zum Lüften der Maske, gewaltsam herbeizuführen. Da beginnt sie:

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Ist's aus mit Euren Ränken? u. s. w.

und nachdem es ihr so gelungen, Marien aufzureizen, endet sie unter höhnischem Lachen mit den Worten, die auf sie selbst zurückfallen:

Jezt zeigt ihr Euer wahres
Gesicht, bis jezt war's nur die Larve.

In diese ganze Rede, so reichlich versehen mit allem was Eifersucht, Haß, Neid, Heimtücke und Schadenfreude nur Giftiges aufzutreiben vermochten, und worin Königin, Weib und Teufel so innig verschmolzen erscheint, hatte Frau v. P. alles hineingelegt, so wie auch alles wieder aus ihr genommen, was nur immer der Dichter bestrebt haben mochte. Dieses war um so schwieriger, und daher der dankbaren Anerkennung

um so würdiger, da Elisabeth nur zu der Luft sprach; denn mehr noch als im Leben stand ihr die Marie dieses Abends, im Spiele als Widersacherin gegenüber. Vor Tadel schützt sie unsere Abhärtung, wir sind nicht mehr so reizbar als sonst. Der Hunger ist auch in Kunstgenüssen ein guter Koch, und die Zeit wird nicht entbleiben, daß wir die Spartanischen Suppen unserer Bühne wohlschmeckend finden werden. Wer nur gesehen hat, wie die Schottische Königin in der eben besprochenen Scene sich abgemattet hat, um sich einen Schwung zu geben, und wie ihre Seele gleich einer Henne mit beschnittenen Flügeln auf der Bühne herumhüpfte, und nicht vermochte, nur über die Mauer des Parks aufzufliegen, der hat ihr sein Mitleid gewiß nicht versagt. Wenn unsere Theaterdirektion die Gelegenheit, die sich ihr darbietet, das schöne Duzend voll zu machen verschläft, und diese Königin Maria anzuwerben versäumt, dann dürfen wir uns glücklich schätzen. — Hr. Leicester hat den Grafen von Heigel gespielt, und mit welcher Natur, mit welcher Täuschung! Nicht der leiseste Schatten, nicht der unmerklichste Farbenpunkt dieses so schwierigen Karakters war dem Künstler entgangen. Wo Thaten sprechen, wie hier, bedarf es der Worte nicht. — Hr. Becker als Mortimer, befriedigte nur mäßig, obschon Rollen dieser Art sonst recht im Mittelpunkte seines Kunstkreises liegen. Durchaus verfehlt schien mir sein Spiel da, wo Mortimers Liebe gegen Marie bis zur wahnsinnigen Vergessenheit der äussern Welt hinaufsteigt, und er die Schmerzensreiche an seine Brust drückt. Hr. Becker war ausschlagende Flamme, und dem gemäß schreiend in seinen Reden, und voller Heftigkeit in seinen Geberden. Stille, düstre, zusammengedrängte, eingeschlossene Glut möchte wohl erforderlicher gewesen seyn. Die leidenschaftliche Umarmung der Königin durfte nur als eine sinnlose Handlung des Körpers erscheinen, welcher der Aufsicht der verirrten Seele entzogen, nach eigenem Triebe verfuhr. — Hr. Weidener machte den Burleigh nicht gut. Menschen von beträchtlicher Bosheit haben mir schon einigemal vor-

werfen lassen, daß ich mich nicht scheute, die Gerechtigkeit einem Einfalle aufzuopfern. Um wenigstens diesmal den ungerechten Vorwurf abzuhalten, will ich gestehen, daß ein Anderer gesagt hat, was folgt: Dieser Burgleigh sey nicht der Gefahr ausgesezt, von einem Landjunker, der, wie im Intermezzo, zum erstenmal das Schauspielhaus besucht, wegen des bewirkten Todes der Marie durchgeprügelt zu werden. Was ich gehört, wiederhole ich nur.

Nachzügler.

1.

Der musikalischen Welt selbst ist es vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß ein gewisser Henkel, „Wiener Congreß-Walzer" componirt hat. Bei Simrock in Bonn sind sie zu haben. Ehemals war ein Congreß ein Menuet, wo alles ehrbar und feierlich herging; man bewegte sich mit langsamen stolzen Schritten, und verlor sich nie aus dem Auge, doch so, daß man sich immer nur von der Seite ansah. In Wien ging es rascher her, man walzte bald mit diesem, bald mit jenem, und keiner blieb vom Tanze ausgeschlossen. Gegenwärtig zu Aachen, da nur vier Herrn an der Lustbarkeit Theil nehmen, wird eine Quadrille getanzt. Der nächstfolgende Congreß giebt ein Pas de deux. Unsere Enkel sehen Solo tanzen. Endlich kömmt der Teufel und spielt den Kehraus, wobei wieder alles durch einander läuft. Dann hat das politische Carneval für diese Jahreszeit ein Ende, bis eine neue Maskerade beginnt — und so geht's immer fort. Der Mensch ist zur Dienstbarkeit geboren.

2.

Man mag die Wiederaufnahme der Jesuiten in einigen Kantonen der Schweiz lästern, aber es wäre dumm darüber zu erstaunen. Es ist nur zu verwundern, daß es nicht allgemeiner geschieht. Die Aristokraten aller Orten können nichts klü-

geres thun als sich mit der Geistlichkeit zu verbinden. Zum Glücke der Welt werden die Herren darin zu spät betrauern, daß sie die stärkste Säule ihrer Throne so leichtsinnig umgeworfen haben. Römer und Griechen regierten und konnten der Priester nicht entbehren, wie wollen es die Fürsten der Gegenwart die nur zu herrschen verstehen? In dem endlosen Kampfe der menschlichen Herrschbegierde gegen die Freiheitsliebe, werden von Zeit zu Zeit die Waffen und das Schlachtfeld gewechselt, aber der Preis des Sieges bleibt unveränderlich. Zuerst verbanden sich die Fürsten mit ihren Unterthanen um die Macht des Adels zu schwächen, dann gebrauchten sie letzteren als Schutzwehr gegen die andringende Volksmenge. Für sich selbst, doch näher der Thronseite, kämpfte die Geistlichkeit. Die Fürsten behielten die Oberhand so lange sie die dem Volke abgewonnene irrdische Beute des Sieges, mit den himmlischen Schaaren ihren Bundsgenossen willig theilten. Nun haben sie aber zu unserer Zeit, nicht dem Wohle ihrer Völker etwa, sondern ihrer eignen ausschweifenden Liebe zur Unabhängigkeit, auch die Diener der Religion geopfert, und darauf wurden sie selbst überwältigt. Diejenigen die sich aus dem Sturme gerettet, verstehen noch heute das Geheimniß ihrer Schwäche nicht. Sie vergessen, daß nicht die Religion sondern die Lehrer der Religion sie gegen das Volk geschützt. Sie wollen jetzt mit dem Himmel unmittelbar Verträge abschließen, und nicht durch Gesandte; sie wollen die Gottheit ohne Priester fürchten machen, und — sie gehen zu Grunde, beharren sie darauf.

1.

Ueber das Ein- und Ausläuten bei der Ankunft und Abreise großer Herren.

Man hört doch so einmal alle Glocken zusammen, die catholischen, welche zu einer andern Zeit gehen als die lutherischen, mit diesen und den reformirten zugleich, welche manchmal wieder zu einer andern Stunde in die Kirche läuten, und wie die Glocken einer Kirche zum Dreiklange gestimmt zu sein pflegen, so erschallt hier im Geläute ein dreitöniger Einklang aller drei christlichen Konfessionen. Dies läßt sich nun freilich besser anhören, als das Gezänk unserer neuen Gottesgelehrten, will aber doch dem Herzen nicht recht gefallen, auch ganz unabhängig von den Gedanken, welche sich an die Person der Eingeläuteten knüpfen, und von der Frage, die uns ganz natürlich bei jedem Glockengeläute einfällt, ob dasselbe wol Freude oder Trauer oder gar keines von beiden bedeuten möge. Denn nur heiligen und ernsten Dingen sei ihr metallner Mund geweiht, sagte der Meister, welcher die schönste Glocke hat auferstehen lassen, die jemals in unserm Herzen lieblich nachgesungen hat, oder gewaltig nachgedrönt. Alles was aber zu einem gewissen Gebrauch geweiht ist, wenn man es zu etwas anderm oder gar zu etwas entgegengesetztem anwendet, wird entweihet oder doch gemißbraucht. Ist es nun auch keine Entweihung,

so muß es doch gewiß als ein Mißbrauch gelten, daß uns immer durch Glockengeläut ein friedlicher Angriff irgend eines großen Herrn auf die Thore einer großen oder kleinen Stadt angekündigt wird. Ja, es wäre wohl ganz am rechten Orte, und hätte gewiß seinen guten Sinn, wenn in dem einklangvollen Ziehen der hellen und tiefen Glockentöne nun Mancher in seinem Kämmerlein bliebe und betete, daß Gott der Herr doch jegliche Reise der Fürsten ihren Völkern zum Besten gedeihen lassen — und daß auch die dazu gedeihen möge, welche gegenwärtig die Glocken in Schwung gesetzt habe. Allein mit dem ersten Glockentone flieht alles aus seinem Innern und aus dem Innern seiner Häuser vom Gedanken, von der Betrachtung weg zur Beschauung. Die müßige Jugend mögte laufen; aber auch das thätige Alter wird oft gestöhrt und fortgerissen und selbst der Großvater im Sorgestuhl, welcher eben den neugierigen Ungestüm seines Enkels schalt, arbeitet sich zum Fenster und schaut ihm nach, bleibt aber auch im Fenster liegen, wenn er ihn schon lange nicht mehr sehen kann. Eine Zeitlang stockte die Regung der bürgerlichen Nahrungsthätigkeit durch die ganze Stadt hin; im Geiste des Gelehrten jedes Zeichens wird die Folge eines heilbringenden Denkens unterbrochen, und wer im Begriffe war eine gute Handlung zu begehen, der verschiebt sie gewiß.

So hat das Glockengeläute in einer Stadt oder auch nur in einem Dorfe unverkennbare und allgemeine eigene Wirkungen auf das Inwendige der Häuser oder auf das Innere der Gemüther. Der Gegensatz von Freud' und Leid, welchen es bei den Begebenheiten des Tages vereinigt, die einen Bezug auf die Religion haben, ist auch in dem Ein- und Ausläuten großer Herren enthalten; aber wer steht uns hier vor Verwechselung? Das Todtengeläute hingegen kennt der in dem Klange seiner Stadtglocken bewanderte Bürger trefflich und denkt: nun da ist auch wieder einmal ein Glücklicher mehr. Der Greis, der nicht mehr zur Kirche gehen kann, faltet in währendem Läuten seine Hände, und betet stille für sich, in-

deß sich die Seinigen zum Kirchgange bereiten, und wenn sie fort sind, und alles ruhig um ihn her geworden ist, so nimmt er wol ein frommes Buch zur Hand, das ihm die gezwungen entbehrte Predigt halten muß und ersetzen. Es war aber das Läuten der Glocken, das ihn so andächtig stimmte, dies soll uns überhaupt keinen andern Gedanken zutragen als den Gedanken an Gott, und das thut er gewiß überall wo man sich bescheidet, daß die Fürsten der Erde kein Zeichen göttlicher Ehre anzusprechen haben. Selbst wer sich am Sonntage Morgen mehr als andern Tagen in hauswirthschaftlichen Geschäften rühren muß summt wohl leise für sich, um dem Vorwurf seines spärlichen Kirchgehens zu begütigen, im Tone der Kirchenglocken ein geistliches Lied, wenn er auch die Verse nicht auswendig weiß. Wie werden aber diese schönen Wirkungen mit der Bestimmung des Kirchengeläutes entstellt? Ach, denkt der alte Großvater, nachdem er genug d.h. nichts gesehen, und seinen gewohnten Sitz wieder gesucht hat, was mag in diesem Augenblick von Postillonen und Fuhrkommissären geflucht werden und die Postpferde, wenn sie es verstehen könnten, würden dies Geläute gewiß für ein Trauergeläute halten, wie denn auch wol für einige von ihnen eine Todtenglocke darunter sein mag. Zwar steht in der Bibel: der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes; aber die Fürsten fahren ja auch nicht mit ihren eigenen Pferden und den Eigenthümern werden die zu Tode gefahrenen ersetzt, so daß Mancher sich freuen mag, eines der seinigen bei einer so ehrenvollen Veranlassung und gegen eine so vortheilhafte Erstattungssumme aufzuopfern. Wir wollen daher nicht glauben, daß es Verzweiflung war, wenn einer der fahrenden Bauern gesagt haben soll, ihm liege nichts dran, ob ihm ein Pferd diese Fuhrstrecke drauf gienge oder nicht.

Aber das glauben wir, daß dieß Uebertreiben der Pferde auf den Reisen der Gewaltigen und besonders ihr feierliches und räthselhaftes Ein- und Ausläuten napoleonischen Ursprungs sei, wie denn überhaupt der Zuchtmeister, dem wir

dasselbe zuschreiben, für mancherlei Ausdruck unsres Schmerzes, den wir uns selbst erfanden, uns auch wieder vielerlei neue Zeichen ganz neuer Freuden und natürlich nicht ohne Peitsche eingehetzt hat. Diesen Ursprung behaupten wir einem Gewährsmann entgegen, welcher uns aus eignem Ohrenzeugniß die Ueblichkeit des Einläutens deutscher Kaiser bei ihrem Heranzuge gegen Frankfurt berichtet, ja seine Versicherung steht unsrer Meinung gar nicht im Wege, welche beständig dahin geht, daß das Geläute der Kirchenglocken nur frommen und religiösen Feierlichkeiten, Zwecken und Gebräuchen, seiner anfänglichen und reinen Bestimmung nach, dienen könne. Es war aber eine halb religiöse halb politische Feierlichkeit, welche sich mit dem Einzuge des zu erwählenden deutschen Kaisers in Frankfurt eröffnete, und wir werden nicht über Leichtsinn in der Anwendung gottesdienstlicher Feierlichkeiten auf die Diener Gottes klagen, wenn wir einmal bei derselben Gelegenheit die herrliche Dreieinigkeit des Glockengeläutes in der alten Wahlstadt vernehmen sollten. Mögte lieber noch das gezwungene Illuminiren im Schwange gehen als dies ungezwungene und unehrerbietige Geläut, welches nur die Neugierigen in die Fenster ruft und diese mit schönen Weiberaugen erleuchtet. Aber freilich der Klang des Goldes ist nicht das Gold selbst, und man schafft lieber eine Ausgabe ab als einen Fehler.

Wir haben manches alte Sprüchlein gelesen auf den Glocken Deutschlands, welches dem kunstfertigen Meister nicht minder zur Ehre gereicht als dem verständigen Anordner; aber keines gefunden, in welchem der Dienst der Glocken weltlichen Zwecken zugeschrieben worden wäre. Dies beweist schon die sorgfältige Absonderung der Feuer- und Sturmglocken, welche an vielen Orten sogar nicht einmal mit in der gewöhnlichen Glockenstube hängen und nicht getauft zu sein pflegen. Mit Bänglichkeit blickt man in den abgeschiedenen Raum, in welchem die schreckenvolle Stimme dieser Unglücksbotin schweigt. Wer wird es läugnen? es verbindet

sich mit den Kirchenglocken eine eigene Verehrung. Es scheinen höhere Kräfte in ihnen zu ruhen, welche die Menschenhand zwar zu erregen aber nicht zu lenken vermag. Die Kunstmäßigkeit der Verfertigung, die Heiligung einer religiösen Weihe und Taufe, die Ehrwürdigkeit des Gebrauchs, die wunderbare Mannichfaltigkeit und Gewalt ihrer Wirkungen von der stillen und hohen Glockenstube hernieder: alles dies erhöht sie weit über die ehrgeizigen Wünsche der Menschen, umgiebt mit einer frommen Scheu das besonderen Händen anvertraute Seil, welches sie in Schwung setzt, und läßt es nicht herunterhängen in die Bewegungen und Leidenschaften des weltlichen Lebens.

Laßt uns also lieber um so viel mehr mit Kanonen feuern, wenn Kaiser und Könige bei uns durchziehen, so daß sie nicht hören können, wie ehrfürchtig wir unsere Glocken schweigen lassen, und wollen diese dann mit sanftem Dröhnen dem Freudendonner des Geschützes antworten, so laßt uns froh wünschen und hoffen, daß auch dieses „Freude unsrer Stadt bedeute."

L. K.

II.

Briefe über Deutschland.

(Aus der Minerve Française.)

Nro 4.

Frankfurt, den 30. Oktober 1818.

Die Bundesversammlung hat Ferien gemacht, die bis zur Mitte Januars dauern werden. Man wird wahrscheinlich die Deutschen förmlich davon unterrichten, denn sonst würden diese, welche nicht darauf verfallen können, daß die Bundestagsgeschäfte unterbrochen worden sind, noch lange nach

dem Schlusse der Versammlung fortfahren, sich an dieselbe, wie in dem Laufe einer Sitzung, vertrauungsvoll mit ihren Angelegenheiten zu wenden. Eine gesandtschaftliche Person sagte spaßhaft genug, daß auch in den Ferien die Geschäfte ihren gewöhnlichen Gang gehen würden. Ich glaube, daß die Mehrzahl der Bittsteller diese Ansicht theilt. Die Bundesversammlung kann, so lange als sie Lust hat, sich ausruhen, ohne zu fürchten, Jenen hierdurch Schaden zu bringen, und es wäre genug, wenn sie alle Jahre nur auf einige Wochen sich vereinigte, um von den eingegangenen Gesuchen Bescheinigung zu geben, und um das Recht sich zu versammeln, das ihr verfassungsmäßig zusteht, nicht ausser Uebung kommen zu lassen. Die Minister aus welchen sie besteht, würden hierdurch eine kostbare Zeit ersparen, und die Strengsittlichen die von einer Bundesvertretung wenigstens den Schein des Anstandes fodern, kein Wort der Einwendung finden können. Die diplomatischen Noten, durch welche die Kabinette mit einander unterhandeln, würden den ganzen Umweg gewinnen, den sie jetzt durch das Zieheisen der Bundesversammlung zu machen haben, und die Fürsten hätten das Vergnügen, viel früher als bisher zu erfahren, daß sie über die meisten Gegenstände von allgemeinen Interesse sich unmöglich vereinigen können. So hat es mehr als acht Monate Zeit gekostet, um über das Militär-Wesen des Bundes nichts zu beschließen; ich behaupte, daß man dasselbe Resultat durch die unmittelbare Verhandlung der Höfe, in weniger als sechs Wochen erlangt hätte. Die Frage von der Unterhaltung der Festungen, worüber man schon seit einiger Zeit streitet, wird vielleicht noch einen Drittheil der nächsten Sitzung beschäftigen, ehe alle Minister von der Unverträglichkeit ihrer verschiedenen Ansprüche sich völlig überzeugt haben werden. Auch hätten sich gewiß schon die Regierungen von dieser unverkennbaren Wahrheit durchdrungen gefühlt, wären die Verhandlungen, wie üblich, den an jedem Hofe angestellten Gesandtschaften, überlassen geblieben. Fügen

Sie, zu diesem Vortheile einer schnellern Beförderung, noch die politische Schicklichkeit, welche die Verheimlichung oft allzulebhafter Zwiste räthlich macht, damit die Menschen keine irrige Folgerungen daraus ziehen, und Sie werden meinen Vorschlag nicht so verwerflich finden, als er anfänglich erscheinen mag.

Alle die, welche ihre Gesuche bei der Bundesversammlung eingereicht haben, scheinen über diesen Punkt meine Ansicht zu theilen. Denn sie haben sich damit zu gleicher Zeit an den Congreß gewendet, ohngeachtet dieser die Gegenstände, mit welchen er sich ausschließlich beschäftigen würde, offiziel bekannt gemacht hatte. Die nach Aachen gelangten Bittschriften steigen in die Tausende, und man versichert, daß funfzig Schreiber, die sich täglich in einem großen Gebäude versammeln, kaum hinreichen sie alle zu Protokoll zu nehmen. Es ist zu fürchten, daß man wegen der anerkannten Unmöglichkeit, über so viele Denkschriften etwas festzusetzen, man den Beschluß fasse, gar keine zu erledigen, und man alles verschiebe um den Schein irgend einer Vorliebe zu vermeiden. Diese Entschließung, so unumgänglich sie auch seyn mag, wird sehr traurige Folgen haben, wenn nicht die Fürsten zu gleicher Zeit einige aber wirksame Maasregeln ergreifen, damit Deutschland endlich aus der Verwirrung herausgehe, in welcher es schon vier Jahre verstrickt ist. Die Bundesversammlung ist ohne Macht, und sieht dieses selbst ein. Das Unvollständige und Dunkle der Bundesakte verstattet alle Auslegungen und begünstigt jede Ausflucht. Diesseits eines Stromes, sträubt sich ein Volkshaufe stöhnender Leibeignen, fruchtlos gegen die Fesseln der Feudalverfassung; jenseits genießen Bürger, in den Besitz ihrer Naturrechte zurückgekehrt, im Frieden die Erstlinge des repräsentativen Regierungssystems. Hier, macht eine Verfassung, die halb aus freisinnigen Verleihungen, halb aus gothischen Einrichtungen besteht, die entgegengesetztesten Parteien zugleich mißmuthig; dort ist die Selbstherrschaft nur durch die persönliche Ge-

müthsart des Fürsten, und durch die sittliche Macht der öffentlichen Meinung beschränkt. Bei diesen Verhältnissen besteht ein deutsches Reich nur durch die Einheit seiner Sprache, und vermöge der logischen Erklärung der Politik: allein es bildet weder in Bezug auf das Ausland eine Macht, noch in Bezug auf die Einwohner ein Vaterland. Deutschland ist ein großer Körper, der aus Gliedern besteht, die weder Verhältniß noch Thatkraft haben, und nur durch den Schmerz an ihren Zusammenhang erinnert werden. Zwei mächtige Erwägungen, erheischen den Wiederaufbau des deutschen Reichs, auf Grundfesten, welche dem Geiste der Zeit und den Einsichten der Nation entsprechen. Die erstere bezieht sich auf das Interesse der Fürsten, denen viel daran gelegen seyn muß, verderbliche Bewegungen zu verhüten, die andere auf Deutschland selbst, in seiner Territorial-Einheit betrachtet. Auseinander gerissen wie es gegenwärtig ist, durch die Verschiedenheit seiner Gesetzgebung und den Mangel einer Bundeskette, werden die Brüche aus welchen es noch besteht, bald dahin führen, daß die letzten Reste der Verwandtschaft die sich noch in den Sitten finden, endlich auch verloren gehen, und Deutschland wird mehr oder weniger das Schicksal Italiens erleiden, das, in verschiedene einander fremde Staaten zerfällt, und nur noch in der Einheit seiner Sprachformen, Spuren seiner ehemaligen Gemeinvolksthümlichkeit auffinden kann. Eine repräsentative Centralversammlung, die nicht blos aus fürstlichen Gesandten sondern aus Abgeordneten bestünde, die jeder Bundesstaat sich frei gewählt hätte, würde das wirksamste Mittel werden, so viele unzusammenstimmende Parteien, in einen starken und dauernden Einklang zu bringen, indem hierdurch aus den zusammentreffenden getheilten Interessen, ein gemeinschaftliches Interesse gebildet würde. Diese Idee die dem Obersten Massenbach gehört, ist nicht so keck, als man zu glauben sich anstellte: sie trifft mit den bestehenden Souveränitäten nicht feindlich zusammen, sondern bietet ihnen vielmehr eine feste und

rechtmäßige Stütze an. Die höchste Regierungsgewalt würde auf diese Weise, indem jeder Staat an der allgemeinen Nationalmacht Theil nähme, überall ohne Widerspruch ausgeübt werden. Die Feudalvorrechte, zum gemeinschaftlichen Gewinnste der Fürsten und ihrer Unterthanen aufgehoben, würden ohne Gewaltthätigkeit und auf immer verschwinden, und die Deutschen, von Gesetzen beherrscht, die der allgemeine Wille gab, würden indem sie alle Bürger würden, alle ihr Vaterland lieben lernen.

Ein Blick auf den Staat Deutschlands, wo die Landplage der unumschränkten Gewalt, am heftigsten wüthet, wird es Ihnen fühlbarer machen, wie nothwendig eine durchaus neue Gesetzgebung sei, die sich von der Weisheit und vielleicht von der Klugheit der Fürsten auch erwarten läßt. Sie errathen schon, daß ich von dem Kurfürstenthum Hessen reden will, welches seit fünf Jahren durch das Unglück der Westphälischen Domainenkäufer so viel von sich sprechen gemacht. Dieses Ländchen war in der That nur sehr wenig bekannt, und besonders die Franzosen, haben dessen Daseyn nur aus einigen Witzreden Voltaire's über die Unfruchtbarkeit seines Bodens und die Rauheit seiner Bewohner, kennen gelernt. Gegenwärtig macht Hessen für sich allein, der Bundesversammlung mehr zu schaffen als alle übrige deutsche Staaten; es fesselt die Aufmerksamkeit der ausgezeichnetsten Staatsrechtslehrer, und es geht kein Tag vorüber, daß nicht einige Blätter ihm einen Artikel weihen, der überall begierig gelesen wird. Nirgends war der Sieg der alten Zeit über die neue vollständiger und ausgesprochener als in Hessen, und nirgends wurde die Krebspolitik mit größerer Hartnäckigkeit befolgt. Man sollte glauben ein Heer von Epimenides habe das Kurfürstenthum erobert. Alles was der König von Westphalen, dem Volkswillen huldigend, für die öffentliche Freiheit gethan hatte, wurde mit einem Schlage vernichtet, und die neue Regierung hat nur das beibehalten, was die alte hätte aufheben sollen. Alle königliche Dekrete, über die

Abschaffung des Lehnwesens, den Loskauf des Grundzinses, die Aufhebung der Frohnen und Banherrlichkeiten, die der Zünfte und Handwerksgeschwornen, über die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze, die allgemeine Freiheit des Handels, vorzüglich den mit Getraide, die Theilnahme der Juden an den politischen und Bürgerrechten; alle diese Dekrete wurden durch eine einzige Verordnung aufgehoben, und als nichtig und nie dagewesen angesehen. Das gerichtliche Verfahren und die Verwaltungsordnung, nach dem Muster Frankreichs eingerichtet, wurden wieder nach dem alten Fuße hergestellt. Das Geschwornengericht verschwand, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen hörte auf, und der Fürst, wieder im Besitze des Rechtes in letzter Instanz zu sprechen, verwandelt, mildert oder schärft, in seiner Eigenschaft als Oberrichter, die von seinen Tribunälen gefällten Urtheile. Man braucht nicht erst zu fragen, ob in einem so eingerichteten Staate Preßfreiheit bestehe. Auch unter den eigenmächtigsten Regierungen, begnügt man sich die Schriften die man fürchtet zu unterdrücken, und unnachgiebige Schriftsteller zu bestrafen; allein ich wüßte nicht, daß man je durch ein förmliches Gesetz, ein strenges Stillschweigen über alle Regierungsangelegenheiten aufgelegt habe. Dieses hat man nur erst im Kurfürstenthum Hessen gesehen, wo es allen Bürgern scharf anbefohlen worden, zu leiden ohne sich zu beklagen, und alles zu sehen ohne zu vernünfteln. Diese Zurückhaltung wird nicht blos rücksichtlich der Handlungen die unmittelbar vom Fürsten ausgehen, gefodert; sondern auch alle Minister, der Staatsrath, die Verwaltungsbehörden und selbst die Amtleute, theilen mit dem Souveraine das Vorrecht der Unverletzbarkeit. Mehrere Schriftsteller, welche diese Verordnung glaubten überschreiten zu dürfen, haben es zu bereuen gehabt; man hat sie aus Hessen verbannt, und sie haben vergleichungsweise diese Strafe sehr milde finden müssen, weil sie auch solchen Personen aufgelegt worden, die blos in Verdacht gekommen waren, sie hätten die Absicht ge-

habt, gegen die Regierung zu schreiben. Diese Thatsachen sind im ganzen Deutschland bekannt, und in allen Journalen aufgezeichnet, welche, wie ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, wechselseitig eine ziemlich grosse Freiheit geniessen, über die Regierungen unter welchen sie nicht erscheinen, sich zu äussern. Diese Freiheit, die Hessische Regierung zu beurtheilen, die man überall, nur in Hessen selbst nicht, ausübt, wirft alle die Grundsätze über den Haufen, durch welche man dieses Land der Einwirkung, der Aufklärung und dem Stoße der öffentlichen Meinung entziehen möchte. Hessen wird vom übrigen Deutschland mit fortgezogen, und keine Anstrengung wird das Tageslicht das von allen Seiten herbeiströmt, aufzuhalten vermögen. Die Regierung, die sich einer solchen Hoffnung hat hingeben können, gleicht so ziemlich einem Menschen, der, von Fackeln umringt, sich einbildete die Finsterniß wieder herstellen zu können, indem er das Licht in seiner Hand auslöschte. Indessen kann man doch nur einem solchen Anschlage, so unbegreiflich er auch seyn mag, eine neue Verordnung beimessen, die über die Universität ergangen ist. Der Kurfürst hat befohlen, daß diese künftig nur von Söhnen der Räthe oder Anderer die im Staate gleichen Rang genießen, besucht werden dürfte. Nur die Pfarrer sind hiervon ausgenommen; diese behalten das Recht, den ältesten ihrer Söhne auf die Akademie zu schicken; die Nachgeborenen aber müssen allem gelehrten Unterrichte durchaus entsagen. Sie werden diese Stelle meines Briefes mehremal lesen, ehe Sie sich entschließen können, ihr Glauben beizumessen, und ich selbst mußte diese Verordnung vor Augen haben um überzeugt zu seyn. In der That, was beabsichtigte man hiermit? Wollte man etwa, daß künftig alle Staatsämter ausschließlich von Edelleuten verwaltet würden, und daß das Volk, zu einem blos thierischen Zustande beschränkt, gesetzlich seiner Rechte beraubt werden könnte, weil ihm wirklich das Vermögen fehlte, sie auszuüben? Allein war hierzu nöthig aus dem gelehrten Unterrichte ein Vorrecht

zu machen? Werden die schwierigsten Aemter in dem größten Theile Deutschlands, nicht noch täglich adeligen Dummköpfen, mit Hintenansetzung unterrichteter Bürgersleute anvertraut? Glaubte man, daß die jungen Patrizier mit weniger Fähigkeit auf die Welt kämen, und es darum billig sei, dieses Mißverhältniß durch eine sorgfältigere Erziehung auszugleichen? Allein diese Voraussetzung würde eine achtungsvolle Menschenklasse beschimpfen, sie stößt übrigens gegen den Grundsatz der natürlichen Gleichheit an, und nichts beweist, daß die Einsicht eines Edelmannes im allgemeinen schwerfälliger sei, als die eines Bürgerlichen. Man könnte sich auch dann betrogen haben, wenn man diese wunderliche Verordnung in der Absicht erlassen hätte, die unumschränkte Gewalt durch die Verfinsterung derjenigen die zum Gehorchen bestimmt sind, stärker zu machen. Wer weiß wessen ein aufgeklärter Adel fähig werden könnte, wer weiß ob er nicht an den Quellen der Wissenschaft auch die Vaterlandsliebe schöpfen würde? Das Licht das schneller hinab als hinauf steigt, würde bald die untersten Klassen der Gesellschaft erreichen, so sehr man sich auch bemühen möchte sie gegen dieses ansteckende Uebel zu sichern, und die Sorge die man nehme die Finsterniß die das Volk umgiebt zu verdicken, würde nur dazu dienen, die Nacht aufzuhellen. Ich gestehe, daß ich an der Stelle der Urheber jener Verordnung, viel lieber sämmtliche Schulen des Kurfürstenthums geschlossen hätte. Das würde vielleicht einige Mißverhältnisse herbeigeführt haben, aber man findet deren überall, und halbe Maasregeln ergreifen, ist das schlimmste was man thun kann. Die jungen Edelleute, in der Folge zu den Aemtern berufen, würden sich nicht übler als ihre Väter aus der Sache ziehen, und, da alsdann die Unwissenheit allgemein wäre, so würden die Bürgerlichen, wenigstens unter einer Beziehung, das Vergnügen der Gleichheit genießen.

Die Zerstörung alles öffentlichen Unterrichts, würde der unumschränkten Macht um so ersprieslicher seyn, da die Uni-

versitäten welche ihn in Deutschland ausbreiten, zugleicher Zeit die Zufluchtstätte und der schützende Altar der Freiheit sind. Die Universitäten, die ihre ursprüngliche Einrichtung nicht verändert haben, bilden jetzt einen Wall gegen die Barbarei, deren Zeugniß und Denkmal sie sind. Eine Körperschaft die ihre eigne Gesetze und Gerichtsbarkeit hat, ihre Mitglieder einem besondern Eide unterwirft, und die einen Staat im Staate bildet, würde in jedem gesetzlich angeordneten Gemeinwesen etwas Mißgestaltetes seyn; in Deutschland ist sie ein Wall gegen die Zwingherrschaft, eine heilsame geschlossene Verbindung, in deren Mitte sich die hochherzige Gedanken immer fort erneuern. Die Gemeinde der Studenten bildet ein stehendes Heer, das mit der Unabhängigkeit, welche aus ihrer eignen Verfassung und aus jener Unverletzbarkeit entspringt, die ein langer Besitz immer gewährt, für die Eroberung der Volksrechte kämpft. Aus der Mitte dieser Jugend, der Gleichheit ihrer Richtschnur und der Freiheit ihrer Vorrechte leidenschaftlich zugethan, sprühen alle die Funken, welche das Licht in der ganzen Nation ausstreuen werden. Ihr, der Thatkraft die sie entwickelt hat, der gebietenden Stellung die sie zu behaupten wußte, wird Deutschlaud eines Tags, den Sieg und die Annahme der constitutionellen Grundsätze zu verdanken haben. Diesen Einfluß den die Universitäten auf den öffentlichen Geist ausüben, ist denen welchen dieser Geist im Wege steht nicht entgangen, und man hat alles angewendet ihn unwirksam zu machen. Der Oestreichische Beobachter und alle übrigen Journale der Finsterlinge, wiederholen den Studenten unaufhörlich, daß sie sich mit Unrecht in die Staatsgeschäfte mischen, und daß die Politik sie nichts angehe. Man würde es freilich bequemer finden, daß sie sich mit Syllogismen und Categorien beschäftigten; aber die schöne Zeit dieser Abstractionen ist nicht mehr. Man bekümmert sich heutiges Tages weit weniger um die vorherbestimmte Harmonie, als um Fragen welche die gesellschaftliche Ordnung be-

treffen, und man giebt gerne alle Monaden für ein Axiom der Gesetzgebung hin. Die Metaphysik könnte freilich etwas dabei verlieren, allein das Vaterland würde gewinnen; man würde weniger Pedanten und mehr Bürger haben. Sie wissen, wie streng man die Zusammenkunft verdammte, die im vorigen Jahre auf der Wartburg bei Eisenach statt gefunden hatte, und wo durch Abgeordnete der verschiedenen deutschen Universitäten die enge Verbindung sämmtlicher Studenten feyerlich verkündigt worden war. Sehr heftige Noten wurden von mehreren Höfen an den Weimarischen, der jene Zusammenkunft verstattet hat, erlassen. Sogar leitete man zu Berlin und anderwärts gegen mehrere Studenten, die beschuldigt worden waren, die deutsche Bundesakte und mehrere der Wiener Congreß-Beschlüsse ins Feuer geworfen zu haben, eine förmliche Untersuchung ein. In Wahrheit fand das Feuergericht nur rücksichtlich einiger antiliberalen Schriften statt, die eine solche Ehre gewiß nicht verdient hatten. Die Studenten bekannten in den Verhören denen man sie unterwarf, daß sie sich versammelt hatten, um die klägliche Lage Deutschlands in Erwägnng zu ziehen und um auf Mittel zu denken in allen Staaten, die Einführung der von den Fürsten feyerlich zugesagten Konstitutionen, zu beschleunigen. Die aus Leidenschaft angefangenen Prozesse wurden aus Klugheit aufgegeben: man fühlte die Gefahr sich mit einer Körperschaft, welche die ganze Zukunft in sich trägt, feindlich einzulassen, und man begnügte sich Maasregeln zur Verhütung ähnlicher Zusammenkünfte, zu ergreifen. Allein, statt solche unschädliche Versammlungen gewaltsam zu verhindern, hätte man besser gethan, ihre Veranlassungen aus dem Wege zu räumen, indem man bedächte, daß die zurückgetretene Meinungen am gefährlichsten sind, und deren Bösartigkeit am schwersten überwunden werden kann. Der Aufruhr der Göttinger Universität, hat von neuem bewiesen, wie fruchtlos alle Anordnungen sind, durch welche man versucht, unter den Studenten den Gemeingeist zu zer-

stören, der aus ihnen eine Macht im deutschen Volke bildet. Alle, bis auf die Hanoveraner, die man durch Androhung der strengsten Strafen, zurückgehalten hat, haben Göttingen verlassen, und die jungen Fürsten Reuß und Salm, welche zur Fortsetzung ihrer Studien dort zurückgeblieben waren, mußten Schutz gegen die höhnende Mißbilligung ihrer Kameraden, unter der Obrigkeit suchen.

Die Vereinigung auf der Wartburg, zu welcher die Jahresfeyer des 18. Oktobers mehr Vorwand als Anlaß war, ist diesmal nicht erneuert worden. Der 18. Oktober ist übrigens nur an wenigen Orten gefeyert worden. Man hat bemerkt, daß der Großherzog von Weimar, nur in der kleinen Stadt Jena, öffentliche Festlichkeiten verstattet hatte. Die Frankfurter hingegen haben sich sehr erlustigt. Militärische Evolutionen, Tänze, Glockengeläute und Trompetengeschmetter, nichts wurde vergessen. Man fand besonders an einer Dithyrambe seine Freude, die in Gegenwart der vereinigten Armeen der Republik abdeklamirt worden, und die mit folgenden Worten begann: Wir feyern den Sieg der Leipziger Schlacht; was hat sie uns Gutes gebracht? u. s. w. Jetzt werden darin alle Vortheile aufgezählt, welche Deutschland, dem Glücke jenes Tages verdankt. Man hätte freilich dabei bemerken können, daß das Frankfurter Contingent zu jener Zeit in den Reihen des französischen Heeres gedient hat; aber die Vaterlandsliebe der Frankfurter nimmt das nicht so genau.

III.

Geschichten, Sagen und Meinungen.

Deutsche Demuth. — Als jüngst der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, er habe die Ehre gehabt mit dem Könige

von Frankreich zu Mittag zu essen. Eine deutsche Zeitung keifte etwas über solche leichtfertige unumständliche Rede. „So spricht eine Zeitung der civilisirtesten Nation in Europa von ihren Gästen!" rief sie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne sich bewegte, war schön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutschen läßt uns schmollen, daß sie nicht zu seyn wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maas der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einen fremden Fürsten schuldig ist, nicht gehörig beachtet worden, was ist tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberschreitung jenes Maases? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich, einen König dessen siegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkosen verschmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten seines Glanzes, die Staaten seiner Bundesfreunde durchreiste, der Zeitungsschreiber irgend einer Residenz zu sagen gewagt: Der Kaiser von Frankreich habe die Ehre gehabt mit dem Könige zu speisen, beim Himmel! alle deutsche Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu versöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeschrieben. Also die Preußen, die wären eine „civilisirte Nation," weil sie 1806. am Abende des Einzugs Napoleon's in Berlin, die Stadt auf's prächtigste beleuchtet hätten? (Die Nachwelt wird dieses als ein Ammenmährchen belächeln!). Also die Deutschen wären „civilisirter" als die Franzosen, weil sie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüstete von Paris nach Petersburg zu reisen, sie mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm sprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Register darüber führen würden, wo Allerhöchstdieselben jede Nacht zu schlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu steigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa, zu Allerhöchstderen Dienste gebraucht worden wären? Ein Volk das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht als seinen eignen bezeigt, verräth hierdurch, daß es

in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, sondern nur die Fürstlichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es giebt deutsche Blätter, die nie von dem vielen was in englischen Hochherziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jezt verstorbenen Königin von England, uns Monate lang, täglich die genauesten Berichte lieferten. Es giebt deutsche Blätter, die vierzehn hintereinander folgende Tage, von einer todten Prinzessin, und von den Lichtern sprechen die bei ihrer Bahre gebrannt, und wie viel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputirtenkammer blitzen, und Gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schweigen. Es giebt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel, so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eignen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutsche Volk schmiegt und windet sich, als wäre es der Hofmarschall Kalb bei allen Fürsten Europens. Es ist ein gemeines Wesen unter uns, aber kein Gemeinwesen.

Der heilige Bund. — Der Fürst von Leyen hat zu Aachen eine Denkschrift eingereicht, in welcher er eine Entschädigung für seine verlornen landesherrlichen Einkünfte anspricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Christenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere, aufhöre, und die Gerechtigkeit allein herrsche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes, voller Ehrfurcht und Bewunderung, sinnend stehen; aber ein menschenfreundliches besorgtes Herz, läßt sich dennoch von der Furcht überschleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine schmale Fußbreite Abweichung, von der wahre

Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund stürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrags, immer den Fürsten die ihn geschlossen, allein überlassen, dann wäre nichts zu fürchten als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dolmetschern ihres Willens, hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündnisses, gefordert, bewilligt, oder versagt werden. Keiner, auch noch so voll des billigen Argwohns, gegen die Versprechungen irrdischer Machthaber, verkennt das schöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexander's lodert, und das die Menschheit läutern würde, wäre dieser Fürst nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geschehen, daß die stille reine Quelle seines frommen Herzens, zu einem Strome fortgerissen worden, der nun alle europäische Höfe durchfließt, wo auch das klarste Wasser getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durstes gebraucht, sondern nur als eine schnellere Straße die zu selbstsüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden so viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelassen? Alexander's einsames Beispiel, hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß seiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber bestehen die Grundsätze, von welchen der Fürst v. Leyen Ersatz für seine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit ist es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündnisses sich verpflichteten? Die himmlische kann es nicht seyn, denn die Verwaltung dieser wird kein schwacher Mensch zu übernehmen sich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit ist es nicht, denn diese, die ausgleichende, zerstört um zu schaffen, nimmt um zu geben, raubt um zu bezahlen. Die menschliche, welche nichts vermag als den Besitz zu heiligen und das Bestehende zu schonen, ist's, die man angelobt, den Willen

gehabt haben konnte. Aber diese Gerechtigkeit, wenn sie weiter als über die Verhältnisse der Einzelnen, wenn sie über die der Völker und Staaten sich erstreckt, ist unheilbringender als die schnödeste Willkühr. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, sie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit, und schmiedet das Schicksal unsterblicher Völker, an vergängliche Fürstengeschlechter fest.

Der heilige Bund ist ein goldener Becher, der, gemeinschaftliches Eigenthum aller europäischen Regierungen ist, und den jeder Berechtigte, sobald ihn durstet, mit dem Getränke nach welchem ihm gelüstet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil ist ihm längst gesprochen: Die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nord-Amerika, sind ihm nicht beigetreten.

Napoleon. — Ich werde etwas schauerlich seyn in dieser Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es ist alles nur Spas. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jezt Bonaparte, aber warum wollen wir diesen ruchlosen fluchbeladenen Mann, nicht mit dem Namen, unter welchem er sich gegen die Menschheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrschsüchtig, eigenmächtig, schlecht und trugvoll. Darum führe er seinen Fürstennamen fort und alle Zwingherren sollen so genannt werden, damit die kommende Geschlechter erfahren, daß wir nicht blos den Tyrannen, sondern auch die Tyrannei verabscheuet haben. Sie sagten neulich, der Gefangene auf Helena habe sich befreien wollen. — Dieser sein Wunsch ist natürlich. Sie haben ihn fest gehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn strenger bewachen — man thut Recht daran. Aber sie fürchten seine Entweichung, und das ist lächerlich; aber sie zittern vor ihm, und das ist abgeschmackt. Ist diese Eiche Europa so ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage, sie schon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feind-

lich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei stünde! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch gewesen was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigesinnter, edelmüthiger Mann, selbst dann hätte er zum Wohle der Europäischen Menschheit nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er, auf unsern phlegmatischen, dickbäuchigen, alternden Welttheil, anders als zerstörend hätte einwirken können. Was sollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzosen sind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfassung, und dieses Volk findet in dem Bestreben nach Erweiterung und Befestigung seiner Freiheit, Nahrung für seine Regsamkeit auf Jahrhunderte, so daß es gewiß keinem eroberungssüchtigen Fürsten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu ködern. Wo aber sonst in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie ist es also möglich, daß der bloße Schall eines Namens, der so weit über's Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann!

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Cases und Andere, viele Klagen über die üble Behandlung die er von Sir Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten lassen. Weichherzige, auch edelmüthige Menschen, sind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet; welche andere Sicherheit, gegen die Entweichung dieses furchtbaren Mannes, gäbe es, als die rohe Henkersseele seines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeschichte nicht im Käfig haben. Der Mensch hat schwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige belohnende Lächlen eines Bathurst, und die Ehre des Hosenbandordens, ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüsten, seinen Ruf an einen unsterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann, ein leiser Ruck der Finger, und Europa bebte von Ost nach West. Denke ja keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu,

durch eine solche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann sich blenden lassen, man kann sich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts weiteres gewonnen, als daß die Zentner-Last der Noth, in die Hundert Pfunde mannichfaltiger Nöthen zerschlagen worden ist. Und Frankreich selbst, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen solchen zu stürzen haben? Er war der Blut-Igel dieses fiebernden vollblütigen Körpers, und nachdem er sich angesogen, fühlte sich der Leib gesund und frei. Er war von vier französischen Königs-Dynastien und allen Revolutionsherrschern der letzte Kopf, dem die zusammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verlosch die Leibrente der Knechtschaft.

Es giebt große Gedanken, die in der Brust eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleon's ist ein solcher. Wollt Ihr Europa alles demokratischen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden sämmtliche Schreier nach Verfassung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräsentation, und wie sonst noch die krankhaften Gelüste heißen mögen, wollt Ihr die Unruhestifter entfernen, und froh und friedlich im Familienkreise eurer Generalstäbe, Hofmarschälle, Kammerjunker und Zeremonieenmeister leben: so — laßt Bonaparten nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann diesem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chinesischen Mauer, und könnt ruhig schlafen. Wollt Ihr nicht, daß sich das republikanische System, auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieser ganze Antimonarchische Welttheil, mit der ungeheuern Kraft seines Beispiels, auf die Eyerschalen der Europäischen Fürstenthümer drücke; so sendet den Gefangnen von Helena, nach Merico, daß er dort der Stifter von Königreichen, und so Euer Retter werde.

IV.

Frankfurter Volksbühne.

Am 17. Oktober. — Die Zauberflöte.

Ob sie wohl Löcher hatte und eine Klappe? Meine Augen haben sie nicht gesehen, aber wenn auch, sie war doch häßlich genug. Eine Zauberflöte müßte eigentlich noch viel schöner seyn als eine natürliche. Und wie gefiel Euch das Glockenspiel? die sonst so freigebigen Feen, sind, wie es scheint, auch knauserig geworden. Ich will es dem Hrn. Papageno-Obermayer, damit es nicht vergessen werde, gleich vorhalten, daß er, meinem Gefühle nach, unzeitig spaßt, wenn er mit seinen Trommelschlägern so stark in das alte Futteral hienein klopft, daß man das Holz hört. Papageno will ja vorstellen als spiele er selbst die Glocken die hinter den Coulissen bewegt werden, wie darf er also Lärm machen? — — Dieser nehmliche Schalk that auch nicht wohl daran, sein Papageno-Weibchen auf den Armen fortzutragen — noch haben wir keine Kreuzer-Komödie. — Aller Zauber versagte gewaltig diesen Abend; das Gravitations-System und das ganze Kompendium der Physik, stand fest wie eine Mauer. Bei Verwandlung der alten Frau in das junge befederte Mädchen, blieb die Kutte auf der Erde liegen, und wollte nicht verschwinden. Pamina's Dolch that desgleichen, und behauptete den Platz. Die Königin der Nacht gedachte einmal unterzusinken, aber die lichten Götter waren der Demoiss. Friedel zu hold, um sie der Gewalt der unterirdischen Preis zu geben. Da nahm sie einen Seitenweg. Alle unsere Opern sind komische Opern, es mag auf dem Zettel stehen oder nicht.

Hr. Meggenhof spielte den Sarastro. Dieser sein erster theatralischer Versuch gelang ihm gut, und empfahl ihn.

Berechnet man, wie viel die durch Schüchternheit hervorgebrachte Gemüthsbewegung, den freien Gebrauch der Stimme erschweren mußte, so läßt sich von diesem jungen Künstler erwarten, daß er, einst zuversichtlicher gemacht, einen starken, eindringenden und reinen Baß, entwickeln werde. Die Forderungen an den Baßgesang, werden nach einem andern Maasstabe gemacht, und sie sind darum schwerer zu erfüllen, als die Leistungen des Tenors und Soprans. Leztere Stimmen, mit den Instrumenten befreundeter, werden von denselben zahlreicher begleitet, emporgehalten und mit fortgezogen, was bei dem Basse nicht statt findet; dieser steht einsamer da. Auch ist ihm bei seiner ernstern Art, nicht so viel als jenen verstattet, seine Fehler hinter Verzierungen und Tändeleien zu verstecken.

Am 20. Okt. — Wilhelm Tell, von Schiller.

Ein vaterstädtisches Herz schlägt viel, wenn in Zeiten der Gefahr, auf dem Komödienzettel, das Landsturmsaufgebot verkündigt wird, und darauf Männer und Weiber, Alte und Kinder, Hohe und Niedere, wohlgemuth herbeiströmen, zweihundert Quadratschuhe bretternen Schweizerbodens, vom Tyrannenjoche zu befreien. Aber ein deutsches Auge weint auch, wenn es sieht, wie nach geschehener Rettung, das benarbte Volk wieder hinabsteigen muß, in den dunkeln Schacht der Vergessenheit, und einige Großen mit ungerizter Haut, des Sieges Ehre und Beute für sich allein behalten. O Just, o Hilde, o Rühr, o Badjera Du älterer, und Ihr Braven alle aus Uri und Unterwalden, wer kennt Euch noch nach zehn Uhr Abends, wer lohnt Euch, während die Weidner, die Heigel, die Schmidt, die Haas, sich täglich dafür lobpreisen lassen, daß ihr Quadrupel-Spiel und Rütli-Vertrag, das Land frei gemacht? . . . . Hätte ich meine Zeit während dieser Vorstellung besser verwenden können, als zu solchen patriotischen Phantasieen? Auch habe ich es redlich gethan. Beim Himmel, das ist kein braver Mann, der über nichtswürdige Possen, und ob dieser oder jener Schauspieler

die gehörige Fratze gemacht, sich breit und wichtig aussprechen, aber an des Lebens heiligem Ernste, unbekümmert und dämisch wie ein grasendes Hornvieh vorüberschreiten mag! Denkt Ihr, daß diese Theaterkritiken woran Ihr so gut seid, Eure Freude finden zu wollen, auch mich selbst belustigen? Denkt es nicht. Die Bühne, ich mache kein Geheimniß daraus, muß mir zur Versilberung der Pillen dienen, die man Euch, während Ihr den Mund zum Lachen öffnet, geschickt beizubringen weiß. Panis et Circenses! war stets das schlaue Losungswort, womit man uns kirre machte, und während wir Maulaffen den Kinderpossen zugafften, leerten uns geschickte Beutelschneider die Taschen aus. Lasse sich wer da wolle zum Besten haben; aber glaubt mir's, ich thäte keinen Schritt in's Parterre, wo es einen Gulden kostet, fände ich nicht meine Freude daran, schrekhaften Menschen zuweilen eine Knallerbse unter die Beine zu werfen. —

Ist Frankfurt eine Vorstadt Wien's, daß wir es ihnen nachthun in der Zensur der Theaterstücke? Mögen sie an der Donau ängstlich seyn hierin, was kümmert das uns? Soll man in der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen, daß vor fünfhundert Jahren ein österreichischer Statthalter, in der Schweiz schlecht hausgehalten, und daß die Gebirgsbewohner uralter Freiheit, endlich solcher Herrschaft satt geworden? Warum hat man durch den ganzen Wilhelm Tell das Wort Oestreich mit allen daraus gebildeten Adjektiven, ohne Schonung des Versmaßes ausgemerzt, so daß keiner der des Drama's oder der Geschichte unkundig ist, wissen kann, wenn er von den „Fremdlingen" reden hört, (welches Wort zuweilen statt Oestreicher gesetzt ist), ob Christen oder Hottentoten darunter gemeint sind? . . . Da seht Ihr selbst, welche üble Folgen es hat, wenn Euere Circenses so schlecht sind, und man aus Langeweile genöthigt ist, maßgebliche Meinungen zu haben. Nicht immer ist man so glücklich, zu seiner Zerstreuung lustige Einfälle zu erjagen, folgendem gleich. Während der ganzen Verschwö-

rungs-Scene auf dem Rütli, dachte ich an weiter nichts als daran: wie! wenn jetzt der Vollmond herabfiele, durch eine Nachläßigkeit des Machinisten, das wäre ein köstlicher Bissen für ein Leckermaul von Theaterkritiker! Aber leider blieb er hängen. —

Das heutige Stück ist folgender Weise solfeggirt worden. Doch zuerst von denen die mehr gethan als das. Am besten unter allen hat Ida Weidner als Tell's Knabe, gespielt. Dieses Kind hat gute Anlagen, und, man nimmt es wahr, einen noch bessern Lehrmeister. Etwas fand ich zu tadeln. Bei den Worten

„Giebt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?"

verschränkte es die Aermchen, um sich eine nachsinnende Stellung zu geben; diese Bewegung ist aber Kindern nicht natürlich. — Hr. Weidner stellte seine schwierige Rolle als Freiherr von Attinghausen, mit großer Kunst und Einsicht dar. Die Sterbescene gelang ihm sehr gut. Doch glaube ich, daß der Lehnstuhl weiter vorwärts stehen, oder daß Attinghausen erst todt zusammensinken sollte, wenn er mehr vor den Stuhl getreten ist. Hr. W. starb aber ganz vorn am Rande der Bühne, ließ sich als Leichnam durch das ganze Zimmer schleppen, und dann auf den Sessel niedersetzen; dies nahm sich nicht gut aus. — Hr. Otto spielte den Tell mit der edelsten Nonchalance, ganz auf die beliebte Art, wie er den Baron in der Beichte spielt. Melpomene mag sich freilich geärgert haben, sich mit ihrer Feindin Thalia in einer Gesellschaft zu finden. Aber der Schelm von Wirth hatte seine Lust daran gehabt, sie beide zugleich einzuladen. Doch . . . ich will mich nicht bezwingen, ich will grob seyn. Giebt es keine Theatergesetze, die einen Schauspieler mit Strafe bedrohen, wenn er, obgleich wie Hr. Otto im Besitze ungemeiner Fähigkeit, dennoch so oft, mit Geringschätzung der Zuhörer und seiner Pflicht, schlecht und mit der unverzeihlichsten Nachläßigkeit seine Rolle abwickelt; und ermangelt unsere Bühne solcher Gesetze, warum übt das Pu-

blikum nicht selbst Gerechtigkeit aus, durch merkliche Zeichen des Mißfallens, und läßt es geschehen, daß man seine Langmuth täglich mehr und mehr mißbrauche? — Hr. Becker machte den Geßler. Es fällt auf, in unsern Tagen keinen Tyrannen spielen zu können. Mit dem rauhen und barschen Tone, dessen sich Hr. B. befleißigte, wird nichts ausgerichtet. Dieser ist eher der warme Zobelpelz der Gutmüthigkeit; dagegen schlüpft die Tücke mit einer leisen und glatten Sprache, als ihrer Schlangenhaut, vor's Ohr vorbei. Boshafte Menschen lispeln gewöhnlich, sie haben den Katzentritt der Zunge. Ueberhaupt hat Hr. Becker diesmal, die rechte Tonart in seinem Spiele und Vortrage verfehlt. Mit demselben Ausdrucke, mit dem er sagte:

Doch will ich rathen, ziele gut, daß Du
den Apfel treffest auf den ersten Schuß;

hätte er auch sagen können: „Hier, mein Söhnchen, hast Du einen gebratenen Apfel; aber nimm' Dich in Acht, daß Du dich nicht verbrennst" . . . Auch sein Herunterfallen vom Pferde, da ihn der Pfeil traf, war ungeschickt. Hr. Böres als Rudolph der Harras war es in dieser Scene nicht minder, denn er ließ sich seine Vorbereitung, den sinkenden Geßler in seine Arme aufzufassen, zu frühe abmerken. — Hr. Heigel machte den Arnold von Melchthal, und las wieder das ganze Wörterbuch schauspielerischer Mißgriffe und Fehler, in unalphabetischer Ordnung durch. Dieser Künstler hat mehr als einmal gezeigt, daß das Urtheil, für ihn nicht ganz verloren ist, und je sichtbarer es ward, wie schwer ihm die Enthaltung von gewissen Unarten fiel, je größer war auch der Dank für sein Bestreben. Hr. Heigel fühlt was er spricht, aber der Schauspieler soll nur denken, was er zu fühlen scheinen soll. Der warme wird den Zuhörer nie erwärmen. Hr. H. ist so unglücklich niemals den Schwerpunkt seines Geistes, noch den seines Körpers zu finden; darum bedarf er der Balancierstange einer hyperpathetischen Deklamation; daher sein

Herüberneigen des Oberkörpers, sein öfteres sich erheben auf den Fußzehen, und alle die übrigen unnatürlichen Stellungen. Ein gewisser Beifall mag ihn wohl manchmal irre führen, und in seinen Fehlern bestärken. Man kann mit seiner Stimme steigen und steigen, und erklettert wohl endlich, das Jauchzen der Gallerie, wenn man das Lächlen der Verständigen für nichts achtet. Hr. H. nimmt mit seinem Munde, stets einen zu starken Anlauf, so daß er, wenn ihn jemand im Zweigespräche ablößt, wie von einem Stoße zurückprallt, und das Gleichgewicht verliert. Dem Zuhörer ergeht es dann, wie bei den Venierwalzern, die plötzlich aufhören, und wo man ohne Musik forttanzt; man glaubt Hr. H. müsse noch etwas zu sagen haben, und ist über sein Schweigen ganz verduzt. Jede Rede pflegt er, gleichsam um einen Trumpf drauf zu setzen, mit einer schleudernden Bewegung der Faust zu endigen. Es ist dieses ein mimischer Schnörkelzug, dem calligraphischen gleich, ohne welchen viele Menschen, ihren Namen nicht schreiben können. — — Ich will mit einer Anmerkung über Stauffachers Wohnhaus, das in der 2ten Scene des 1sten Akts vorgestellt wird, den Beschluß machen. Von diesem Hause heißt es, an verschiedenen Stellen:

— Da steht Dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;

. . . .

von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell.

. . . .

vor diesem Hause hielt er wundernd an. (Der Vogt)

Geßler mag sich allerdings gewundert haben, aber gewiß über nichts anderes, als daß ein reicher Mann wie Stauffacher, in einer so ärmlichen Hütte die nur ein einziges Fenster hatte, wohnen mochte. Warum hat der sonst so umsichtliche Streicher des Wilhelm Tell, nicht alle die Stellen unterschlagen, die eine Satyre auf die Dekorationen unserer Bühne enthalten?

Am 23. Okt. — Fanchon, Oper von Himmel.

In Fanchon's liebenswürdigem Gesellschaftskreise, wäre

es wohl leicht zu erlernen gewesen, wie man Sängern und Sängerinnen von sonst guten Gaben, ihr linkisches, holperiches, und kleinstädtisches Benehmen, mit Schonung und darüber wegscherzend, vorhalte; aber eines deutschen Tadlers höchste Feinheit ist das Verschweigen. Doch haben Hr. Hill als Saintval, und Herr Krönner als Abbé, es an der nöthigen Gewandheit nicht fehlen lassen. — Hr. Keller von Hannover, spielte als Gast den Tapezier Martin, ohne Laune und Liebe. Es ist hierbei billig zu berücksichtigen, daß die Vorstellung zu seinem Besten und das Haus leer war. — Hr. Schmitt zeigte als Fanchon's Bruder einige Natur, besonders da er den Tapezier auf's Sopha warf und durchprügelte. — Hr. Leißring spielte den Gewürzkrämer possierlich. — Hr. Haas, Fanchon's Haushofmeister, glaubte beim Kommen und Abgehen, immer trippeln zu müssen. Ob hierdurch Alterschwäche, oder was sonst bezeichnet werden sollte, weiß ich nicht.

Da ich so eben des Hrn. Keller erwähnte, so will ich es meinen Lesern erzählen, daß dieser Schauspieler vor seiner Abreise zweimal in meinem Hause war, mit mir zu sprechen, mich aber beide Male verfehlt hatte. Die Meinungen sind getheilt. Die Andern behaupten, er wäre nur gekommen mich zu bitten, daß ich seiner Frau schonungsvoller gedenken möchte, als ich in der Maria Stuart gethan. Was nun auch seine Absicht gewesen seyn mag, so würde ich seinen Drohungen zu begegnen, und seinen Liebkosungen zu widerstehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauspieler abzuhalten, daß sie in der Absicht, meinem Urtheile über ihre Darstellungen eine gewisse Richtung zu geben, mich zu besuchen kommen. Sie mögen sich hierin, das Betragen ihrer hiesigen Kunstgenossen zur Richtschnur nehmen. Diese, ob zwar mir so nahe gestellt, haben es noch nie versucht, durch mündliche Unterredungen, auf meine Ansicht, Einfluß zu erlangen, und

sie werden gewiß immer so bescheiden und schonend seyn, mir die traurige Wahl zu ersparen, entweder durch heuchlerische Versprechungen, die ich nicht zu erfüllen gedenke, sie selbst, oder aus abgeschmackter Weichherzigkeit meine Leser zu betrügen.

Am 26. Okt. — Sargin, Oper von Paer.

Madame Seidler-Wranizky, von Berlin, trat als Sophie auf. Eine Sängerin von seltenen Gaben, wie sie der Ruf ohne Uebertreibung schon verkündigt hat. Stimme, Spiel und körperliche Reize, vereinigen sich, den angenehmsten Eindruck zu erregen und zu unterhalten. Hier wird kein tapferer Gesang, durch eine schmächtige zarte Gestalt Lügen gestraft, noch eine girrende Liebesarie, durch Alter und Korpulenz des Täubchens, lächerlich gemacht; es zeigt sich Einklang überall. Mad. S. hat eine sehr liebliche Stimme, einen bescheidenen ächt weiblichen Vortrag, und ein Spiel voller Grazie.

Am 27. Okt. — Die Kreuzfahrer, Schauspiel von Kotzebue.

Türkenthränen sind auch zu gebrauchen, sie machen naß so gut wie die andern. Aber der christliche Theil der Rührung, zeigte diesmal Fehler gegen die Regeln der Kunst, wovon bei der nächsten Aufführung der Kreuzfahrer geredet werden soll. —

Madame Keller von Hannover spielte die Emma von Falkenstein. Da, wie oben erzählt, ihr Mann mich hat ersuchen wollen, über sie schonend zu urtheilen, so thue ich es hiermit. — Ich finde sonst nichts zu bemerken; sie gingen alle ihren gewöhnlichen Trott. Hr. Heigel pumpte stark Luft.

Am 29. Okt. — Die Waise und der Mörder.

Der seltene Beifall, welchen dieses Stück findet, hat wohl in dem, uns fremden Reize, seinen Grund, den, wie in allen Melodramen, die Vereinigung von Deklamation, Musik und Pantomine den Zuschauern gewährt. Auch das gelungenste dramatische Gedicht, wird oft ermüdend, ja manchmal

peinigend einwirken, wenn es nur durch seine eigene Vorzüge und mit keiner andern Kunst zusammengestellt, uns berührt. Die Theilnahme, welche die dramatische Hauptpersonen, durch ihr Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas schmerzliches, weil sie durch die Erwartung, wie sich deren Schicksal enden und entwickeln werde, gefesselt ist. Um die Lust, welche Schauspiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimischung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen, welche die Quellen jener Lust sind, von den Personen die sie uns eingeflößt haben, abzusondern, und als etwas Freies, Geistiges, vor jeder, gleichsam körperlichen Einwirkung sicher zu stellen. Es käme darauf an unser Mitleid, das wir etwa dem unglücklich Liebenden gönnten, der unglücklichen Liebe — den Abscheu, welchen ein Verbrecher uns einflößt, dem Verbrechen zuzuwenden. Auf diese Weise gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geschichte sich lösen werde. In der antiken Tragödie, war es der Chor, welcher, die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, sie von ihrem, der Veränderlichkeit unterworfenen, erregendem Gegenstande abziehend, als ein freies Kunstwerk hinstellte, und von den Launen des Künstlers und den Verletzungen seines Meisels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie, vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unserer monarchischen öffentlichen Erziehung, in Schauer gerathen, und die Kramläden schließen, wenn auch nur drei Menschen aus dem Volke, den nemlichen Willen, und dieselbe Meinung haben, und sie unter freiem Himmel auszusprechen sich erkühnen — bei uns kann nur die Musik die Stelle des Chors vertreten, und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben, und so zum unstörbaren Genusse, als dauerndes Kunstwerk dahinstellen. —

Mit gleicher Liebe als angehört, wird dieses Melodrama auch dargestellt. In der Aufführung zeigt sich ein Zusammen-

halten der Einzelnen, das auf unserer Bühne gewöhnlich vermißt wird. — Demois. Lindner als Victorin, entwickelte das einsichtsvollste und besonnenste Spiel, mit der größten Kunstgewandheit. Dieses ist eine der Rollen, die sich der darstellende Künstler erst selbst schaffen muß; denn die Aufgabe des Dichters, und die Anweisung, welche die Verhältnisse der Geschichte selbst geben, können nur ins Große gezeichnet, und müssen unbestimmt seyn. Demois. Lindner, leistete viel. Sie hatte keine Bravourscene, weil sie in jeder war was sie seyn sollte. Wenn sie mir gefälliger erschien, wo sanfte Gemüthlichkeit, als da, wo zerrissene und schmerzliche Gefühle zu verkündigen waren, so kam das nur wohl daher, weil jene Lagen einschmeichlender sind. Sie überschritt nicht ein einziges Mahl die Gränzlinie der Mäßigung, in den Mahlereien der Stellungen und Gebehrden, und diese Enthaltsamkeit verräth einen gewissen bescheidenen Sinn der sehr zu loben ist. Es ist wohl etwas die Schuld des Dichters, wenn das Verhältniß Victorin's zu der Tochter seines Pflegevaters, aus dem Spiele dieser beiden, nicht klar genug hervorgeht. Ist es Geschwisterliebe oder mehr, was sie an einander kettet? Auffallend war es, daß in einer Scene, sie, die fast noch Kinder, stets vertraut und liebkosend sich zu begegnen gewohnt sind, auf einmal mit einer steifen und fremdthuenden Verbeugung, von einander Abschied nehmen. — Nicht weniger anziehend und befriedigend, war das Spiel der Dem. Urspruch als Friederike. Unübertrefflich wahr und rührend, erschien sie in der Scene, da sie, zur Rettung des ins Wasser gefallenen Victorin, nach Hülfe rief. Es wäre gut, wenn mehrere unserer Schauspieler, bei diesem jungen Frauenzimmer in die Schule gingen, um unter andern zu lernen, wie man mit Natur und Anstand, die Stimme bis zum Schreien erhebe. Die Sache ist nicht leicht. Demois. Urspruch hat bis jetzt, noch in keiner ihrer Rollen, einen andern Wunsch zurückgelassen, als den, sie bald wieder spielen zu sehen. — Hr. Weidner als Reimbeau, erschien

zu leer in seiner Darstellung. Er hat nicht allen Stoff, den ihm die Rolle gab, zu behandeln verstanden, oder sich bemühen wollen. Die Art, wie er beim anfänglichen Zusammentreffen mit Victorin, sich dessen Anblicke zu entziehen, und wegzukommen sucht, mag doch wohl nicht die rechte seyn, da diese Scene, noch jedesmahl einiges Lachen erregte. — Hr. Hill: Maurice; im ganzen gut. Aber er hatte etwas Feyerliches in seiner Sprache das nicht hierher paßte. — Hr. Otto, als Martial, zeigte die gehörige Regsamkeit, und ließ das Feuer, das ihm zu Gebote steht, nicht ungeschürt. — Hr. Leißring, Maurice's Gärtner, spielte eindringlich, lebhaft, und mit warm ansprechender Gemüthlichkeit. Besonders die Scene, wo er mit sich schmollt, daß er dem Plane, seines geliebten Victorin's Mörder zu entdecken, durch sein täppisches Benehmen in die Queere gekommen, gelang ihm überaus gut. — Hr. Haaß hatte den alten Diener Valentin, mit sichtbarem Bemühen, und sehr gutem Erfolge dargestellt.

Am 31. Okt. — 1. Hedwig, die Banditenbraut, Drama von Körner. (Manuscript.)

Tausendmahl um Vergebung, meine Herren, das Stück ist wenigstens schon vier Jahr lang gedruckt, und also kein Manuscript mehr. Mich ärgert die Sache etwas viel. Denn, entweder ist darunter eine Charlatanerie verborgen: es sollen nehmlich die Schaulustigen stärker angelockt werden, indem ihnen ein Stück dargeboten wird, das man durchs Lesen nicht kennen lernen kann; oder: es ist dieses abermals, obzwar ein kleinerer Beweis, von gedankenloser Bühnenleitung. Ursprünglich stand auf dem Zettel: Manuscript, und es muß daher für alle Zeiten unverändert so stehen bleiben. Desgleichen liest man sehr oft auf dem Komödienzettel: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben" und frägt man darnach, so ist er nicht zu haben. Götter! sendet mir eine Ariadne, die mich aus dem Labyrinthe meines kritischen Aergers befreie, damit ich nicht noch

einmal von irgend einem Minotaur gespeist werde. — Liebe Leser, da also Hedwig gedruckt ist, so leset lieber das Stück, als daß Ihr es vorstellen sehet; jenes bekommt Euch besser. — Mad. Keller von Hannover, spielte die Hedwig. Ich schone sie noch einmal. — Frau v. Paczkowska als Gräfin war kalt, und Hr. Becker als Julius, lau. — Hr. Hill machte den Rudolph. Anfänglich spitzte ich die Ohren sehr; denn zum Erstenmale auf unserer Bühne, hörte ich diminuendo und piano sprechen. Halt, dachte ich, der Mann versteht's, da giebt's Schatten und Licht! Aber es dauerte nicht lange und die Natur forderte ihre Rechte zurück; beim Schatten blieb's. Hr. Hill konnte, unter so manchem was er nicht konnte, auch kein böses Gesicht machen; er lächelte auch in den betrübtesten Lagen, und dies gar nicht verstohlen sondern offen und ehrlich. Er war gewiß nicht minder froh als wir, da die Sache ein Ende nahm. — — Findet sich ein Räuber von Ehre, der sich mit solchem unbehülflichem, verlegenen, abgeschackten Lumpengesindel, als wir es im Walde sahen, abgeben mag, so muß das Handwerk sehr gesunken seyn.

2. — Das Strandrecht, von Kotzebue.

Hr. Weidner als Herr v. Hayfisch, entfaltete die üppigste Laune, der man nicht widerstehen konnte. — Demoiss. Lindner als Indianer, war wie in allen ihren Männerrollen, voller Natur und Anmuth. — Ihr Hund war etwas blöde, vielleicht ein Anfänger. —

Am 2. November. — Die Räuber, von Schiller.

Viele Gedanken, in mir erregt, durch den Anblick der heutigen Zuhörerschaft, welche größtentheils aus Handwerkspurschen und andern Paradiesvögeln, so wie aus Knaben bestand, verschweige ich weil ich muß, und ich muß, weil es leichter ist, über gewisse Gegenstände ein Buch zu schreiben, als eine Blattseite. Nur zwei Worte. In Deutschland am meisten, finden rohe und kräftige Menschen, oder Kinder, die noch keine Gesetzesfurcht kennen, ihre Lust, an Räuber- und Mordgeschichten. Was, bei unsern gothischen Staats-

verfassungen, bliebe Männern die Thatkraft fühlen, auch anderes übrig, als Spitzbuben oder toll zu werden? Aber genug; führe ich meinen politischen Thespis-Karren, nur noch einen Schritt weiter in den Hohlweg dieser Betrachtung, so kann ich nicht mehr umkehren. —

Weil heute aufgehobenes Abonnement war, so wollte ich für meinen Extra-Gulden auch etwas genießen; und — sah nur zwei Akte. — Hr. Heigel (Carl Moor), war schon gleich anfänglich auf dem Embarasso der Unerträglichkeit; er konnte nicht höher steigen. — Hr. Keller: Franz; mittelmäßiges Fabrikspiel; — Mad. Keller, Amalia, eben so. —

Am 5. Nov. — Der Lorbeerkranz. Ein Schauspiel in fünf Abtheilungen von Ziegler.

Das Ding da, ist gar zu arg, und nach der Glückseligkeit es nicht gesehen zu haben, giebt es keine größere, als es nicht gelesen zu haben. Wer auch an eine beständige Fortschreitung der Menschheit nicht glaubt, wird doch wenigstens, die im Abgeschmackten, eingestehen müssen. Ich will Euch diese Weltgeschichte etwas erzählen. Ein junger, und, wie es sich von selbst versteht, sehr hoffnungsvoller Erbprinz, findet die Tochter seines Obersten schön. Mitten in einer Schlacht fällt dieses unserer Heldenseele ein, und da erobert sie eine feindliche Fahne, um sich galant zu beweisen. Einige Tage nach seiner Rückkehr ins Standquartier, wird ihm im Namen des Fräulein Oberst, ein Lorbeerkranz, verstohlen und schamhaft überbracht. Man ist nicht wenig entzückt. Aber wehe! Der Geliebten Bräutigam, ein Herr Rittmeister, findet den verhängnißvollen Lorbeerkranz in des Prinzen Zimmer, wird eifersüchtig und toll darüber, und steckt ihn ein, die Treulose damit zu überführen. Das arme Kind, wußte gar nichts, von dem botanisch-erotisch-martialischem Geschenke, das sie dem Prinzen zugeschickt haben solle; es war nemlich ihre leibliche Cousine, die ihr, um sie mit ihrem Verlobten, den sie selbst liebte, zu entzweien, diesen Streich gespielt hatte. Auf diese Weise wird der Lorbeerzweig zur Thränenweide, zur

Spieß- und Wünschelruthe. Einiges wird dabei geweint, einiges damit soldatisch gefuchtelt, und einiges von des fürstlichen Gemüthes verborgenen Schätzen, wird dadurch zu Tage gefördert. Aber am Ende geht alles gut, und man heirathet.

Herr Ziegler, ein großer Menschenkenner, ist dabei der allerunterthänigste Knecht, der sich nur denken läßt. Manchmal kömmt er so in die Klemme, wie er die junge Durchlaucht, ohne Verletzung der, Allerhöchsten Personen schuldigen Ehrfurcht, die erforderlichen dummen Streiche machen lassen solle, daß man sich wahrhaft daran erquickt. Der Prinz vergeht sich gegen seinen Obersten, der sich genöthigt sieht, ihm, „mit erhabenem, warnendem Tone“, den Degen abzufodern, und Arrest aufzulegen. Der junge Mensch gehorcht. Darüber wird der Oberst dermaßen gerührt, daß er ausruft: „o warum wird er nicht Herr der Welt!“ Wir bedanken uns dafür, Herr Oberst. Es ist uns zwar gleichgültig wer uns regiert, wenn es nur ein legitimer Fürst ist; aber wir wollen keinen Universalmonarchen, der braucht Satrapen. — Das Stück endet mit den Worten: „So lernen Sie jetzt, daß Kronen und Lorbeerkränze, von jeher, alle Leiden über die Menschen brachten, und damit abgethan.“ Für Euch, Verehrteste, sind die Leiden welche *dieser* Lorbeerkranz gebracht, mit dem Fallen des Vorhanges freilich abgethan; aber für einen geplagten Kritiker, geht die Pein dann erst recht an: denn der muß das Stück auch noch *lesen*. Was ich auf dieser Wanderung durch die dürre Wüste, erduldet und entbehrt, und meine Schwermuth, will ich keinem erzählen. Lieber mache ich eine lachende Beschreibung von dem Palmwäldchen, das mich mitten im Sande überraschte, wo ich mich ausruhte und es mir wohl seyn ließ. Aber mit dieser Ergötzung hat es folgendes Bewandniß. Herr Ziegler, der ein Schauspieler ist, sucht seinen Leidens- und Kunstbrüdern, ihr saures Leben so viel als möglich zu verzucken. Daher befolgt er in allen seinen Stücken die schöne Weise, daß er genau bemerkt, mit welchem Affecte jedes Wort, nicht allein gesagt werden müsse,

sondern auch mit welchen es nicht gesagt werden müsse. Z. B. ohne Heftigkeit, ohne Satyre, nicht verlogen. Zuweilen wird auch bemerkt, daß eine Person nichts zu sprechen habe, dann steht in Klammern (schweigt). Vermittelst dieser vortrefflichen Schreibart, hört man das Gras der Gefühle und der Gedanken, so deutlich wachsen, daß man erstaunt. Die Temperatur der Affekte wechselt aber so oft und schnell, daß ein Schauspieler, der alles getreulich nachmachen wollte, unvermeidlich des Todes seyn müßte. Zwischen dem Aequator und dem Nordpole der Leidenschaft, liegt manchmal nur ein einziges schmales Wort. Ich möchte den mimischen Furioso sehen, der diese Seiltänzersprünge der Empfindung ausführt, ohne daß sein Herz den Hals bricht. Eine kleine Sammlung von Affektmustern, die im Lorbeerkranze, nur allein der Prinz und Amalia, auszukramen haben, ist vielleicht willkommen, zur beliebigen Auswahl.

Der Prinz, ist, oder spricht, oder thut ...

höflich — kalt, 2 mal — warm — zärtlich — ernst — zögernd — ohne Wichtigkeit — seufzt, 2 mal — schwermüthig, 2 mal — mit Unwillen — freundlich — mit freudiger Wehmuth — zerstreut — ableitend — feurig doch mit gedämpfter Stimme — leicht — hoch, 2 mal — verlegen, 2 mal — ängstlich — verlohren — schnell aus Angst — leichter, freundlich, freundschaftlich, (folgen nach einander, nur durch ein einziges Wort geschieden) — erschrickt — wie vernichtet — heftiger — stolz — heftig, 5 mal, (die Comparative und Superlative ungerechnet) — wichtig — drohend, 2 mal — triumphirend — stark — zerstreut — wird ruhiger — unwillig — herabgestimmt — ruhiger — betäubt — wundernd — dringend — matt — ironisch — ernst — weich — schnell — gespannt — ohne zu erschrecken.

Amalia, ist, oder spricht, oder thut ...

naiv — mit Theilnahme — geht ängstlich umher — läuft ab — ohne Satyre — schweigt und erheitert — abbrechend — etwas verlegen, 5 mal — herzlich — mit Gra-

zie und Liebe — beklemmt — feyerlich — ernst — erschrocken 4 mal — frappirt — bedenklich — freudig — fröhlich — verneigt sich — geht in Gespräch und Besorgniß ab — mit Rührung — warm — wärmer — ohne Kokekterie — wankend — lacht, ernst, (nur ein einziges Wort steht als spanische Wand dazwischen) — ängstlich — froh — unterdrückt ihren Schmerz — verlegen und schmerzlich — etwas erschrocken — weinend, 3 mal — bittend. — — —

Wer sich mit einem heilsamen Ekel, vor dem roth angestrichenen Soldatenspiele der Menschenkinder, gern anfüllen möchte, der sehe diesen Lorbeerkranz. Alle männliche Personen darin sind Soldaten; es geht zu wie in einer Wachtstube. Da werden die abgeschmacktesten Possen mit der größten Ernsthaftigkeit betrieben. Alle Augenblicke kömmt ein anderer Mensch, legt die Hand an die Stirn, bildet ein Augenschirmdach, und sagt — daß er nichts zu sagen habe. Der Oberst stellt eine Schildwache vor seiner Tochter Zimmer, um deren Unschuld gegen den sturmlaufenden Prinzen zu vertheidigen. Martialische Bilder und Sprache überall. Am Ende will der Herzog einen Major, wegen Dienstvergehen in eine Festung sperren lassen; alles ist zum Tode erschrocken. Aber es war nur gnädiger Spaß, unter Festung wird die Geliebte verstanden, deren Arme als die Balken der Zugbrücke sich wirklich in Bewegung setzen, um den Gefangenen einzulassen. Die große Lehre dieser hohen Tragödie lautet wie folgt: „Subordination ist ein großes „Wort! Es achtet nicht Geburt und Stand, und sprengt die „starken Bande der Natur, wie dünne Fäden ab!"

Nur wer das Stück gelesen hat, kann wissen, daß es nicht blos heißt, der Lorbeerkranz, sondern auch: „oder: die Macht der Gesetze. Sinn giebt Wort und Wort giebt Sinn. Sobald mir dieser Name zu Gesichte kam, war es fast unmöglich, daß nicht ein inneres Bedauren wieder in mir rege werden sollte, das ich schon längst

gefühlt, darüber nehmlich, daß die Macht der Gesetze, sich nur auf bestrafen, aber nicht auf belohnen erstrecke. Einige zufällige Gedanken, über die Langeweile in medizinisch-polizeilicher Rücksicht, will ich auch ferner verschweigen, bis auf einen der bedeutend ist. / Es bleibt doch sehr auffallend, daß in Caroli und Neuerer peinlichen Halsgerichtsordnungen, alle, auch die sanftesten Lebensverkürzungen, streng bestraft werden, aber keine einzige Gesetzgebung, Lebensverlängerungen zu belohnen verspricht. Die Einwendung, daß alles gemünzte Geld unzureichend wäre, den Schriftstellern, die durch verursachte Langeweile, den Zeitmördern das Gleichgewicht halten, auch nur eine billige Vergütung zu verabreichen, ist unvernünftig; denn jene Wohlthäter der Menschheit streben nur nach Ruhm. Man ehre den Makrobiotiker Ziegler etwa dadurch, daß man ihm, lebenslänglich, einige Stunden des Tages, seine eigenen Schauspiele vorlese, ohne auf sein bescheidenes Ausweichen Rücksicht zu nehmen. — /

Die Aufführung des Stückes war sogar noch besser als das Stück selbst. — Hr. Weidner als Herzog und Hr. Otto als Oberster waren zu loben. — Hr. Heigel als Erbprinz, hatte die üppigen geilen Ranken seines Spiels, etwas beschnitten. Immer noch mäßiger, immer noch mäßiger! — Hr. Hill machte den Rittmeister Seeburg. Ein guter Freund hatte schon längst mit mir wetten wollen, ich würde nicht, jedesmahl auf eine andere Art sagen können, daß dieser Schauspieler steif sei, und zu kostbare Stellungen verschwende. Ich war bedacht genug, die Wette abzuweisen, denn ich hätte sie jetzt schon verloren. Dieses ist der lezte Kreutzer aus meiner kritischen Sparbüchse, und wenn nicht milde Beiträge mein verarmtes Urtheil unterstützen, so werde ich über Hrn. Hill's Ungelenkigkeit in der Folge nichts mehr zu sagen wissen. Hr. Obermayer als Gemeiner Krake, hatte gehörigen Spas gemacht. — Demoiss. Lindner: Amalie. Sie wurde, aus Bosheit gegen eine andere

Schauspielerin, sehr beklatscht; sie hätte es aber um ihrer selbst willen verdient. — Madame Schäfer, Gräfin Josepha, weinte aus dem Stegreife. Flossen die Thränen den Zuschauern, dann war ihr Schmerz gerecht, denn diese waren beweinenswerth; flossen sie aber ihr selbst, so ist sie mehr wegen ihrer Trostlosigkeit, als wegen ihres Ungemachs zu beklagen. Mad. Schäfer, es ist wahr, wird vom Publikum schonungsloser als billig ist, behandelt. Allein so ist die Welt nun einmal, in grossen und in kleinen Dingen, daß sie alle Gegenstände ihres Hasses oder ihrer Neigung, gern auf den Kopf eines Menschen häuft, damit sie jene mit einer einzigen Umarmung liebkosen, diese mit einem einzigen Dolchstoße verwunden könne. Will man das Verruchte, Unheilbringende, was seit dreyßig Jahren, von unzähligen Menschen begangen worden, schnell und bequem bezeichnen, so spricht man das Wort Bonaparte aus. Sollen unsere bessere Tage, und die gegenwärtige glücklichere Lage der Dinge kurz angedeutet werden; so nennt man Andere Namen. Weder hat jener allein, alles Böse, noch haben diese zusammen alles Gute gethan. Sie waren die sich ablösenden Waisenknaben, die das Lottorad der Zeit umgedreht, um Nieten oder Gewinnste herauszuziehen. Eben so hat jede Bühne einen Sündenbock, der, ausser für seine eigne, auch noch für die Fehler Anderer ausgezischt wird. Mad. Schäfer ist die Sündenziege der unsrigen. Sie sei klug mit Cäsar, und wolle lieber die erste Schauspielerin in Arheiligen, als die zweite in Frankfurt seyn. — Hr. Schmitt, Kammerjunker, spielte ungewöhnlich gut, das heißt: besser als gewöhnlich. — Hr. Haas, der Feldwebel, trug seine Scène sehr brav, eindringlich und mit Wärme vor. — — — Der Prinz hatte in seinem Zimmer ein Schreibpult, dessen sich auch Magister Lämmermayer geschämt hätte, und nur einen einzigen Stuhl. Stühle, von dieser fürstlichen Eleganz wären wohl mehrere aufzutreiben gewesen!

Am 10. Nov. — Die Familie Anglade, oder: der

Schmuck. Ein Schauspiel in drei Abtheilungen; nach dem Franz. von Freiherrn v. Thumb. —

Ich kenne nichts abgeschmackteres, als den Schicksalskampf des Menschen mit den bürgerlichen Gesetzen unserer Tage, als den Stoff eines poetischen Kunstwerks zu bearbeiten. Es ist das widerliche Gemählde einer schwachen Raupe, die sich gegen die tückische Nadel bäumt. Das Verderben und der Untergang, den mannichfaltige Gesetzgebungen, den arglosen Bürgern bringen, sind politische Krankheiten und Todesarten mit denen, gleich mit den leiblichen, die menschliche Freiheit, wie sie im Drama hervortreten soll, in keine Berührung kommen kann. Da Brutus die Stimme der Natur von der des Gesetzes überschreien, und seinen Sohn hinrichten ließ; da jener großherzige Römer sich selbst das Schwert in die Brust gestoßen, weil er es an einem verbotenen Orte entblößt und sein eigenes Gesetz übertreten hatte — da geschah es um des Vaterlandes willen. Hier ist ein geistiges, veredelndes und verschönerndes Prinzip. Wer aber jetzt am Bürger stirbt, oder in die Klemme kömmt, der unterliegt einem heimtückischen Hof- oder Wechselrechte, und lieber bringe man einen Kampf mit dem Lindwurm auf die Bühne, als diesen. Wenn, wie in der Familie Anglade, der Polizei-Kommissär, einen unschuldigen Mann, den er auch dafür hält, unter das Henkerbeil zu bringen gesonnen ist, blos um einer albernen Gerichtsordnung zu huldigen, und der Mensch dabei noch hochherzige Gesinnungen ausdrückt, und sein Pflicht- und Ehrgefühl heraus thut; dann möchte man solchen Kerl durchprügeln, und lieber unter wilden Thieren wohnen, als in einer gesitteten Gesellschaft, wo man aus Amtstugend, seine besten Freunde hängen läßt. Darum hat sich der Dichter bei der Wahl seines dramatischen Stoffes vergriffen. Die hier zu Grunde liegende wahre Geschichte, wie sie in den Causes célèbres enthalten ist, gewährt sicher eine bessere Unterhaltung.

Hr. Heigel, als Hr. v. Anglade, hätte einige seiner

Unarten suspendirt und missfiel nicht sehr. — Frau v. Busch, dessen Gattin, war zu kalt. — Frau v. Paczkowska in der Rolle der Frau v. Serval, zeigte die gehörige Würde und Wärme. — Hr. Weidner: Dupree, war ganz gut. Nur begreift man nicht, warum er sich so alt gemacht hat; er hätte sich mit seinem Spiesgesellen Fourbin, in Hinsicht der Jahre auf gleichen Fuß setzen sollen. Dieser nennt ihn einmal Bursche! welches auf Gleichjährigkeit hindeutet. Ferner, war es wohl eine große Unschicklichkeit, daß er, der Kammerdiener, sich während der Anwesenheit der Polizei, in dem Zimmer eines fremden Edelmannes, des Hrn. v. Anglade, (wenn auch dieser in dem nehmlichen Hause wohnte), mit dem Frisirkamm im Haare, und mit der Puderschürze bekleidet, ganz vertraut herum trieb. Ferner, hatte er durch zu viele Laune, den übeln Eindruk den seine Schurkerei bewirken sollte, manchmal gestört. Das Spiel des Hrn. Weidner war im ganzen zu glänzend, als daß die gerügten Fehler hätten unbemerkt bleiben können. — Hr. Urspruch als Fourbin, war lustig, aber dabei ehrlich, (wenn mir dieses zu sagen erlaubt ist).

Am 14. Nov. — Welches ist die Braut? Lustspiel, von Johanna v. Weissenthurm.

Das ist eine von den Verwicklungen, die sich auf eine vorherzubestimmende Weise auflösen. Ich vermochte durch Hülfe des Komödienzettels, mir die ganze Geschichte so zusammenzufügen, als ich sie nachher bei der Vorstellung wirklich fand. — Hr. Weidner als Herr v. Blümlein, war ganz in seinem Fache, aber das Fach war auch heute ganz an ihm. — Wenn Fräulein Grünberg und Frau v. Dorn, wieder einmal in einem Theezirkel deklamiren, so sollen sie nicht dabei der ganzen Gesellschaft den Rücken zukehren, sondern im Gegentheil. Wollen sie dennoch ihr liebes Parterre im Auge behalten, so brauchen sie ja nur, etwas mehr in den Hintergrund der Bühne zurückzutreten.

Am 17. Nov. — Tancred, Oper von Rossini.

Argir ging mit unbedecktem Haupte, sogar unter dem freien Himmel. — Das Chor der Krieger singt gleich anfänglich, mit allem Schmelze Rossinischer Musik:

In den Armen treuer Liebe,
Blüht des Lebens Glück allein.

Wäre es nicht gut, wenn kein Fürst gefährlichere Soldaten hätte, als solche Minnesänger? Demoiss. Friedel als Tancred, erwarb sich nicht allein den Beifall aller, sondern sie hatte auch ein artiges Schnurrbärtchen. Sie wurde hervorgerufen, und dankte mit folgenden Worten: „Nicht blos im Tancred, sondern auch bei jedem Schritte meines Lebens, werde ich mich Ihres Beifalls werth zu machen suchen. Gute Nacht!“ Ich weiß nicht warum die Leute lachten. Solch' ein höflicher Dank, hätte wohl eine freundlichere Erwiederung verdient. Die Stimmhämmer im Parterre waren vielleicht mit dem angelobten guten Lebenswandel, nicht ganz zufrieden.

— Am 24. Nov. — Der Wirrwarr, Posse von Kotzebue.

Auf unserer Bühne erscheinen solche Spiele, wie ein muthwilliges feuriges Füllen, einem Leichenwagen vorgespannt; nur muß das Gleichniß umgekehrt werden. Die armen Leute sind nicht rührig genug. „Lachen Sie doch, Marinelli!“ — Das Herpen von Langsalm Schläfrigkeit, war heute auf alle Mitspielenden übergegangen, wenn nicht auch auf die Zuhörer, so lag dies nur an der unwiderstehlichen Ermunterung des Dichters. — Hr. Weidner als Hr. von Langsalm war matt, er wußte seinem Spiele nicht Frische und Colorit genug zu geben. Das Schleppende und Gedehnte des Vortrags, das allerdings in der Natur dieser Rolle liegt, muß den Zuhörer bald ermüden, wenn nicht die leere Zwischenräume von Wort zu Wort, und Rede zu Rede, durch ein reiches Mienenspiel ausgefüllt, und so die Zeit der Abwartung verkürzt wird. — Madame Lindner: Frau v. Langsalm, war in Sprache, Geberde und Kleidung viel zu altmütterlich. Sie gleich, rechnet man den Sinn der Reden ab, die sie zu zu sprechen hatte,

im Uebrigen, ganz ihrem schlaflustigen Gemahl, statt daß sie überall dessen Gegensatz hätte bilden sollen. Herrschsüchtig, heftig, jungsüchtig, putzsüchtig, nicht korpulent, nicht so ehrbar gekleidet, nicht jenen gutmüthigen Ausdruck der Rede — das war ihr Beruf. — Demois. Lindner: Doris. Daß diese Künstlerin die Gabe schlecht zu spielen, durchaus nicht hat, konnte man heute wahrnehmen. — Fritz Hurlebusch, Hr. Becker. Presto, Presto! Aber das immerwährende Springen durch's Zimmer, thut's noch nicht. Hr. Schmitt als Gelicour, hat auch gehüpft, und dabei Beine gemacht wie eine Spinne. Auf der Bühne giebt es eine Menge herkömmlicher Manieren, die ohne Sinn gebraucht werden. Ist Einer ein junger Sausewind, so geht er nie, er läuft beständig. Man soll aber die Natur studieren. Meine Herren, beobachten Sie den lustigsten jungen Menschen Ihrer Bekanntschaft, wenn er auch erst 18 Jahre alt wäre, und sehen Sie, ob er wie ein Knabe springe. Er thut es gewiß nicht. Die Lebhaftigkeit hat ganz andere Zeichen. — Hr. Leißring machte den Major Langsaim. Es muß ihm zum Verdienste gerechnet werden, daß von der Scene an, wo er auftrat, alle Uebrigen, viel besser spielten als vorher. — Dem. Urspruch als Babet war nicht natürlich genug, und deklamirte manchmal an unpassenden Stellen. Sie möge sich ja hüten, aus jedem Worte das Herz reden zu lassen, dies ist das unfehlbarste Mittel, vom Zuhörer die Rührung abzuhalten. Ungeschicklichkeit war's, daß sie die Kaffeetasse so regelmäßig auf die Erde fallen ließ, daß diese ganz bleiben mußte. Aber Hr. Becker, trat mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart, tapfer mit dem Fuße darauf, und zerbrach sie in zwanzig Stücke. —

Am 25. Nov. — Der Fündling, oder: die moderne Kunstapotheose. Ein Lustspiel in zwey Abtheilungen, von C. W. Contessa. (Zum zweiten Erstenmale).

Die Erfindung ist etwas keck. Ein so scharf geschliffenes Werkzeug als der Ehebruch, ist zu gefährlich, um damit zu

spielen. Der Irrthum, des Lustspiels Sohn, soll mit Dingen tändeln, die minder ehrwürdig sind. Dann — das nach seinem Elemente Schnappen, des auf's trockne Alltagsleben geworfenen, und in den Maschen häuslicher Sorgen zappelnden Künstlers, ist ein, durch den starken Gebrauch seit her, ganz zerfaserter Stoff. Auch hat unser Dichter da, ihn nicht sonderlich neu aufgepuzt. Mann und Frau mahlen beide, jener Bilder, diese Kaffe: das ist der Herzzerreißende Gegensatz, zwischen Kunst und Küche. Die Frau Künstlerin, welche ihr Mann idealisch drappirt und bekränzt hatte, um einem Gemählde als Vorbild zu dienen, entläuft, so angethan, dem Pinsel, weil ihr gemeldet wird, die Milch sei übergelaufen: das ist die prosaische Feuerspritze, die ein poetisches Gemüth auslöscht. Dann — die Verwechslung der beiden Medaillons, die der Kammerdiener wagt, ist eine zwar schöne Arglist, die aber nicht gutwillig dem Genius des Dichters gefolgt ist, sie mußte gewaltsam entführt werden. Dann — die Sprache worin das Lustspiel geschrieben, ist die jetzt, wegen ihrer Wohlfeilheit so beliebte gereimte Prosa: das heißt derbes Pumpernickel zu zierlich geformten Pfeffernüssen verbacken. —

Die Aufführung war sehr gut, ja ganz vorzüglich. Hr. Otto, der Mahler, und Hr. Weidner, Kammerdiener, spielten mit sichtbarem Bemühen; Jener hatte viel Feuer, dieser einen wahrhaft künstlerischen Vortrag. Doch etwas zu heimtückisch war sein Gebehrden. Man hätte glauben können, er sei ein Bösewicht, was er eigentlich nicht war. — Das liebe Kind Ida Weidner, trug das Lied „vom armen Knaben", mit sehr beweglichem Ausdrucke vor. — Frau v. Busch, die Kaffemahlerin, hatte sich wohl vorsätzlich etwas unmahlerisch drappiren lassen, um ihre prosaische Widerspenstigkeit, gegen die Befehle luftiger Musen, anzudeuten. — In die Bettelliste, zur Aushülfe meiner bankerotten Kritik über das Spiel des Hrn. Hill, hat sich ein Ungenannter, heute mit folgender Summe eingezeichnet,

worüber ich hiermit dankbar bescheinige: „Hr. Hill, als Graf, hatte, da er vor dem Gemählde kunstprüfend stand, eine so verdrehte Stellung angenommen, daß sein Körper ganz genau einen Paragraphen (§) bildete.“ — Es giebt doch immer noch wohlthätige Menschen, und wer einmal so glücklich ist unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher, freilich nicht. —

V.

Bücherkunde.

Scherzburger Aktenstücke. No. I. enthaltend die protocollarische Verhandlung des Landgerichts Scherzburg in Betreff der Gewerbe-Steuer-Reclamationen. Im eignen Nachdruck-Verlage.

Daß in Deutschland, Schriften dieser Art, immer noch ohne Namen des Verfassers und des Druckorts erscheinen müssen, beweißt mehr als alles, wie noth solche thun, und wie ersprießlich sie sind. Aber das Glänzende verbirgt keine Dunkelheit, darum wird man in diesem Werkchen, den Verfasser der „Reise nach Hammelburg“ bald errathen. Er fährt hier fort, — und jeder Freund des Vaterlandes drückt ihm die Hand dafür — die Maskenfreiheit des Scherzes zu benutzen, um den grossen Herren, und was noch nöthiger und gefährlicher ist, den kleinen, die Wahrheit zu sagen, und sie dabei vertraut zu duzen. Was wir hierbei lernen, ist nicht minder werth, als was wir lehren — muthig seyn und sprechen. Den Inhalt der Schrift bezeichnet ihr Name gehörig, für den Geist darin, mögen folgende Auszüge reden. Es treten nemlich in alphabetischer Ordnung die verschiedenen Gewerbe auf, um gegen die ihnen auferlegte Steuer, Einwendungen zu machen.

Die Buchhändler

— welchen sich die Buchdrucker und Buchbinder anschließen — bringen vor: Es ist bekannt, daß die sonstige Leselust sich in gegenwärtigen Zeiten blos auf die Königl. Regierungsblätter und die Anmerkungen zum Strafgesetzbuche — als eine unversiegbare Quelle — beschränkt und außerdem nur Zeitungen und — verbotene Bücher gelesen werden, so daß wir ohne den Maculaturhandel schon längst verdorben seyn würden.

Um unserm Gewerbe daher wieder aufzuhelfen, bitten wir um ein allgemeines Lese-Verbot aller in unserm Verlage befindlichen Ladenhüter, so wie um möglichste Beschränkung der Preßfreiheit bei der zu erwartenden neuen Konstitution.

Die Papiermacher

— welchen sich die Lumpensammler anschließen — erklären sich dahin: Wir würden dem Vorwurfe der Kurzsichtigkeit und Undankbarkeit mit Recht nicht entgehen, wenn wir die langjährige Tendenz unsrer landesväterlichen Regierung, unser Gewerbe durch die Menge der täglich erscheinenden Regierungsblätter, Gesetzsammlungen, Repertorien, Commentare, so wie durch die periodischen Organisationen, auf den höchsten Flor zu bringen, verkennen wollten, und eben so wenig können wir über Mangel an Lumpen klagen, indessen hoffen wir bei alle dem, unsere Gewerbsteuer herabgesetzt zu sehen, weil wir bey dem stärksten Materialabsatze dennoch wenig Verdienst haben, indem seit einigen Zeit die großen Lumpen im hohem Werthe stehen, die kleinen aber von den alttestamentarischen Handelsleuten als Haché genossen werden. Hiezu kömmt, daß im Justizfache das vortreffliche Tabellenwesen neuerdings sehr eingeschränkt und dadurch unserm Gewerbe ein empfindlicher Stoß beigebracht worden ist, den wir noch härter empfunden haben würden, wenn nicht auf der andern Seite die heilsamen Controllen im Polizei- und Administrativ-Fache sich dreifach vermehrt hätten. Wir müssen indessen mit Recht fürchten, daß auch hierinn nach Jahren der edle Eifer wieder erkalten und die vorige Einfachheit zurückkehren werde,

die sich mit dem papiernen, so hoch gepriesenen Zeitgeiste nicht verträgt, und unser Gewerbe in gänzlichem Verfall bringen würde.

Man hat die Reclamanten ab- und zur Ruhe gewiesen, indem zu der geäußerten Besorgniß hinsichtlich der Geschäfts-Simplificirung vorjetzt kein vernünftiger Grund vorliege, vielmehr durch die projectirte abschriftliche Einsendung aller amtlichen Verhandlungen, behufs der Revision der Taxen, eine solche Emporbringung des Gewerbs voraus zu sehen sey, daß sie sich der holländischen Papierarbeiter bei Zeiten zu versichern wohl thun würden.

Die Spielleute, Stadtthürmer und andere Musikanten

tragen vor: Warum wir überhaupt zur Gewerbsteuer angelegt sind, da doch das Wind- und Lärmmachen von jeher unter die freien Künste gezählt worden, ist uns unerklärlich. Gar ungerecht wird diese Besteuerung in Rücksicht auf die letzten Kriegsjahre, in denen die Bauern die beste französische, östreichische und russische Musik ganz unentgeldlich hören konnten, auch dabey so munter auf den Beinen erhalten wurden, daß sie seit dieser Zeit allen Geschmack an unsrer Musik und am Tanzen verloren haben. Es fehlt zwar an lustigen Gelegenheiten fürs Volk nicht, indessen müssen wir bey den vornehmsten, z. E. bey den vier allerhöchsten Geburts- und Namensfesten, so wie bey den Landwehr-Exercitien, umsonst aufspielen. Bey den wenigen Kirchweihen haben wir schlechten Verdienst, da die reichern Bauern zum Tanzen zu schwer sind und lieber umsonst zusehen, die armen aber nicht viel aufgehen lassen können. Wenn sonst gewöhnlich bis Tagesanbruch getanzt wurde, so gehen jetzt, bey dem neuerfundenen Gesundheitsbiere, den Burschen schon in der ersten Stunde die Kräfte aus, und wenn einige ja noch Stärke in den Waden behalten, so bietet die Gensdarmerie schon um 10 Uhr Feierabend, wofern sie nicht selbst mittanzt.

Unter diesen ungünstigen Umständen müssen wir entweder

der gänzlichen Erlassung der Steuer entgegen sehen, oder wenigstens auf Belebung der Volksfröhlichkeit, als das eigentliche Ziel der Staatsverwaltung, durch Einführung neuer Volksfeste antragen, wozu wir die Steuerziele, die jährliche Konscription, die Ausspielung der Staatslottoloose und die Jahrsstiftungsfeier der Gensdarmerie vorschlagen; auch möchte es nicht unzweckmäßig seyn, die Urtheilsprüche unter Trompeten- und Paukenschall öffentlich verkünden, und jedes neue Gesetz im Regierungsblatte mit einer blasenden Harmonie-Musik in jeder Gemeinde publiciren zu lassen, wodurch es sich bei Alten und Jungen gewiß bis zur Widerrufung einprägen würde.

Man hat den Supplicanten — die noch mehreres zur Begründung ihrer Anträge vorbringen wollten — die Resolution ertheilt: daß man ihr unstatthaftes Gedudel nicht länger anhören könne, und Musikanten in Hoffnung besserer Zeiten leben müßten.

Nachzügler.

1.

Man kann nicht oft genug davon sprechen, daß die Jesuiten sich auch in Freiburg wieder angesiedelt haben; ein Wunder wird nicht gleich bei der ersten Erzählung geglaubt. Dem schuldlosen kindlichen Volke dort, daß wie überall, wo die Furcht es nicht abhält seine Furcht zu äußern, bald auswittert ob ihm Schaden bevorstehe, ward unheimlich vor dem Bösen, und es bewegte sich. Darauf verordnete die Regierung: Ruhe, und daß um den Spöttereien ein Ende zu machen — keiner, Abends nach 10 Uhr, ohne Laterne und Licht über die Straße gehen dürfe. Man sieht, die Herren sind nicht so schlimm als man denken sollte. Bei der Finsterniß, welche ihre Jesuiten hereingebracht, sorgen sie doch für einige Beleuchtung.

2.

Aus Neuchatel will man die Juden vertreiben. Sonderbar. Dort werden jährlich 130,000 Stück Uhren verfertigt, und dennoch wissen die Herren des Landes nicht, welche Zeit es ist!

Die Wage

Eine Zeitschrift für Bürgerleben Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Börne.

Zweiter Band.

Erstes Heft.

(August.)

Frankfurt am Main, 1820.

Auf Kosten des Verfassers.

Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von wenigstens 24 Bogen, beträgt 5 fl. Im Auslande wird sie durch die Fürstlich-Thurn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptspedition übernommen hat, und durch die Hermannsche Buchhandlung daselbst bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Bestellungen, im Johanniterhof auf der Fahrgasse, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgasse, Lit. G. No. 49. angenommen.

I.

Literatur.

Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geschlechte des Löwen; aber nur der Abschaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie ist ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falsch; ohne Freundlichkeir, und darum schmeichelnd. Der Tag blendet sie, am schärfsten sieht sie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, sie liebt nur das Steigen: sie hat einen Klettersinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich ist selbst ihr tückisches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menschen der sie wartet, nur dem Hause, worin sie gefüttert worden, bleibt sie treu. Eine entartete Mutter, frißt sie ihre eigene Jungen. So ist die Katze! So ist auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr spinnt. Ich gestehe es offen, daß dieses Werk mir in der innersten Seele zuwider ist, mag man es auch eben so kindisch finden, ein Buch zu hassen das einem Wehe that, als es kindisch ist, einen Tisch zu schlagen woran man sich gestoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbesondere, sondern über die darin fortgespielte mistönende Weise, die auch in allen übrigen Werken des Verfassers uns beleidigend entgegenklingt, über die beständig darüber herziehende, naß-

kalte, nebelgraue, düstere und anschauernde Witterung, will ich einige Worte sagen. Die Ueberschrift welche diese Betrachtung führt, ein Wort, dessen Bedeutung die neuere Arzneikunst verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden soll, daß der Humor in den Schriften des Verfassers der Phantasiestücke, ein kranker ist. Der gesunde und lebensfrische Humor, athmet frei, und stöhnt nicht mit enger Brust. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt sie nie vergebens. Er sieht von der Höhe auf alle Menschen herab, nicht aus Hochmuth, sondern, um alle seine Kinder mit einem Blicke zu übersehen. Was sich liebt trennt er, um die Neigung zu verstärken; was sich haßt vereinigt er, nicht um den Hader, um die Versöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei: denn auch die Maske hat ein Menschen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe ist ein schönerer Schmetterling verborgen. Er findet nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet nichts, weil er nichts verachtet. Nichts ist ihm heilig, weil ihm alles heilig erscheint; die ganze Welt ist ihm ein Gotteshaus, jedes Menschenwort ein Gebet, jede Kinderlust ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laster ist ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert, nur eine andere Art zu sterben. Er zürnt mit seinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraschende entrüstet, und nur der Schlafende wird überrascht. Er verspottet seine eigne Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe ist eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz oder um zu demüthigen, sondern, um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Er trö-

stet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Trostes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er sich selbst mit scharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächlen zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödlich seyen. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde sich geschlossen; Narben sind auch Wunden, die Erinnerung ist auch ein Schmerz; er glättet jene, und vernichtet diese. Der Geist der Liebe, haucht fort und fort aus ihm, alles befördernd; er treibt das Schiff wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menschen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geist der Liebe, der versöhnt und bindet, und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben, in den Schoos der Mutter-Sonne zurückführt, jener Geist — er kömmt nie ungerufen — beseelt die Werke des Verfassers der Phantasiestücke, nicht mit dem leisesten Hauche. Das nekkende Gespenst des Widerspruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, steigt dort, von grauser Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchsten Gipfel um uns tiefer herabzustürzen, und selbst sein Himmel ist ein unterirrdischer. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechselhaß, nicht um ihre verschwiegene Liebe, zu verrathen. Kreisler ist der Unglücklichste aller Verdammten, er ist ein gestürzter Engel. Die Brücke, welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten strekken sich sehnsuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um so mehr, je näher die Ufer sind. Selbst die Musik, diese Himmelskönigin die er liebend verehrt, steht in unerreichbarer Ferne von ihm; sie hört seine Gebete nicht, und nie gab es eine mistönendere Seele, als die jenes Kreisler, der rastlos den Wohllaut sucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindsamkeit und Spott, sind die beiden Pole, jene der anziehende, dieser der abstoßende des Humors. Aber nur in der Mitte ist der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo sie versöhnt zusammentreffen, da schmilzt die eine, den Frost des andern, oder der Spott kühlt säuselnd die Sonnenglut der Empfindung ab. Wenn sie aber auseinander stehen, ist die Empfindsamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launische Wahlverwandschaft, die uns mit einem Stoffe verbündet und von tausenden trennt, — und der Spott wird zum Hasse. So in seine Bestandtheile gespalten, erscheint der Humor in den genannten Werken, und ganz so, wie er dem Meister Abraham tadelnd zugeschrieben wird, nicht „als jene seltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern Anschauung des Lebens in all' seinen Bedingnissen, aus dem Kampf der feindlichsten Principe sich erzeugt, sondern nur durch das entschiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es ins Leben zu schaffen und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erscheinung. Dieses war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausströmen ließ, der Schadenfreude, mit der er alles als ungehörig erkannte, rastlos verfolgte, bis in die geheimsten Winkel.“ Kreisler hat sich selbst das Urtheil gesprochen: nicht anders ist sein eigner Humor. Ein zerrissenes Gemüth, ein alles zerreißender Spott. Seine Gefühle sind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froschschenkels an der galvanischen Säule, und der Friede seines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigsten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einschlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch seine harten Schmähungen mit welchen er diejenigen verfolgt, die an musikalischen Spielen ihre Lust finden, und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunst als heiligen Ernst zu fassen und auszuüben. Kreisler fodert unduldsam, seine Göttin solle, gleich dem grausamen Gotte der Juden, dem auserwählten

kleinen Volke der Künstler ausschließlich zugehören. Noch nie haben Priester, den Tempel den sie bewahren, Gläubigen verschließen wollen! Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammele, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in sinnigen geistvollen Worten — der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an, und gibt jedem den Widerklang seiner Empfindung als Trost zurück. Das Gassenlied das den rohen Gesellen hinauftreibt, ist so ehrwürdig als die erhabenste Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeistert. Und welche Musik ist beglückender, die berauschende des wahnsinnigen Kapellmeisters, die als Bachantin und Furie, das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitscht, oder die sanft erwärmende, die still erfreut, und täglich und häuslich genossen werden kann? Darf man eine Freude zerstören weil man sie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die musikalischen Tändeleien eifern, da durch sie allein die ernste Kunst fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunst und Wissenschaft, nur die zusammengezogene Zahl, vorhergehender kleinerer Zahlen ist, und da kein Gut an die Stelle des Genusses käme, wenn nicht, seines Werthes unkundige Fuhrleute, sich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr, und die ihm vorhergegangenen Werke seines Verfassers, sind Nachtstücke, nie von sanftem Mondscheine, nur von Irrwischen, fallenden Sternen und Feuersbrünsten beleuchtet. Alle seine Menschen, stehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wissen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erschrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu schreiten, noch zurück, und harren unentschlossen bis die Pfeiler einstürzen. Das ist seine Stärke, seine Wissenschaft und seine Kunst, — die Geisterwelt aufzuschließen, zu verrathen das Leben der leblosen Dinge, an den Tag zu bringen, die verborgenen Fäden, womit der Mensch, und der glückliche, ahndungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Gespensterauge, jeden freundlich sich

herüber neigenden Zweig, als den ausgestreckten Arm einer zerstörenden dunklen Macht, erscheinen zu lassen. Es ist der dramatisirte Magnetismus, und wenn das Conversations-Lexicon von jenem Schriftsteller bemerkt: daß er durch die grellsten Dissonanzen zur harmonischen Auflösung durchdringe, so ist ja eben in dieser Auflösung das anschauernde, unheimliche, verletzende. Eine unerklärliche schreckliche Erscheinung, wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheiteren; aber sobald er sie natürlich erklärt und so den Glauben erzwingt, weckt er den Menschen aus seiner fröhlichen Sorglosigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen, in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerstörende Natur unter Scherben und Leichen, sitzt. Ein Streben das keinen Dank verdient:

Es freue sich,
Wer da athmet im rosigten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe die ihm mangelt, kann dem Verfasser des Kater Murr, Verzeihung gewähren, selbst für diesen Mangel, und wir endigen besänftigt und besänftigend mit den Worten, die Faust seiner den Unhold ahndenden Margaretha sagt:

Es muß auch solche Käuze geben.

Natur, Kunst und Leben. Erinnerungen, gesammelt auf einer Reise von der Weser zum Rhein, und auf einem Ausfluge an die Gestade der Nord- und Ostsee, von Elise, Freifrau von Hohenhausen. Altona, bei Hammerich. 1820.

„Natur, Kunst und Leben." Unter diesem anspruchslosen Titel, theilt die Verfasserin, mit klarem Geiste und warmer Empfindung, ihre Reisebemerkungen mit. Wie sie aufgenommen seyn wollen, sagt das Vorwort: „die Verfasserin

schreibt diese Briefe mit einem für Natur- und Kunstschönheit empfänglichen Gemüth nieder. — Wer in ihnen Gelehrsamkeit, tiefe Kenntnisse oder neue Aufschlüsse erwartet, wird sich getäuscht finden; sie enthalten nur ein freies Hingeben in den Genuß des Augenblicks und die diesem entblühenden Gefühle eines warmen Herzens und dichterischen Sinnes, so wollen sie aufgenommen und nachempfunden seyn." Vielgereiste Männer, werden freilich manchmal lächeln, über das was der Verfasserin bemerkenswerth erschien; aber ihre kindlichen Ueberraschungen machen sie um so liebenswürdiger, als Beweise, daß sie noch selten die Häuslichkeit verließ. Die Fehler der Schriftstellerin sind die Vorzüge des Weibes.

„Durch die öde Gegend von Paderborn, durch diese schmutzige auch wegen ihrer hügeligten Lage unangenehme Stadt fuhren wir eilig hindurch, und nichts fiel uns hier mehr auf als die Häßlichkeit unter den Menschen niedern Standes. Aus der die Sinne und den Geist fesselnden katholischen Religion erklärt sich die Apathie dieser Gesichtszüge — daher diese wie aus Holz geschnizten Phisiognomien; wo der Geist gebunden ist, schlagen auch Dummheit und Trägheit ihren Wohnsitz auf. Gar oft erhielten wir auf unsere Fragen nach dem Weg, der Entfernung von diesem oder jenem Orte, und seinem Namen — keine Antwort; mit geöffnetem Munde und starren Blicken staunten uns die Menschen an und erwiederten höchstens: „dat weet ick nich."

„Die Naturschönheiten sollen in Cassel mehr Freude gewähren, als das gesellige Leben. Die Gesellschaft theilt sich dort in lauter geschlossene Zirkel, als den Altadelichen, Neuadelichen, Altdeutschen, Gelehrten, Deklamirenden u. s. w. Diese Zirkel erhalten sich unvermischt mit den übrigen, wodurch Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Formen und Gestalten verloren geht." Bei Gelegenheit, wo die Verfasserin, ohne Furcht über eine gefährliche Straße fuhr, macht sie die richtige Bemerkung: „Die passiven Gefahren schrecken den Menschen weit weniger als die aktiven — ein Beweis,

daß in unsrer Brust doch mehr Vertrauen auf die Vorsehung als auf unser Selbst wohnt."

In Frankfurt, hatte die Reisende, auf der Zeil, in kurzer Zeit, über hundert der prächtigsten Equipagen gezählt. Eben daselbst, wird von der Bewirthung bei einem großen Bankier folgende Schilderung gemacht. „Wir speisten in einem einfach dekorirten Zimmer mit Säulen; auf der Tafel standen, auf einem silbernen Plateau, drei Orangenbäume; die Speisen waren köstlich; die feinsten Weine wurden herumgereicht, während nach französischer Sitte, eine Karafine mit Wasser und eine mit Rheinwein, hier der allgemeine Tischwein, den man aus kleinen Biergläsern trinkt, stand. Der Champagner kam in Eis; beim Serviren herrschte die größte Stille, Ordnung und Geschwindigkeit; (wahrlich keiner dieser Laquaien hätte, wie jener in Vossen's „Hamburger Schmauß," die Austerbrühe auf das feuerfarbene seidne Kleid der Mamsell gegossen, so daß unermeßlicher Aufruhr entstand); man mußte auf die Idee gerathen, von Unsichtbaren bedient zu werden. Nach der Mahlzeit kamen mehrere Diener mit krummen Bürsten und nahmen vor jedem Gaste die Brodreste und Krumen weg, so daß die höchste Nettigkeit immer beobachtet wurde; dann folgte ein prächtiges Desert, wobei, wie natürlich, die Trauben eine große Rolle, für mich die Nordländerin die größte, spielten. Ganz zuletzt wurden Zahnstocher gereicht und jeder Gast erhielt ein dunkelblaues Glas voll lauwarmen Wassers mit einem Spülnapfe, — ein Glück daß ich die Reise eines „Gallamerikaners nach England" gelesen hatte, — ich ahnte seine Bestimmung, und wirklich wusch auch unbefangen ein jeder der Gesellschaft sich die Hände, räusperte, spülte den Mund rein mit eben der Ungezwungenheit, wie wir Norddeutschen in unserem Morgenzimmer; auch ich bequemte mich dazu doch so verstohlen wie möglich, da ich das Gefühl der Widerlichkeit dieser großstädtischen Sitte nicht überwinden konnte."

Sie sah das von Bethmannische Museum, Danneckers

Ariadne, und äußert: „Unendlich mehr als die Skulptur zieht mich die Mahlerei an; über das Warum? gab eine Bemerkung des Herrn *** mir Aufschluß, er sagte: „die Skulptur gehört dem Heidenthume an, die Mahlerei dem Christenthume, dort das Materielle, hier das Geistige; so wie das Christenthum stieg, sank die Skulptur." Ferner: es sei zu bezweifeln, daß es je der Bildnerei vollkommen gelingen könne, das Geistige rein auszudrücken. (Diese Bemerkung ist so wahr, als die, wenn auch verschwiegene, doch von den Gleichgesinnten errathene und zugestandene Folgerung, falsch wäre. Die alte Kunst verkörperte das Geistige, die neue vergeistigt das Körperliche. Sie ist hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunst des Heidenthums, war versinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Christenthums ist übersinnliche Entsagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunst die Geburt des Könnens, das Geschöpf des schöpferischen Menschen ist, die christliche Kunst aber, Duldung und Ohnmacht darstellt, so ist sie keine. Das Gebilde dem Stoffe, diesen dem Urstoffe, den Urstoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, ist die christliche Kunst ein Rückwärtsgebähren, des menschlichen Daseyns, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — sie ist keine Kunst, dann sie bildet nicht, sie zersezt. So wenig Calderon's Poesie, wahre dramatische Dichtkunst, so wenig ist christliche Mahlerei, wahre bildende Kunst. Daher ist bei den Alten Skulptur, bei den Neuern Mahlerei vorherrschend. Dort, Umrisse und Anschauung, hier, Perspective und Berechnung. Nicht in dem was ist, in dem was dahinter ist, spricht sich die Bedeutung eines Gemähldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens, (Götter der Wahl, Vielgötterei), Protestantismus, Männer, Verstand — die Skulptur; Monarchien, alleinherrschende Religion, (Katholizismus), Weiber und Gefühl aber, die Mahlerei mehr befördern und lieben. Das mehr plastische in der altdeutschen Mahler-Schule, nach ihr

in der niederländischen, weniger vorhanden in der französischen, gänzlich mangelnd in der italienischen, zeigt in diesem sinkenden Grade, die Stärke des protestantischen Prinzips jener Völker, im Staate und Einzeln-Leben an. Die Reisende erzählt: Dannecker arbeite jetzt an einem Christus, und nach Versicherung der Kunstkenner, sei dies Gebild das Höchste, was die neuere Kunst hervorgebracht habe. Ob dieser große deutsche Künstler, die räthselhafte Aufgabe befriedigend werde lösen können, mag Jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Christus plastisch dargestellt werden könne, begreift sich schwer. Entweder die Kunst des Bildes, oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter-Bilder der Griechen, waren vermenschlichte Götter, und das himmlische Licht ward von der irrdischen Masse eingesogen; der Gott-Mensch der Christen aber, ist ein göttlicher Mensch, das Licht muß über die Masse siegen — ein Sieg den nur die Mahlerei erringen kann.)

Der Aufenthalt zu Frankfurt gab der Verfasserin Anlaß über den Adel- und Geldstolz Betrachtungen anzustellen, und zu untersuchen welcher der „gerechteste“ sey? (Gerecht ist weder der Eine noch der Andere; es frägt sich nur welcher der unerträglichste ist? Ich stimme für den Adelstolz. Der Geldstolz ist weniger lästig, weil er lächerlicher, daher komischer, daher unterhaltender ist, und weil er dem gedemüthigten die Hoffnung läßt, sich durch Erwerbung von Reichthümern zu erheben, und der Geringschätzung zu entgehen. Der Adelstolz ist herablassender als der Geldstolz, und darum beleidigender, denn die Größe der Herablassung, ist das Maas der Höhe, auf welcher der sich herablassende zu stehen glaubt.) Die französische Sprache, wird behauptet, sei in den höhern Zirkeln Frankfurts, die allgemeine, „und man schämt sich leider mehr eines Fehlers in dieser, als in seiner Muttersprache.“ (Man habe den Witz eines Voltaire's, eines Jean Pauls, eines Swift's, eines Cervantes — jene Lächerlichkeit des Französisch-Sprechens, steht zu hoch, keine satyri-

sche Züchtigung vermag sie zu erreichen. Das Herz ergrimmt in der Brust, zum Kampfe ballt sich die Faust, wenn uns eine solche Albernheit in den Weg tritt. Unter allen Gründen, warum die höhern Stände in Deutschland, die Herrschaft der Franzosen gehaßt haben, steht die Furcht, ihre Götter-Sprache, möchte hierdurch zu bürgerlich werden, gewiß oben an.) . . . Noch eine andere Unart „des Zeitgeistes“ (ja ganz gewiß, wenigstens artig ist der Zeitgeist nicht) hatte die Reisende, an genanntem Orte zu bemerken Gelegenheit. „Verschwunden ist die Zeit der Stutzer und Damenverehrer; in stolzer Selbstgenügsamkeit, in stoischer Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht, gähnen die jungen Männer von den Wänden des Zimmers herüber den Damenkreis an, verlassen sobald wie möglich die Gesellschaft, um in Gasthäusern mit den Kameraden, oder bei Mädchen unter ihrem Stande, von ihren Feldzügen, Heldenthaten und wüstem Treiben zu erzählen, und sich dabei aller Vergessenheit der Lehren des Tanz- und Hofmeisters wegen körperlicher Haltung und sittlicher Rede zu überlassen. Wehe dem Verwegenen, der es wagte, sich den lieblichen süßduftenden Blumen des Damenkreises zu nähern! ihn trifft der Spottwitz aller Kameraden, man nennt ihn nur den Damenknecht, den jungen Feldherrn, den kühnen Blücher, und man stellt ihm vor, wie nichtig, wie gehaltlos das Vergnügen sey, um die Damen zu flattern und höchstens nur einige freundliche Worte zu erhalten, nur in ihr schönes Auge sehen zu können. Soll dies Betragen Gleichgültigkeit gegen alle französische Galanterie, soll sie altdeutsche Sitte seyn, so mögen sich die Jünglinge der alten Ritter erinnern, die Blut und Leben im Turnier wagten, um die Blicke schöner Frauen auf sich zu ziehen, um aus ihren Händen den Dank zu empfangen: aber die heutige Jugend liebt das Schwerdt nur um des Schwerdtes willen, und will nur dem Ritter Deslorges in Schillers Handschuh gleichen.“

Einen grammatikalisch-statistischen Irrthum, dessen sich

die Reisende schuldig machte, muß ich freimüthig rügen. Sie erzählt, in einer Ministerial-Abendgesellschaft, sei Thee mit Backwerk, „worunter das beliebteste Kartoffeln hieß und auch ihre Form hatte,“ servirt worden. Dieses ist nicht ganz richtig. Die so bekannten und beliebten, kleinen, blaßgelben, leichten und porösen Kugeln, welche man in den Thee wirft, und in der Tasse als süße Fische herumschwimmen läßt, heißen in Frankfurt nicht Kartoffeln, sondern Kartöffelchen, und können wegen ihrer niedlichen Form, ohne Sprachfehler, gar nicht anders genannt werden. . . . Der bekannte geistreiche und witzige Dichter und Staatsmann, General von Steigentesch, scherzte über die mannichfachen Verlegenheiten, in die sein herumziehend Leben ihn stürze. „Will ich mich ankleiden,“ sagte er, „so ist mein Kopf noch in Kopenhagen, mein Fuß schon in Aachen, kurz in der ganzen Welt herum ist mein Leib zerstreut.“ . . . . Die Verfasserin, von deutschen Malern redend, äussert: „Der Maler sollte billig, wie sonst in den Niederlanden üblich war, den Adel erhalten.“ (Schätze wären besser, für Kunst und Künstler. Mangelt es uns denn etwa in Deutschland an Ranudo's de Colibrados?)

Auf der Wasserfahrt nach Mainz, stellte die gemüthliche Reisende, da sie die Stadt und den Rhein erblickte, Betrachtungen an, über Vergangenheit und Gegenwart, über ehemaligen Jammer und jetzige Glückseligkeit — Betrachtungen die jedes deutsche Auge mit Wohlgefallen lesen wird. „Ich füllte einen Becher mit Rheinwasser, und brachte dem Sonnengotte der dies alles wieder herstellte, indem er die Reben wärmte und wachsen ließ, eine Libation, und leerte die lezten Tropfen des Bechers aus dem Strome gefüllt, der so viel Großes und Herrliches, so viel Schauerliches und Gräßliches gesehen. Doch fiel mir nachher mit Trübsinn ein, es sind ja nicht dieselben Fluthen, die das erlebten, sie sind längst im Ocean verströmt.“ Des in Mainz begrabenen Minnesängers Frauenlob gedenkend, bemerkt die Verfasserin: „Seit

fünfhundert Jahren hat kein Frauenlob gelebt, und Aussichten, daß einer uns erstehe, sind weniger wohl als je vorhanden. Die Männerwelt kränkt die ausgezeichneten Frauen durch Neid und Spott, verachtet die Gewöhnlichen, hat sich losgerungen von dem Zauber, den weibliche Schönheit über die Gemüther sonst ausübte — und betrachtet die ganze Frauenwelt mit anatomisch-prosaisch-politischen Auge. Verschwunden ist der Begriff an Frauenehre und Tugend, wie diese Worte aus der Unterhaltung der feinen Welt, wo sie gar nicht oder als veraltete Bezeichnungen längst aufgegebener Ideen mit höhnischem Lächeln begleitet werden. Wohl sind wir nicht mehr häuslich, fleißig, fromm und sinnig, so eingezogen und an Turnier- und Banquettagen sichtbar, wie die Frauen jener Zeit, und darin, wie in der Aufhebung der Klöster und der dadurch verschwundenen Besorgniß, diese oder jene Schöne werde sich allen Wünschen der Männer auf ewig entziehen, so wie der durch jene Aufhebung und die vielen Kriege entstandene Ueberfluß an Frauenzimmern ist zum Theil Schuld an der wenigen Aufmerksamkeit, die man ihnen jezt widmet."

Die dichterische, so warme als farbenreiche Schreibart der Verfasserin, mag folgende Schilderung einer Nachtfahrt von Bingen nach Rüdesheim, bezeichnen. „Die Ueberfahrt ging sehr langsam. Musik! riefen die muntern Nassauer, fröhliche Tänze, daß wir lustig sterben! und die Musici mußten in ihrer Angst spielen. Die Musik, der Sturm, die einsame Fackel auf Hatto's Thurm, die Finsterniß versezte mich in eine schauerlich poetische Stimmung, ich dachte an Fouque's Undine, und in seine Phantasien verloren, dachte ich immer, eine ungeheure Riesenhand werde sich aus dem Rhein erheben, unsern schwankenden Kahn umkehren, und im selben Augenblick ein gräßliches Haupt aus den Fluthen auftauchen und laut auflachen — und indem ich mich in diese Idee verlor, entsprang wieder eine andere von der Eitelkeit, dem Erbtheil aller Evens Töchter, herrührend; ich hatte mit

so vieler Sehnsucht nach dem alten Rhein gestrebt, ihn so jubelnd und zärtlich begrüßt, aus seinen Fluthen geschöpft, und noch heute, da mir so viel Schönes gesagt wurde und ich vom Verdeck nicht in die Kajüte gehen mogte, um im dortigen Spiegel die Wahrheit des Gesagten selbstrichterlich zu prüfen, hatte ich so oft in die klaren Fluthen geblickt, um mein Bild darin zu erschauen, und zu erfahren, ob der Himmel an diesem schönen Tage auch meinem Angesicht seinen beau jour gab. — Nun hatte dies alles der Vater Rhein gesehen, ich gefiel ihm, und er glaubte, das sey gegenseitig — und wünschte mich herab in sein Kristallschloß, darum zog mich eine so tiefe Sehnsucht nach einem namenlosen Gegenstande auf das einsame Verdeck, und da ich ihr nicht folgte, so kam er jetzt im Sturm, die Geliebte zu erbeuten. — — Die Idee schien mir poetisch genug zu folgendem Gedicht:

„Herab in mein kristallnes Haus,
„Du blonde Dichterin!
„Was fürchtest du des Todes Graus?
„Wohnt doch die Ruhe d'rin.

„Und kommst du nicht, so raub' ich dich
„Mit Sturmes Allgewalt.
„O zögre nicht, ich liebe dich!
„Bin ich gleich alt und kalt."

„Da sprach ich traulich bang und sacht:
„Ach, lieber Vater Rhein,
„Was soll ich in der finstern Nacht
„Da unten bei dir seyn? —

„Ich liebe dich doch nimmermehr,
„Auf Erden wohnt mein Herz,
„Da bleibt es auch, und liebeleer
„Empfang ich deinen Schmerz.

„Drum laß mich nur in Frieden ziehn,
„Du alter kluger Mann,
„Wer wollte noch in Liebe glühn —
„Wenn Jugendzeit verrann!"

Die Verfasserin trat, mißgelaunt wegen der fehlgeschlagenen Hoffnung, den Kaiser von Rußland, bei seiner Durchreise in Mainz zu sehen; ihren Rückweg an. „Trübe und verstimmt traten wir unsre Reise an. Als wir über die Schiffbrücke wollten, gingen grade Schiffe durch, und wir mußten noch lange warten. Der alte Rhein wollte sich nicht von uns trennen. Gewiß kam das falsche Gerücht: — der Kaiser komme durch Mainz, — von ihm her, er wollte mich kränken und täuschen, weil ich nicht in seinem Kristallschloß wohnen wollte. — Ich grollte nicht mit ihm und nahm in Gedanken wehmüthigen Abschied von dem Fürsten der deutschen Flüsse?“ . . . Ich endige die Auszüge dieser unterhaltenden Schrift, mit folgender schönen Bemerkung: „Wir haben Mangel an Zeit, wenn wir glücklich sind, und Ueberfluß daran, lange Weile, wenn wir es nicht sind.“

Satyrisch-humoristische Gedichte. Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereignisse. Von Heinrich Döring. Lpz. 1820. In Ernst Kleins literar. Comptoir.

Das kleine literarische Comptoir, hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleich kommt. Vom Humor haben diese Gedichte nichts als die Wäßrigkeit. Wie sie getrunken seyn wollen sagt die Vorrede. „Eben derselbe Charakter, der sich neuerlich in den Werken der Kunst, und namentlich der Poesie, ausspricht — man mag an die Schuld- und Verhängnißvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonnette denken — eben dieser Charakter tritt auch im öffentlichen wie im Privat-Leben auf's deutlichste hervor. Es ist eine gewisse phantastische Schwärmerei, ein falsches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall sich muthwillig über die gegebenen Regeln der Kunst hinwegsetzt; in dem andern, in Gedanken versteht sich, Staaten umstürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Wiederreden, Schreiben und Beweisen: wer denn so eigentlich ein Deutscher sey oder

nicht, das sich sehr verständig mit der Nothwendigkeit einer deutschen Tracht anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?" Das wäre also der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten sind. „Sie schildern den Conflict eines unbefangenen Gemüthes mit den Erscheinungen einer auf vielfache Weise bewegten Zeit." Daß des Verfassers Gemüth nicht befangen ist, kann ihm geglaubt werden, Er besitzt keines. Er fuchsschwänzelt auf seinem poetischen Harzkuchen, aus Leibeskräften, nicht um das deutsche Volk zu elektrisiren, sondern um es seiner Elektrizität zu entladen. Er temporisirt, doch sieht er wenig auf eilf Zwölf-Theile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er — septembrisirt. Ich will den Lesern einige Stengel dieses satyrisch-humoristischen Unkrautes in die Hände gegeben, sie würden sich doch nicht darnach bücken.

Deutscher Freiheitsgesang.

Fort! hinweg mit diesem Alten!
Neu muß sich die Welt gestalten,
Throne müssen wanken, schüttern,
Fürsten wie die Lämmer zittern —
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend,
Deutschlands kühne Heldenjugend.

Musensöhne, nie bezwungen,
Eine Schaar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnasiasten,
Können nimmer ruh'n noch rasten,
Bis das Gröste ist geschehen,
Was die Welt annoch gesehen.

Einen scharfen Dolch in Ehren
Kann uns Niemand wohl verwehren,
Um so mehr, da wir in Röcken
Sehr geschicklich ihn verstecken,
Nur im Nothfall dazu brauchen,
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum muthig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den — stoßt nieder!

Ihr bleibt rein und unbetheiligt;
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tausend Leichen,
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unser Vorbild! reiner
War im deutschen Volk wohl keiner!
Strebt wie er — wollt ihr mit Kränzen
In der fernsten Nachwelt glänzen —
Nach Gemeinsinn und — Gemeinheit,
Und erkämpfet Deutschlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: Apologie der deutschen Jugend, kömmt folgendes vor:

— — — Doch welch ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es schallt vom Ufersrand der Spree?
Ihr, edle Turner seid's! was ist geschehen, redet! —
„O fragt uns nicht! ihr sehts, der Turnplatz steht verödet,
Wo sonst das Leben ach! so frisch und fröhlich war!" —
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schaar. —
Welch neuer Unglücksschlag! Nein, das muß Steine rühren,
Den theuren Meister gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug gepries'ner Mann,
Wer hat so viel, wie du, für's Vaterland gethan!
„Gethan? ich bitt' euch, was?" — So fragt ein Einfaltspinsel!
Der Korse säß' fürwahr, anstatt auf seiner Insel,
Noch jezt auf Frankreich's Thron — doch mächtig fachte Jahn
Den lezten Funken fast erlosch'ner Deutschheit an!
Wer das nicht fühlen will, — doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter sprechen.

Es ist schändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes so zu spotten — unglücklich, wenn er schuldlos, unglücklicher, wenn er schuldig ist. Das hätte Hr. Döring, dem freien Jahn nicht gesagt; aber es ist die Art feiger Nachzügler, daß sie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner, befleckt der Dichter mit seiner satyrisch-humoristischen Feder die Frauen-Vereine und Mehreres. Man sieht es seinem Eifer an, daß er ein Recrut ist. Er droht, mit

einem stärkeren Bändchen humoristischer Gedichte. Er sollte sie in Friedrich Schlegel's Concordia einrücken lassen; man würde ihn gewiß damit nicht abweisen, auch wenn er Protestant wäre.

II.

Frankfurter Dramaturgie.

Am 8. Juni. — Die Schachmaschine, Lustspiel nach dem Englischen, von Bek.

Die Komik des Herrn Becker, der den jungen Ruff spielte, war eine ganze Octave zu tief genommen. Worin der Misgriff bestand, das läßt sich soviel die allzupossenhafte Kleidung betrifft, nach Weite, Breite, Schnitt und Farbe, deutlich zeigen; schwerer aber ist, die Vergehen im Spiele selbst nachzuweisen. Das muß gefühlt werden. Die Tollheit der Jugend hat ihre Grazie, wie die Weisheit des Alters; ohne diese Grazie, ist die Weisheit langweilig, und die Tollheit abgeschmackt. Daß ein junger Mensch, um die steifen Philister aus dem Sattel zu heben, und ihre Reitbahnkünste zu Schanden zu machen, sich wild geberdet, mag hingehen, mag ergötzlich seyn. Aber den Koller darf er nicht haben, das ist eine Krankheit.

Am 14. Juni. — Die Zauberflöte.

Seitdem unsere Bühne besteht, ist von allen Singspielen, Mozart's Zauberflöte am häufigsten vorgestellt worden. Im Jahre 1793, wo sie zum Erstenmale erschien, wurde sie siebenzehn Male, in dem darauf folgenden Jahre sechs und zwanzig, 1795 zwölf, 96 zehen, 97 acht Male, später seltner, doch jedes Jahr — mit der einzigen Ausnahme von 1812 — gegeben. Bis jezt, (das gegenwärtige Jahr ungerechnet), ist die Oper 137 Male gespielt worden. Wie

ein Kirchenlied, wie ein Gebet, ist diese Musik in aller Ohren, in aller Herzen einheimisch. Unser vortreffliches Orchester, könnte sie wohl auswendig spielen. Wenn eine Musik so lange ihre Herrschaft behauptet, und so dauernd die Liebe fesselt, so beweist dieses, nicht blos ihren Werth, sondern auch die Anerkennung ihres Werthes. Schon als Deutsche können wir dem großen Mozart, nie genug huldigen. Nicht darum blos, weil er ein Deutscher, sondern auch, weil seine Kunst die einzige ist, worin, durch ihn, die Deutschen sich, vor allen Völkern Europa's, des größten Meisters erfreuen. Deutschland besitzt, für alle Wissenschaften und Künste, eine große, für einige, verglichen mit andern Ländern, die größte Zahl ausgezeichneter Männer. Aber der ausgezeichnetsten dürfen sich jene Andern rühmen. Eine Ausnahme bildet, in der Wissenschaft, die Philosophie, worin die größten Geister, Deutsche sind, und in den Künsten die Musik. (Es ist bezeichnend für deutsche Art, daß Musik eine metaphysische Kunst ist). Bedenkt man nun, wie oft die Zauberflöte, das Entzücken und die Bewunderung der Kenner erregt, wie oft die Menge erfreut, und wie vieles Geld daher in die Theater-Kasse gebracht hat; so dürfte man mit Recht fordern, daß diese Oper auch äusserlich mit dem erforderlichen Anstande und Glanze geschmückt erscheine, was aber auf unserer Bühne nicht geschieht. Möget Ihr immer den göttlichen Mozart, nur als Diener eurer Theater-Kasse betrachten, aber auch einem Bedienten läßt man von Zeit zu Zeit eine neue Livree machen. Verwischte, verschabte alte Dekorationen; die nehmlichen die schon vor 27 Jahren gebraucht. In so viel Zeit wird selbst ein massives Bauwerk schadhaft, und der Ausbesserung bedürftig, geschweige ein gemahltes. Eine Soldaten-Pfeife, eine alte Bandschachtel, woraus das Glockenspiel, von zwei hölzernen Trommelschlägeln angeschlagen, erklingt. Feen kosten ihre Geschenke keinen Heller, darum sind sie auch immer prächtig; welche Pracht, sich durch etwas Farbe, Papier und Glas, leicht vortäuschen läßt. Mag die-

alte Schlange immerhin noch tausend Jahre den Tamino schrecken, und noch Millionenmale todgestochen werden — so eine Schlange hat ein zähes Leben — aber der Papageno-Rock taugt nichts. Der arme Vogelfänger sieht darin aus wie ein Hanswurst. Das Kleid mag buntbefiedert seyn, so bunt wie ein Kolibri, Papagey, Pfau. Aber welcher Vogel hat so abgezirkelte symmetrische Farben-Felder auf dem Leibe? Früher war das Kleid mit natürlichen Federn besezt; die durch Alter und Gebrauch nach und nach ausfielen. Dem verstorbenen, wenn auch nicht unersetzlichen, doch unersetztem Lux (möchte unser fiat lux! erhört werden), begegnete es als Papageno, daß er sich unter dem Spiele mauste. Er extemporirte einigen Spott, und das half; es wurde ein neues Kleid angeschaffet, welches aber jezt, obzwar keine natürliche sondern von Seide oder Wolle nachgebildete, Federn darauf sitzen, wieder verdorben ist. Auch wäre zu wünschen, daß in dem großen Vogelkäfig, noch einiges Geflügel gesperrt werde; es sind nicht mehr als zwei ausgestopfte magere Hinkel darin. Würden diese Verbesserungen eingeführt, dann bliebe nichts mehr zu wünschen übrig, da die Priesterkutten, vor zwei Jahren gewaschen worden sind. Die Zeitgenossen sind immer undankbar, gegen lebende große Männer, die sich um die Menschheit verdient gemacht haben; aber die späte Nachwelt, wird es dankend und verehrend anerkennen, daß ich es war der, durch eine Rüge in der Wage, jene Reinigung der Priesterkutten veranlaßt hatte.

Herr Dobler von Linz, trat als Sarrastro mit Beifall auf. Es heißt wir würden diesen braven Sänger hier behalten.

Am 17. Juni. — 1. Beschämte Eifersucht, Lustspiel von Frau von Weissenthurn.

Nur allein in den lezten acht Tagen, ist sie auf unserer Bühne schon zwei bis drei Male beschämt worden, aber umsonst, sie hat sich nicht gebessert — nehmlich die Eifersucht. Das Uebel haftet zu tief, und kann nicht mehr ausgerottet

werden. Wäre es mit unserer Geduld doch der nehmliche Fall, hätte sie doch gleich tiefe Wurzeln! Aber es ist zu arg, es ist gar zu arg. Man versuche es, und lasse unser Schauspiel-Repertoire gefrieren, und zähle dann die Löffel Wein die flüssig bleiben; wahrhaftig die Arithmetik der Pescheräh's reichte vollkommen hin zu dieser Zählung! Ist denn wirklich die Frankfurter Menge ein ewiges Kind, das nie des süßen Breies entwöhnt wird? Hat es keine Zähne für Fleisch und Brod, ist sein Kopf für Wein noch nicht stark genug? Giebt es keinen Othello, keinen Lear, keinen Julius Cäsar, keinen Mackbeth, keinen Romeo und Julie, keinen Wallenstein, keinen Egmont, keinen Götz von Berlichingen, keinen Ingurt, keine Donna Diana, keine Minna von Barnhelm? Soll die Bühne nichts höheres darstellen als unser erbärmliches Alltagsleben, darf sie nichts würdigeres nachahmen als unsere Thee-Abende, wo, mit faden Tändeleien, mit ungesalzenem Spotte, mit ungelenksamen pedantischen Witze, der Geist gefüttert; mit mancherlei süßen Getränken, die sie Erfrischungen nennen, der Leib durchgeweicht wird. Erfrischungen! Wir mit unserem Schneckenblute, daß wir noch glauben Erfrischungen nöthig zu haben! Ich möchte einen athenienſischen Schuhflicker auf unserer Gallerie sehen, ich glaube er würde toll werden in der ersten Stunde, und hinab auf's Parterre springen. Seyd ja nicht etwa bescheiden und sagt: die Griechen waren gebildeter als wir. Es gäbe nichts falschers als diese Behauptung. Wir verdanken der Buchdruckerkunst eine Ausbreitung der Wissenschaftlichkeit über alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft, von welcher die alten Völker keine Vorstellung hatten. Man kann jezt für ein paar Kreuzer und in Zeit von einer Stunde, in jeder Leihbibliothek mehr Weisheit schöpfen, als Pythagoras durch vieljähriges Reisen in fremde Länder, und nach langem Harren, und feyerlich-schleppenden Einweihungen sich aus den mündlichen Lehren der Priester erwarb. Also nicht darum, weil der athenienſische Schuhflicker einen gebildeteren Geist hat, als wir, sondern weil er einen größeren Charakter

hatte als alle unsere wohlgebohrnen Honoratioren, würden ihn unsere einfältigen Schauspiele anekeln. Er würde uns beweinen und verlachen. Beweinen, wenn er das Bild unseres düsteren mühsamen Lebens, aus seinem dramatischen Abbilde erkennt; verlachen, wenn er wahrnimmt, mit welchem Ernste mit welcher Ehrfurcht, wir alle unsere Possen behandeln, und mit welcher eiteln Selbstgefälligkeit, wir jeden Abend vor dem Spiegel der Bühne Toilette machen, und unsere häßlichen Figuren belächlen. Nun, wen kümmert's auch? Da Ihr es nicht anders haben wollt, so lasse Euch der Himmel noch lange, Euern zierlichen Kotzebue, Euern allerliebsten Ziegler, Eure artige Frau von Weissenthurn, und möge Euch kein ungeschliffener Shakespeare oder Calderon je aus Euerer Gemüthsruhe stören!

Ach, die liebe gute Frau von Weissenthurn, wenn wir die nicht hätten! möge sie, nun, da Kotzebue todt ist, unsere Bühnenmutter seyn, und viele Jahre den dramatischen Scepter führen. Wie treffend sind alle ihre Schilderungen aus dem Menschenleben, wie Naturtreu! Es ist wahr; man könnte über das Stück, von welchem hier die Rede ist, manche Fragen und Zweifel anbringen. Ist es wahrscheinlich, daß zwei gesittete Frauenzimmer von Stande, einem fremden jungen Offizier, gleich in den ersten Minuten ihrer Bekanntschaft, die Eifersucht, die eine ihres Gemahls, die andere ihres Bräutigams anvertrauen, und über deren lächerliche Schwäche, mit dem fremden Manne spotten werden? Ist es glaublich, daß irgend ein Baron Sturz, ein Chevalier, ein Politicus, ein bejahrter Hofmann eben jenen jungen Offizier, den er zum erstenmale in seinem Leben sieht, gleich zum Vertrauten seiner Intriguen machen, und ihn sogar einladen werde, ihm beizustehen, in die Familie, die ihn den Fremden, so eben gastfreundlich aufgenommen, Zwietracht und Haß zu bringen? Ist es möglich, daß zwei heftige leidenschaftliche junge Männer, wie Graf Solm nnd Baron Walling, beide Edelleute, sich von einem Fant von Lieutenant, so mishandeln

und verspotten lassen sollten, als es hier im Gartenhause geschah, ohne dem nasenweisen Burschen auf der Stelle den Hals zu brechen? Ist es denkbar, daß eine sittsame und für ihren Ruf besorgte junge Frau, welche die heftige Eifersucht ihres Mannes kennt, wenn sie aus irgend einem Grunde sich dazu entschließt, mit einem jungen Offizier in einem abgelegenen Gartensaale eine Zusammenkunft zu halten, ist es denkbar, daß ihr unbemerkt, zwei Menschen in der heftigsten Stimmung durch den Saal stürzen können, wird sie nicht vielmehr so ängstlich lauschen, daß ihr kein Zirpen eines Heimchens entgeht? Auch der Offizier schleicht sich unbemerkt zur Gräfin Julie, stellt sich hinter ihren Stuhl, und hört ihrem Selbstgespräche zu. Diese Unsichtbarkeit handgreiflicher Offiziere und anderer erwachsener Menschen, kömmt freilich in sehr vielen Komödien vor. Ohne solche Zaubereien können unsere armselige Poeten nicht fertig werden. Aber es ist eine Unnatur, die nicht zu ertragen. Ich habe so viele meiner Freunde und Freundinnen, bis ich eine tausendjährige Erfahrung zusammengebracht — ich habe sie gefragt, ob es ihnen in ihrem tausendjährigen Leben begegnet sei, daß sich Jemand in eine Stube geschlichen, während sie darin gewesen, ohne daß sie es gemerkt? Sie antworteten: nicht ein einziges Mal.

Mit welchem Rechte heißt das Stück beschämte Eifersucht? Die beiden Eifersüchtigen haben sich diesmal nicht zu schämen. Hat man ihnen etwa gezeigt, wie sie in der Donquichotterie ihres Herzens, eine Windmühle für einen Riesen gehalten? Keineswegs! Der eine findet seine Frau in einem einsamen Gartensaale mit einem jungen Offizier, und hört den letztern von Liebe reden; der andere findet seine Braut in den Armen eben dieses Offiziers. Sollten sie da nicht argwöhnisch seyn? Hätten sie auch ohne die Verblendung der Leidenschaft wahrgenommen, daß der Offizier der Bruder der Frauenzimmer sei? Woran? Sie kannten ihn nicht. Baron Walling stürzt ins Zimmer, in dem Au-

genblicke, da seine Braut den Offizier umarmt und küßt. Er sieht die anmuthige Gruppirung, schreit: „Tod und Teufel!“ und stürzt ab. Julie: da war er. Der Offizier: Der ist noch nicht kurirt. Julie. Das glaub' ich; „er weiß ja nicht, daß du mein Bruder bist, da muß es ihm auffallen.“ Ey Gräfin Julie, Sie reden da sehr vernünftig, warum sagen Sie das nicht Ihrer Mutter, der Frau von Weissenthurn?

Hr. Henkel als Graf Solm, und Frau von Busch als seine Gemahlin, waren bei übeler Laune. Sie spielten kalt, verdrossen, ungelenk, und leztere besonders mit spärlicher Mimik. Hr. Heigel, Baron Walling war rein toll. Es sei ihm verziehen, denn so eine Braut wie Demoiselle Lindner, so reizend, so anmuthig, mit so vieler Grazie in Scherz und Ernst, verliert man nicht, ohne auch den Verstand zu verlieren. Hr. Weidner als Baron Sturz zeigte ein höchst gelungenes Spiel, und Kunst und Natur in schöner inniger Verbindung. Warum er, auf dem Lande befindlich, in Hofkleidung den Degen an der Seite auftrat? darf man wohl nicht fragen. Dieser Misgriff ist üblich. Das Stück ist alt. Vordem mag wohl eine gräfliche Person, ihre gräfliche Natur, auch auf dem Lande nicht abgelegt haben. Aber da sich die Sitten jezt geändert, sollte man im Costüm auch die nöthige Aenderung treffen. Wenn ein Charakter, wenn eine dramatische Handlung, nicht mit einer gewissen Zeit, nicht mit einer bestimmten Gestalt nothwendig verknüpft ist, so sollte auf der Bühne alles die Farbe des Tages annehmen, damit die Täuschung nicht gestört werde. Moliere's Geizige ist älter als 150 Jahre; würde es aber nicht einen störenden Eindruck machen, wenn die darin auftretenden Personen, in der Kleidung aus der Jugendzeit Ludwigs XIV. erschienen? Doch hat Hr. Weidner seinen verjährten Stoßdegen benuzt, einen feinen Zug anzubringen. Als vorsichtiger Hausteufel legte er ihn ab, und stellte ihn bereit, als der Lieutenant den seinigen zog, um

mit dem aufgebrachten Grafen anzubinden. Hr. Becker, als Graf Werthen, hatte durch sein gutes Spiel den Dank des Publikums verdient, der sich durch Hervorrufen aussprach. Auch Hr. Obermeyer ließ es in der Rolle des Reitknechts, an ergötzlichem Wesen, das man von ihm erwartet, nicht fehlen. Hr. Urspruch, des Lieutenants Bedienter, sollte seinen Herrn bitten, ihm eine neue Livree machen zu lassen. Sie ist gar zu abgetragen. Ich kenne diesen Rock schon zwanzig Jahre.

2. Der neue Gutsherr. Oper von Bojeldieu.

Der Amtsschulze ward von Herrn Obermeyer sehr brav und sehr fein in italienischer Manier dargestellt. Er brachte mehrere sinnreiche und witzige Einfälle aus dem Stegreife an. Eigentlich dürfte dieses Extemporisiren in jenem Lustspiele gefordert werden, das immer etwas schwerfälliges behält, wenn nur dem Soufleur nachgesprochen wird. Madame Hofmann als Bärbchen, sang mit silberreiner Stimme so leicht und fertig, als ausdrucksvoll und kräftig, und spielte mit der ihr eigenen Anmuth. Hr. Leißring erquickte ungemein durch sein komisches Spiel, das nie die Grenze des Anstands überschreitet, und sich nie in ungemessener Breite umhertreibt.

Das Orchester schien die Grazie dieser Musik Bojeldieu's heute Abend nicht recht herauszufühlen, es schien mir etwas schläfrig, schleppend. Es schien mir, sage ich zum dritten Male; denn eigentlich verstehe ich nichts hiervon, und urtheile nur nach dunkeln Gefühlen, wobei Täuschung leicht möglich ist. „Wovon Sie nichts verstehen, sollten Sie auch nicht sprechen,“ könnte man mir erwiedern. Freilich, und darauf könnte ich nichts antworten als, daß einen Journalisten, der jetzt so sklavisch behandelt wird, wohl auch einmal die Lust anwandeln dürfe, den Herrn, den Sieger zu spielen, der, ein anderer Brennus, um das Recht unbekümmert, sein gefiedertes Schwert in die Wagschale wirft.

Am 20. Juni. — Pagenstreiche. Lustspiel von Kotzebue.

Semper lustig, nunquam traurig, singen die Herren Studenten. Wir auch. Und will sich einmal ein verrückter König Lear, verstohlen über unsere Bühne schleichen, machen wir ein spöttisches Gesicht, und fragen, den Hofrath Schiller parodirend: „Was kann denn dieser Misere Lustiges begegnen?“ Kotzebue selbst hat die Pagenstreiche eine Posse benannt; wir aber, hegen eine zu große Ehrfurcht vor solchen erhabenen Dingen, und nennen sie darum ein Lustspiel. In einigen Tagen giebt man uns wieder ein neues Lustspiel von Herrn Töpfer, dem genialen Dichter des Tagsbefehls. Wir freuen uns sehr darauf.

Am 21. Juni. — Das Bild, Trauerspiel in fünf Abtheilungen; von Ernst Freyherrn von Houwald.

„Bei der größten Wahrheitsliebe, kommt derjenige der vom Absurden Rechenschaft geben soll, immer in's Gedränge; er will einen Begriff davon überliefern, und so macht er es schon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für etwas gehalten seyn will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausschicken, daß weder das Abgeschmackteste noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne.“ Mit diesen Worten beginnt Göthe, in seiner italienischen Reise, die Beschreibung der tollen Land- Garten- Haus- und Kunstwirthschaft, die der Prinz Pallagonia auf seinen Besitzungen bei Palermo treibt. Durch die Anführung dieser Rede, sichere ich den einen oder den andern Vortheil. Meinen eignen — sollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das Bild auszusprechen gedenke, fest zu begründen; den des Dichters — sollte es mir gelingen.

Was ist der Zweck der dramatischen Kunst? Nur zur Frage, nicht zur Antwort ist hier Raum. Auch ist genug,

deß flüchtig zu gedenken, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur, in dem Sinne sei, daß sie das Schaffen, nicht die Geschöpfe der Natur nachahmt, daß sie schafft wie, nicht was die Natur. Die bildende Kunst thut es der äußern, die dramatische, der menschlichen Natur, das heißt: der Geschichte nach. Sie stellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menschen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begränzung, durch den Stoff auf den sie einwirkt, bestimmt, und wie jedes Leiden, durch eine äußere Kraft erregt wird, so ist der dramatische Künstler zugleich ein bildender; er hat in seinen Werken nicht blos die wahre Beschaffenheit der menschlichen, sondern auch die der großen Natur, die Verhältnisse, rein aufzufassen und treu darzustellen. Und wie er diese Forderung erfüllt, das wäre der erste Versuch, der über den Gehalt eines dramatischen Werkes anzustellen sei. Wir wollen diesen Maasstab, an eine Geschichte, die wir wie folgt ersinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes, will die bestehende Regierung stürzen. Die Verschwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm seine Angehörigen. Man zieht seine Güter ein, und die Strafe des Gesetzes wird am Bildnisse des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, sein Unternehmen noch einmal zu versuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker stirbt. Welche Empfindungen wird dieser Tod bei den Hinterlassenen erwecken, zu welcher Handlung wird er sie anreizen? Gewiß, sie werden um den verlornen Gatten, Vater und Bruder trauren, sie werden seinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige That, die Triebfeder einer blutigen That, kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffodern. Und war die Triebfeder zur Verurtheilung und Einkerkerung des Grafen, eine gehässige, zu bestrafende? Der Graf hatte sich wirklich verschworen, das Gesetz hat ihn gerichtet. Wen

sollte die Rache treffen? Den Fürsten des Landes, der, was seine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geschützt? Die Richter die das Urtheil gesprochen? Tritt ja die Rache auf, so kann sie es nicht als eine That der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine That der Politik kann sie erscheinen. Die sie zu vollführen übernommen, müssen gleichgesinnt mit dem Verstorbenen, die mislungene Verschwörung von neuem anzetteln, und der Trieb den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag sie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr anfeuern. Aber alleiniger Zweck kann unter solchen Verhältnissen die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung einer andern Macht vertrieben wird, wenn dieser neuen Regierung die Familie des Gestorbenen ergeben ist, wenn daher die Trauer um den Todten, an dem Ehrgeize keinen Unterstützer findet, dann wird sie verstummen, und nicht mehr auf Rache sinnen. Gegen wen sollte diese ferner gerichtet seyn? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen und zurückgekehrten Grafen erkannt und ins Gefängniß geführt, oder etwa gegen einen armen schlechten Teufel von Auflaurer, der um eine Handvoll Geld den Geächteten verrieth? Oder gegen wen sonst? Nun wahrlich es errathets keiner wenn ich es ihnen nicht sage. . . . Doch laßt uns zum Bilde zurückkehren; denn die hier erzählte Geschichte ist der Inhalt dieser Tragödie — erzählt so weit die Geschichte möglich ist; wo das Unglaubliche beginnt, lasse ich den Dichter selbst reden.

Ein Graf Nord hatte die spanische Herrschaft in Neapel zu stürzen gesucht. Flüchtig nach entdeckter Verschwörung, ward sein Bild an den Galgen geschlagen. Als Mönch verkleidet kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet, und stirbt im Gefängnisse. Dieses ereignete sich wenigstens zehen Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie sich vor unseren Augen abspielt. Der Schauplatz ist auf dem Schlosse des Grafen Gotthard von Nord, Bruders des Verstorbenen, in der Schweiz. Außer diesem

befinden sich noch daselbst und treten als Hauptpersonen auf: Camilla, die verwittwete Gräfin Nord; ihr Sohn Leonhard, ein Jüngling von 18 Jahren; ihr Vater Marchese di Sorrento; ein Mahler Spinarosa, und der Schloßkastellan. Die Familie hatte sich aus dem politischen Sturme hierher gerettet. Aber seitdem hatte sich ihr Schicksal aufgeheitert. Die österreichische Herrschaft hatte sich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verstorbenen Grafen und seiner Angehörigen, leztern zurückgestellt. Der alte Marchese erwartet einen Boten aus Italien mit der Bestättigung seines Glücks.

Da er flüchtig und verarmt eine Freistätte suchte, ließ er seinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit seiner Herkunft, als verlassene Waise, kam der Knabe in eines Mahlers Hände, der dessen Naturanlage zur Kunst sorgfältig entwickelte. Meister Spinarosa, durch einen geheimen Zug des Gemüths an den Knaben gekettet, ward sein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinarosa, gedenkend sich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher ehe die Handlung des Drama's beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard, den Marchese als seinen Großvater, Camilla als seine Mutter, den Grafen Nord als seinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marchese seines Vaters Schicksal, wie dieser eine Verschwörung angezettelt, wie er sich flüchtete, wie sein treues Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie er darauf zum zweitenmale sich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn:

— — — — — — Das Bild
Am Galgen von verruchter Hand gemahlt,
Es war zu treu, und wurde sein Verräther.

Worauf Leonhard erwiedert:

O pfui! Wer hat die Kunst so tief entweiht!

Das ist nun die Schraube um welche sich die Handlung dreht, und geschraubter findet sich wohl auch keine in der ganzen dramatischen Welt. Man möchte Leonhard's Worte des Unwillens, die wir so eben aussprechen gehört, wiederholen, denn nie haben possierlichere Stelzen, den Dienst des Cothurns vertreten, viele Jahre sind seit dem Tode des Grafen vorüber, und noch ist alles Sinnen und Trachten des Marchese und des alten Castellans darauf gerichtet, wie sie den Mahler entdecken, der das Bild verfertigt, das man am Galgen hing; denn dieses Bild, reden sie sich ein, weil es so treu gewesen, habe den Grafen verrathen. Und nicht allein diese, sondern selbst ein Cardinal in Neapel, der Oheim des Marchese, hat sich jene Narrheit in den Kopf gesetzt, denn der von ihm an den Marchese geschickte Bote erzählt:

Auch Seiner Eminenz sind tief empört
Und wollen ihre ganze Macht gebrauchen
Den Mahler zu erforschen; denn solch ein Bild
Mit diesem Fleiß und dieser Sicherheit
Zu mahlen, meinen sie, sey nur das Werk
Der schändlichsten Verrätherei — —

Meinen sie! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz; aber ich kann mich nicht darein finden. Kenner der ausübenden Henkerkunst werden es besser wissen als ich, was es mit der Hinrichtung im Bildnisse eigentlich für eine Bewandniß hat. Wird nicht, wie es mir wahrscheinlich dünkt, nur irgend ein Bild symbolisch an den Galgen geschlagen, mit der Absicht, es solle den flüchtigen Verbrecher vorstellen, oder wird wirklich das Konterfey des Verurtheilten, und in der Absicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert werde? Angenommen, daß dieses sich so verhalte, und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert worden sei, weil sein treues Bildniß ihn verrathen; wie kann aber auch der witzigste Argwohn auf den Gedanken kommen, daß ein Mahler, aus Bosheit, in der Absicht

den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemahlt habe? Er müßte es dann aus der Erinnerung gemahlt haben, denn hätte der geächtete Graf seinem Pinsel gesessen, dann braucht' er ihn ja blos beim Kragen zu fassen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Also ein Mahler, wäre zur Polizei oder zum Criminalgericht gekommen, und habe gesagt: ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache sein Bild gemahlt; ich stehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ey dem andern, schlagt es am Galgen, es wird seine Dienste thun! Aber wäre es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß das Bild des Grafen früher, und keineswegs zu diesem schrecklichen Vorhaben gemahlt worden wäre, und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Pallästen, in denen sie waren, wie erzählt, confiszirt hatte, gefunden, und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marchese, mußte ja daran denken, daß sich der Graf einmal habe mahlen lassen, da dieser Umstand wegen eines gewissen Vorfalles, der sich dabei ereignet hatte, der Gräfin Camilla, unvergeßlich bleiben mußte. Indessen genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es giebt unerklärliche Idiosynkrasieen des Gemüths, und der Haß gegen einen unbekannten vermuthlich ruchlosen Mahler, mag eine solche seyn. Ja es muß eine Idiosynkrasie hier Statt finden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit des schon vor Jahren verstorbenen Grafen immer noch beseelt, zu solchen Rachephantasieen sich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht sonderlich geliebt. Er war ein roher harter Mensch. Der Marchese klagt, sein Schwiegersohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Camilla sein Weib hatte eine frühere Neigung, durch ihre ganze Ehe stets ungeschwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord, konnte dem verstorbenen Bruder auch nicht gut seyn, da er ihm genannte Camilla, die früher ihm selbst als geliebte Braut bestimmt gewesen, weg geschnappt hatte.

Der junge Leonhard, kannte seinen Vater kaum. Nur der alte Castellan bedauert seinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig; die übrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen, und lieben ihn in contumaciam — sie haben es nur mit seinem Bilde zu thun.

Wie gesagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Castellan, alle sinnen darauf, wie sie den verrätherischen Mahler finden, und züchtigen könnten. Da spricht der Kastellan:

Ich habe drüber Jahre lang gebrütet
Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerst hat er sich nach Neapel geschlichen, das aufgehängte Bild nächtlicher Weise vom Galgen abgenommen, und dafür ein anderes hingehängt, sodann ist er durch vieles Ueberlegen und Suchen dahinter gekommen, daß in der Ecke des Gemähldes der Künstler ein Zeichen hingemacht (sein Monogram). Jezt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen sich sämmtlich auf die Wanderung begeben, den Mord-Mahler aufzusuchen, übertragen jedoch wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieser wird feierlich mit einem Schwerdte umgürtet, zum Ritter geschlagen, und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während sie sich aber auf solche Weise rüsten und berathen, hat ihnen der böse Geist, das Opfer schon zugeführt, denn der Mahler, der das Galgenbild gemahlt, ist kein anderer als Spinarosa. Wie er in das Haus seiner Feinde gekommen, ist oben schon gesagt, jezt muß erzählt werden, auf welche Weise er dazukam, den Grafen Nord zu mahlen. Zwar scheint dieses so natürlich, aber der grade Weg, taugt in keinen Tragödien; um gehörig spät zum fünften Akte zu gelangen, müssen krumme Wege eingeschlagen werden.

Gräfin Kamilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloster zu. Da ereignete sich, daß daselbst mehrere Bilder restaurirt werden sollten. Der berühmte Meister, dessen Kunst man

in Anspruch nahm, hatte keine Zeit und schickte einen seiner Schüler, einen Deutschen Namens Lenz. Wie dieser nach und nach die beschädigte Madonnen ausbesserte, bekamen sie alle das Gesicht der schönen Kamilla. C'est l'Amour qui a fait ça! Die kleine Kamilla erwiederte die Liebe des jungen Mahlers. Da ward sie aus dem Kloster gezogen, und dem Grafen Nord angetraut. Dieser hat von der Liebschaft gehört, und will dem Mahler, der seine Braut, wenn sie es auch damals noch nicht war, zu lieben wagte, einen Streich spielen. Er läßt ihn rufen, um sich mahlen zu lassen. Lenz kömmt, ohne zu wissen, daß er den Mann seiner Geliebten vor sich habe, und mahlt den Grafen. Als das Bild fertig ist, ruft der Graf Kamilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab, und sagt: das Bild tauge nichts. Nach dem er die Absicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beschämen und zu ärgern erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszahlen. Dieser aber wirft ihm das Geld vor die Füße, stürzt fort, ändert seinen Namen und irrt in der Welt umher. Auf diese Weise ward das verhängnißvolle Bild geboren, das den Grafen das Leben kostete. So sinnreich bestrafen Dichter die Bosheit!

Jezt ist Lenz unter dem Namen Spinarosa, in der Nähe seiner Geliebten. Die Flamme seines Herzens, hat er durch alle Wege seines Lebens, treu gewartet, und auch sie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeschwächt erhalten. Noch hat er sie, sie ihn nicht gesehen. Wie rührend wird die Erkennung seyn! Welch ein freudiger Schrecken wird beide überfallen! . . . Ach nein, daraus wird leider nichts, denn Camilla ist blind, trägt eine Binde vor den Augen und hat sich so verändert, daß sie unkenntlich geworden ist. Wie, blind ist sie? Das ist nicht möglich. Also darum muß der unschuldige unglückliche Mahler mit einem Degen todtgestochen werden, weil die Dame blind ist? Hätte sie gesehen, und ihn erkannt, dann wären alle Misverständnisse,

und der daraus entsprungene Jammer verhütet worden. Darf ein dramatischer Künstler sich so etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarethe machen? Wenn das habsüchtige räuberische Schicksal, diebisch oder gewaltsam, in das schwache unbewahrte Menschen-Herz einbricht, wenn dann die Angst unsere Schritte beflügelt, das Entsetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unsere Empfindung in Thränen auflöst — Angst, weil das drohende Geschick so übermächtig — Entsetzen, weil es zu flüchtig ihm zu enteilen — Thränen, weil der Liebende ein Mensch ist wie wir, den wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden — kann alles dieses auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geschickes nicht menschlich gestaltet ist wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verschlossen ist und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer der durch Blindheit veranlaßt wird! Wir haben unsere guten Augen, wir sehen umher, uns kann so etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alle Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe stürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen, und seinen Vater erschlagen; er kann seinem eigenen Kinde statt Zucker Rattengift in die Milch mischen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beschuldigen und zum Tode verurtheilen. Seine Frau stürzt sich aus Verzweiflung ins Wasser. Das ist gewiß Jammer genug; aber es ist ein pathologischer, kein dramatischer. Auch Shakespeare hat kranke, geisteszerrüttete, blinde Menschen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erscheint der Wahnsinn nicht als Quelle sondern als Ausfluß des dramatischen Geschickes, und seine Blinden sind nur als Theile der Scenerie hingestellt, wie man Blitz, Donner und Seestürme auf die Bühne bringt, um einem schauerlichen Gemählde einen entsprechenden Rahmen zu geben.

Aber im Bild, ist die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Ursache aller Verwirrung, und man kann ohne schadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrath Himly aus Göttingen, wenn er zufälliger Weise einige Monate früher als Spinarosa nach der Schweiz gekommen, und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schicksale und dem Hrn. von Houwald, einen rechten Possen gespielt, und jenes um seine Beute, diesen um seine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die schöne Gräfin, und wie kam sie dazu? Hat sie den grauen, oder schwarzen Staar? Hat sie ein Fell, oder Flecken im Auge? Ist sie blind geboren? Ist das Uebel nach einem Nervenfieber, oder nach einer Entzündung übrig geblieben? Ach nein, das alle nicht. Sie hat sich um ihren verstorbenen Gatten blind geweint. Wahrhaftig, das ist romantisch, welch' eine Treue, welche eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ey, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, sie war der Neigung ihrer Jugend stets treu geblieben, der junge deutsche Mahler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat sie sich um ihren Gatten blind geweint? Das ist unglaublich! Ey, es muß wohl wahr seyn; sie selbst und ihr Vater erzählen es. Der Marchese sagt seinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende das sein Vater in Neapel genommen, mittheilt:

Durch unsere Freunde ward mir bald die Kunde.
Ich sucht' es Deiner Mutter zu verbergen;
Denn sie lag damals mit dir an den Blattern
Darnieder; aber sie erfuhr es doch;
Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
Ihr gleich nur spärlich zugemessen waren,
Doch war sie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem scharf gesalz'nen Thränenquell
Des Grams verloschen ihre schönen Augen.

Und die Gräfin sagt, von ihrem verstorbenen Manne:

Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Thränen
Sie löschten wohl der Augen schwaches Licht
Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
Der ersten Liebe.

Sie Marquis, haben Ihre Sache gut gemacht; Sie wußten Ihrem Mährchen einige Wahrscheinlichkeit zu geben. Indem Sie erzählten, die scharf gesalzenen Thränen des Grams hätten die schönen Augen Ihrer Tochter ausgelöscht, ohngeachtet sie eine unglückliche Ehe gehabt, da fühlten Sie selbst, wie unglaublich das sei, und da haben Sie anscheinend ganz absichtlos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur selben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieses ein feiner ophthalmologischer Zug. Die Spötter die an der aufrichtigen Betrübnis Ihrer Tochter zweifeln mochten, können in ihrem Sinne annehmen, sie sei von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, schöne Gräfin, haben sich gewaltig verschnappt. Wie! Sie wollen uns weiß machen, daß die nehmlichen Thränen die nicht stark genug gewesen waren, die geheime, mächtige Flamme Ihrer ersten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht Ihrer Augen auszulöschen, und Sie sagen uns das in vier auf einander folgenden Zeilen, damit der Widerspruch recht handgreiflich werde? Gehen Sie uns, Sie sind sehr schlimm, Sie haben so etwas von einer Wittwe zu Ephesus. Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um sich das Ansehen einer zärtlichen betrübten Wittwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten sich um ihren Mann blind geweint.

Nun zurück zur Geschichte. Mahler Spinarosa wird von dem Marchese aufgefodert, seine blinde Tochter zu mahlen, doch ohne daß sie davon wisse, denn sie habe sich immer gesträubt einem Pinsel zu sitzen. Spinarosa wird in das Zimmer seiner Geliebten geführt. Er erkennt sie zwar nicht, und sie weiß nichts von seiner Gegenwart. Aber das

in unsern neuern Tragödien so beliebte Dehnen und Sehnen, die magnetische Sympathie, das schwermüthige Wesen, die sauersüße Empfindung wobei einem ganz jämmerlich zu Muthe wird, läßt sich alsbald verspüren. Er wird ahndungs- und andachtsvoll, ihr wird heiß und schwül, sie bekömmt das Asthma und muß ins Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten drei. Um den langen ungewissen Zustand zu verkürzen, sage ich gleich, daß er endlich von Camilla's Gesellschafterin erfährt, wen er gemahlt habe, daß er der Vertrauten seine Hoffnung mittheilt, jezt die Geliebte heirathen zu können, daß diese ihm sagt: daraus werde wohl nichts werden, denn der Marchese sei ein stolzer Mann.

Jezt zu einem Andern. Wenn ich Sprünge mache, und außer Zusammenhange die Geschichte erzähle, so ist das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Episoden, die ihr an Bedeutung nicht nachstehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis sechs Tragödien. Die Personen laufen verwirrt durcheinander, zerstoßen sich die Köpfe und versperren sich wechselseitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von Nord, Bruder des Verstorbenen, liebte Camilla. Sein Vater hatte sie ihm ehemahls als Braut zugedacht, seine zweite Mutter aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, diesem Camilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Maltheserkreuz genommen. Da jezt Camilla Wittwe, denkt er sich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauschen, und nachdem er sich vom Pabste die nöthige Dispensation verschafft, entdeckt er dem Marchese, seine alte Neigung zu Camilla, und bittet um ihre Hand. Dieser willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen, von der früheren Neigung, die seine Tochter für einen deutschen Mahler hegte. Der Graf will Camilla ausholen, er spricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geständniß, daß sie ihren Lenz nie vergessen werde. Der Graf er-

fährt von Spinarosa, daß Lenz lebe, und daß dieser sein Freund sei. Der Graf ist hochherzig, er ladet Spinarosa ein, ihn nach Deutschland zu begleiten, um Lenz aufzusuchen. Er will seinen beglückten Nebenbuhler Camillen in die Arme führen.

Camilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und seitdem spricht sie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater der Marchese, der darin ein Hinderniß zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinarosa, er solle vorgeben, sein Freund Lenz wäre kürzlich gestorben, wie er so eben aus einem Briefe erfahren. Dieser jammert in Dialogen und Monologen ob so grausamer Zumuthung; endlich verspricht er's zu thun, und nimmt sich vor in nächster Nacht heimlich das Schloß zu verlassen, um seiner Qual und dem Schmerze Camilla's zu entgehen. Er bittet den Kastellan ihn Nachts verstohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher, in die Ahnenbildergallerie des Schlosses zu führen, weil er seine Augen noch einmal, an dem von ihm gemahlten, und dort aufgehängten Bilde Camilla's weiden wolle. Der Kastellan verspricht es zu thun. Nun erinnere man sich, daß dieser alte treue Diener sich seit vielen Jahren in den Kopf gesetzt, durch das Monogram des Galgenbildes den verrätherischen Mahler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er, auf dem neugemahlten Bilde Camilla's das nemliche Monogram, und schließt daraus, daß Spinarosa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umstand, daß dieser sich heimlich aus dem Hause stehlen wolle, bestätigt ihn in seinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er sich entdeckt glaubt. Dem Marchese wird die Sache mitgetheilt, und beide nehmen sich vor, den Mahler in der Bildergallerie zu belauschen, zu überfallen und zur Rede zu stellen. Um Mitternacht wird Spinarosa von dem Kastellan in die Gallerie gelassen. Dort spricht er eine Zeitlang mit dem Bilde Camilla's. Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg. Hölle und Teufel! Wuth.

Er zieht den Degen und stößt damit das Bild, es durchbohrend von der Wand herab. Es war das Konterfei des von ihm gemahlten Grafen Nord, der ihm seine Geliebte entzogen, und ihn so schnöde behandelt. Sollte ihn dieser Anblick nicht in Wuth setzen? In dem nemlichen Augenblicke stürzt der Marchese und der Kastellan herein. Das an den Galgen geschlagene, von dem Kastellan dem Galgen abgestohlene, und in die Gallerie gehängte Bild des Grafen, wird von Spinarosa herabgeworfen. Das ist lautes Bekenntniß seiner That. Der Marchese zieht den Degen, und da sich der Mahler ihn nicht entgegensetzen will, durchstößt er ihn.

Dies geschah um Mitternacht. Wie schafft man sogleich Camilla herbei? Diese hatte ihrer Gesellschafterin gesagt, sie wolle diese Nacht etwas lange aufbleiben, in der Nähe der Gallerie, weil dann Geister dort herumwandeln sollen, und sie wolle hören was wahres daran sei. Auf den Mordlärm eilt sie herbei. Sie sieht den blutenden Geliebten. Sie s i e h t ihn, denn in diesem Augenblicke erhält sie das Gesicht wieder, der Wahnwitz überfällt sie, und sie sinkt tod hin. Der Mahler stirbt auch, und der Marchese bedauert seine Uebereilung. Man hätte wahrhaftig den Mahler wohlfeiler sterben lassen können!

Und käme nun der Dichter dieser Tragödie und spräche: Herr Rezensent, Sie wollen schlau seyn, aber wie haben sie sich ertappen lassen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernst gewesen? Es konnte Ihnen entgehen, daß ich mich durch mein B i l d, über die dramatische Charlatanerie und Kinderpossenreißereien der deutschen Poeten habe lustig machen wollen? — Wahrhaftig, ich würde roth werden und mich schämen. Man hat die Sprache in dieser Tragödie gelobt, sie soll blühend, bilderreich seyn; aber gar manches wird gemahlt, und gar manche Kräuter blühen. Ich kann die Bearbeitung so wenig loben als die Wahl des Stoffes,

und will meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der Kastellan beginnt das Stück mit folgenden Worten:

Lauft! Lauft! und reißt die Thüren auf und zu
Als sey das wilde Heer hier eingezogen! —
Wie mir ob dem Spektakel fast der Mund
Erstaunend offen steht, so sperrt die Burg
Auch ihre längst verschloßnen Thore auf.

Die Thüren zureißen ist falsch. Reißen heißt gewaltsam trennen; wenn aber die Thüre heftig zugeschlagen wird, so wird sie gewaltsam mit dem Thürpfosten verbunden. Will der Kastellan ein Maul haben wie ein Thor, so habe ich nichts dagegen; aber wenn ihn der Mund fast offen steht, das heißt nur halb, so kann er es mit dem zum Empfange der einziehenden Gäste ganz geöffneten Thore, nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen; wenn der Kastellan schlecht spricht, so beweist das noch nichts gegen die Uebrigen; auch in einem prächtigen Pallaste ist die Bedienten-Stube schlechter tapeziert und möblirt, als die Zimmer der Herrschaft. Freilich spricht der Kastellan so pretiös, so sententiös, daß man ihn mit seiner Herrschaft verwechseln könnte. . . . Der junge Leonhard in der Unterredung mit dem Kastellan sagt:

Was du die Welt nennst, liegt mir noch verborgen;
Doch hat die Kunst mir eine aufgethan;
Da steht der Glaub' und die Erfahrungen
Der alten Meister seit Jahrhunderten
Gesammelt — —

Steht mit der mehrfachen Zahl in Erfahrungen verbunden ist ein Sprachfehler. Einem Knaben wie Leonhard ist allerdings die Welt verborgen, allein er ist sich dessen nicht bewußt. Der muß die Welt schon viel kennen, der es weiß, daß er sie nicht genug kennt. Ueber den Unsinn dieser Rede, will ich mich nicht weiter verbreiten; daß

es der junge Mensch, als Mahler, an eitlem Kunstgeschwätze nicht wird fehlen lassen, das läßt sich denken, so wie auch daß er ganz unausstehlich altklug spricht. In unsern neuen Tragödien gebehrden sich die Helden wie die Kinder, und die Kinder wie Erwachsene. Der kleine Otto in der Schuld ist hierin mit seinem Beispiele vorausgegangen. Der sanfte Raphael, wenn er den Kunstschüler Leonhard, nach Art des Novalis und des Klosterbruders, hätte sprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michel Angelo hätte mit seiner derben Faust, dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben, und ihm zugedonnert: Arbeite Pursche, und raisonnire nicht! . . . . Der Marchese, in der Erzählung die er seinem Enkel, von der mislungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von Neapel macht, sagt:

Und weil dein Vater der Verschwörung Haupt
Zum Tod verurtheilt worden war, so hing
Man wenigstens von ihm ein treues Bild
In Contumaciam am Galgen auf.

„Verurtheilt worden war,“ — überhaupt alle diese Verse, sind doch etwas gar zu bürgerlich und herablassend. „Wenigstens,“ hat etwas drolliges. In den beiden lezten Versen herrscht Unsinn. Der Verbrecher wird in contumaciam, d. h. als der Vorladung nicht Gehorchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das wird in Person gehängt. Um ein Bild in contumaciam, in effigie aufzuhängen, müßte man seine Kopie an den Galgen schlagen. So hängt in manchen Bildergallerien, ein Raphael, ein Tiztian in contumaciam, das heißt nicht das Original, welches nicht zu haben war, sondern die Copie. Der Ausdruck, „in contumaciam,“ steif, hölzern, übeltönend wie er ist, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Prozesses, aber in kein Dichterwerk. Das hängt sich zentnerschwer an den Flügel des Pegasus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemüthliche Dichter „der Vergeltung Säule,“ nennt,

kömmt in dem Bild so häufig vor, und macht auf selbst ehrliche Ohren, einen so unangenehmen Eindruck, daß in der Handschrift dieses Drama's, dessen sich die hiesige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabnere poetischere Hochgericht dafür gesezt wurde.

In der ersten Scene des 3ten Akts, spricht der Kastellan mit dem Grafen Nord von seinem Racheplan gegen den Mord-Mahler, wenn er ihn fände. Der Graf sucht ihn zu besänftigen und sagt:

— Blinde Rach' ist eine gier'ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleischt,
Indeß sie selbst mit Reue schwanger geht.

Also die Rache ist eine Wölfin. — Das läßt sich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleischt — mag hingehen, ob zwar die Naturgeschichte nichts davon sagt; denn wie ist es denkbar, daß sich die alte starke Wölfin von ihrer schwächern Tochter sollte beißen lassen? Aber freilich diese Tochter ist so schwach und jung nicht mehr, denn sie ist schwanger, so daß, indem sie von der Mutter frißt, und das abgerissene Fleisch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt, und das Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit ist die Wölfin schwanger? Mit — Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht sich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue schwanger, so ist diese ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in stylistischer Beziehung. Will man einen Begriff durch Versinnlichung, oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem andern Körperlichen, anschaulicher machen, so muß man bei der Natur des Vergleichenden stehen bleiben, und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landschaftsgemählde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beispiel anführen, wie man einen solchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem schönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und seidenen Au-

genwimpern etwas schmeichelhaftes schriftlich oder mündlich sagen. „Deine Augen gleichen zwei Sonnen“ das mag hingehen, ob es zwar auch nicht ganz recht ist; denn man sieht nie am Himmel zwei Sonnen neben einander. Nun weiter: „Deine Augen sind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende Licht zu mildern, zwei seidene mit Franzen gerändete Vorhänge herabhängen.“ Das wäre falsch, denn über der Sonne befinden sich keine Vorhänge. Wenn Ihr aber sagt: „Deine Augen sind zwei krystall'ne Fenster, über welche Vorhänge mit schwarz seidenen Franzen hängen“ so ist das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Camilla Freundin, entdeckt, daß Spinarosa kein anderer als Mahler Lenz sei. Sie will Gewißheit haben, und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach seinem wahren Namen. Spinarosa sagt:

Giebt euch mein Name
Von unserm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwiedert:

Auch dornenlose Blumen trägt der Lenz
Sagt, habt Ihr nicht den Mahler Lenz gekannt?

Abgesehen von der Gemeinheit dieses Wortspiels, so liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. „Dornenlose Blumen trägt der Lenz.“ Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, sie will ihn sticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn sie gleich darauf mit den Worten: „Habt Ihr den Mahler Lenz gekannt?“ ihn unter die Rippen stößt? —

Es ist von dem schändlichen Mordmahler die Rede. Der Marchese sagt:

O schändlicher Verrath! Den Bösewicht
Der hier aus Gift und Rache Farben mischte,
Kennt' ich ihn nur, ich tauchte diesen Pinsel,
(an den Degen fassend)
In seines Herzens rothen Farben-Topf
Bleich wie die Wand sein Angesicht zu mahlen!

„Aus Gift und Rache Farben mischt.“ Diese Mischung taugt nichts: Gift ist eine Substanz, und Rache ein Begriff. Es ist grade so, als wollte man Mehl und Unschuld untereinander mischen. Das Schwert einen „Pinsel“ zu nennen, ist nur einem betrunkenen Husaren im Wirthshause erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen „rothen Farbentopf“ zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topfe mit rother Farbe weiß zu mahlen? Das ist ein Taschenspieler-Streich!

Nennt der Marchese das Schwert einen Pinsel, so macht dagegen Leonhard den Pinsel zum Schwerte:

Wer konnte wohl die Kunst so tief entweihen
Und seinen Pinsel zu dem Richtschwert machen?

Bei eben dieser Gelegenheit läßt sich der Kastellan wie folgt vernehmen:

Der Meuchelmord
Ist nicht so schändlich; ’s ist ein einziger Stoß
In Hast und Wuth geführt . . . . .
Allein der Mahler saß, und mahlt’, und traf!
Besonnen brütet er die Schandthat aus
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luftigen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr’ und Leben fraß. . .

Die Schandthat ist ein junges Huhn; gut. Es kömmt in des Henkers Pflege — nicht gut. Es giebt sich kein Henker mit der Hühnerzucht ab, außer zu seinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Kost gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luftigen Käfig. Es ist wahr, zweckmäßig ist, sie hoch zu stellen, damit sie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter den Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr’ und Leben gefüttert, statt mit Gerste. Das ist unerhört. Oder ist es die Schandthat die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Ist die Schandthat einmal zum Küchlein geworden, so muß sie

als Hahn leben und sterben, und darf nie mehr wieder Schandthat werden.

Aber diese Kritik hat sich sehr ausgedehnt, daß ich die Leser bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

Am 22. Juni. — Soliman der Zweite, Oper, nach dem Französischen bearbeitet von Huber. Musik von Süßmayer.

Wer das Leben des großen Soliman, auch nur aus der kurzen Darstellung kennen lernt, die das Conversations-Lexicon davon giebt, mag sich wundern, daß ein so hochherziger Thatenreicher Mann, zum Spielzeuge einer kleinen Kokette herabsinken, und sich so armselig geberden konnte. Er fragt: ist denn die Geschichte wahr, hatte wirklich der Sultan eine Europäische Sklavin geheirathet, und seinen Thron mit ihr getheilt? So wird wenigstens allgemein behauptet. Roxelane, nennt sie die Geschichte und Marmontel, der seine bekannte Erzählung daraus gebildet. Sein Soliman gleicht seinen Lindor's, seinen Floricourts, er hat den Helden zu einem Bonbon de Sultan gemacht, wie sie für die polygamischen Pariser in der Straße St. Honoré bereitet und verkauft werden. Roxelane soll eine Italienerin gewesen seyn; doch Marmontel hat sie in eine Französin umgewandelt, „ohne Zweifel (wie Lessing in seiner Dramaturgie sagt) weil er es ganz unwahrscheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine Französische, einen so seltnen Sieg über einen Großtürken erhalten können.“ Wenn aber Marmontel's französische Eitelkeit grade in diesem Falle zu entschuldigen ist, weil allerdings eine Quecksilberne Pariserin, geeigneter erscheint, sich in der Barometer-Röhre des Glückes bis zur Sultanin hinaufzuschmiegen, als eine starre stolze Römerin; so verdient doch Huber getadelt zu werden, daß er in seiner Oper jene siegreiche Sklavin zur Deutschen gemacht hat. Marianne nennt er sie, aber habe sie einen noch so schmeichelnden, schmelzenden Namen; eine Deutsche bleibt

immer eine brave schwehre Gertrude, die Noth hat an einen Mann zu kommen, geschweige an einen Kaiser. Was nur das für einen deutschen Gelehrten ein sonderbärer Ehrgeiz ist, für seine tugendhaften Landsmänninnen, um das höchste Verdienst in der Koketterie zu streiten! Ja, wenn es die Erfindung der Buchdruckerei, des Schießpulvers, die Abwickelung der Herkulanischen Rollen beträfe — aber so etwas!

Ich habe Lessing's und seiner Dramaturgie erwähnt. Das war von einem Theaterkritiker gewiß sehr ungeschickt; sich einer solchen Vergleichung Preis zu geben. Indessen, es ist einmal geschehen, und weil es geschehen ist, will ich einige Stellen aus der ungemein geistreichen und scharfsinnigen Beurtheilung, die Lessing von jener Erzählung Marmontel's, bei Gelegenheit eines französischen Lustspieles giebt, zu der, wie zur besprochenen Oper, die Erzählung den Stoff geliefert, hier aufnehmen: „Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüste gähnet, dem sie der alltägliche und durch nichts erschwerte Genuß unschmackhaft und eckel gemacht hat, der seine schlaffen Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Besonderes, wieder gespannet und gereitzet wissen will, um den sich die feinste Sinnlichkeit, die raffinirteste Zärtlichkeit umsonst bewirbt, vergebens erschöpft: dieser kranke Wollüstling ist der leidende Held in der Erzählung. Ich sage, der leidende: der Lecker hat sich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr schmecken; bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem gesunden Magen Abscheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenschwänze und Raupenpasteten; die schmecken ihm. Die edelste, bescheidenste Schönheit, mit dem schmachtendsten Auge, groß und blau, mit der unschuldigsten, empfindlichsten Seele, beherrscht den Sultan, — bis sie gewonnen ist. Eine andere, majestätischer in ihrer Form, blendender von Kolorit, blühende Svada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebe Spiel bezaubernder

Töne, eine wahre Muse, nur verführerischer, wird — genossen, und vergessen. Endlich erscheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtsam, wild, witzig bis zur Unverschämtheit, lustig bis zum Tollen, viel Physiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgestaltet, Taille, aber keine Figur; dieses Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpesten Schmeichelei, wie mit der Thüre ins Haus: Graces au ciel, voici une figure humaine! — Und so wie dieses Eingangskompliment, so das Uebrige. — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François. — En vérité ces Turcs sont plaisans; — je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne désespére pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und schilt, es droht und spottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Gestalt gegeben zu haben, auch Reichsgesetze abändern, und Geistlichkeit und Pöbel wider sich aufzubringen, Gefahr laufen muß, will er anders mit ihr eben so glücklich seyn, als schon der und jener, wie sie ihm selbst bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr gewesen. Das verlohnt sich wohl der Mühe!"

„. . . . Ein Türk und Despot muß, auch wenn er verliebt ist, noch Türk und Despot seyn. Dem Türken, der nur die sinnliche Liebe kennt, müssen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäische Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieser liebkosenden Maschinen satt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts anzügliches, nichts schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich sie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten seyn:" so kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es ist wahr, wenn man einem Sultan diese Denkungsart einmal giebt, so kömmt der Despot nicht mehr in Betrachtung; er entäussert sich seines Despotismus selbst, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er

deswegen der zahme Affe seyn, den eine dreiste Gauklerin kann tanzen lassen, wie sie will? Marmontel sagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten seines Seraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeschäfte hätte treiben sollen. Sehr wohl; aber so hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeschäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten seines Seraglio treiben müssen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten, und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er suchte, wie ihn Marmontel selbst sagen läßt, freie Herzen, die sich aus bloßer Liebe zu seiner Person die Sklaverei gefallen ließen; er hätte ein solches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüstigen Delila verdrängt, bis ihm eine Unbesonnene den Strick über die Hörner wirft, der er sich selbst zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Lust genießet, die bisher immer der Tod seiner Begierden gewesen. Wird sie es nicht auch hier seyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila, nach dem Genusse auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane nach diesem kritischen Augenblicke, für ihn noch behalten? Wird er es, acht Tage nach ihrer Krönung, noch der Mühe werth halten, ihr dieses Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte sehr, daß er schon den ersten Morgen, sobald er sich den Schlaf aus den Augen gewischt, in seiner verehlichten Sultane weiter nichts sieht, als ihre zuversichtliche Frechheit und ihre aufgestülpte Nase. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt!“

So urtheilte Lessing von Marmontels Erzählung, der er jedoch im Allgemeinen großes Lob gewährt, sie vortreflich, allerliebst nennt. Was würde er nun erst gesagt haben, wenn er gesehen hätte wie Soliman in Hubers Oper, bis zu einem bleichsüchtigen Mädchen herabkränkelt worden, wenn er seine Reden gelesen hätte: „die Grausame! sie

flieht vor mir. Ist das der heissen Liebe, des treuen Herzens Lohn? Sie spottet meiner Triebe, verachtet meinen Thron. Mußt ich aus ihren Augen, zu meiner Qual und Pein, das süße Gift einsaugen, daß sie kann fühllos seyn." Oder: „Amors sanfte Zaubertriebe, machen selig und vergnügt, wird das Hinderniß der Liebe, Stufenweise nur besiegt." . . Oder: „In des Mondes Strahlen, klaget einsam jedes Herz, Niemand theilet meine Qualen, weihet Zähren meinem Schmerz." (Dieser Schäfer hatte Wien belagert, und in 20 Tagen, zwanzig Mal die Stadt bestürmt!)

Die Ouvertüre dieser Oper, erinnert an die der Entführung und des Calif von Bagdad, nicht zu ihrem eigenen Vortheile. Doch bemerkte ich, wie gleich beim ersten Paukenschlage und Schellenklange, sich viele Parterre-Gesichter aufheiterten, und Beifall zeigten. — Hr. Hill, als Soliman, spielte richtig im Sinne der Dichtung. Statt Sinnlichkeit ließ er Empfindsamkeit vorherrschen; er war Ferdinand in Kabale und Liebe. — Die drei Sultaninnen, Demois. Gollmann, Friedel und Bamberger, sangen brav, wetteifernd; aber die erstere, als Marianne, war in ihrem Spiele ganz die deutsche Gertrude. Sie wollte losgebunden scheinen, sie hüpfte, drehte sich im Kreisel, aber zehnmal fürchtete ich, sie würde mit ihrer hohen stolzen Gestalt, den Sultan umrennen. — Hr. Leißring, als Osmin, zeigte von der Stimme, eines zuverläßigen Frauenwächters, nur die Weiblichkeit, nicht die Schönheit. Er trug eine Peitsche in der Hand. Werden die Weiber des Serails wie Hunde zusammengepeitscht? Das ist nicht glaublich. Lady Montague, die einzige unter Europäern, welche die innere Einrichtung des Serails genau, und genauer kennen gelernt, als sie zu wünschen sich wenigstens anstellen mochte, erzählt nichts hiervon. — Im ersten Akte, gleich in der ersten Scene, zeigen sich, nach aufgezogenem Vorhange, die versammelten Sklavinnen, die wechselseitig neidisch und eifersüchtig, wegen der bevorstehenden Wahl des Sultans, mit

der Zunge gegen einander fechten. Ihr Wächter Osmin wird ungeduldig, und schreit: „Ha! was soll denn dieses Schwärmen? Weiber höret auf zu lärmen.“ Aber hat einer schwärmen gesehen und lärmen gehört? Die Mädchen standen ruhig im Halbkreise, und bewegten wedrr Hand noch Fuß. Dann war im ganzen Saale kein Polster noch sonstiges Geräth. Glaubt man daß die armen Kinder so schlecht behandelt werden? Und der Sultan, der so oft hierher kömmt, wird er niemals müde, und wünscht sich zu setzen? — Die Gollmänner und Friedelisten rüsteten sich im zweiten Akte zum Ernstkampfe; doch kam es nicht bis zum Ausbruche der Feindseligkeiten.



Inhalt.

Die Wage

Eine Zeitschrift für Bürgerleben Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Börne.

Zweiter Band.

Zweites Heft.

Tübingen, 1821.

bei Heinrich Laupp.

Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von wenigstens 24 Bogen, beträgt 5 fl. Im Auslande wird sie durch die Fürstlich-Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptspedition übernommen hat, und durch die Hermann'sche Buchhandlung daselbst und die Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Bestellungen im Johanniterhof auf der Fahrgasse, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgasse, Lit. G. No. 49. angenommen.

I.

Monographie der deutschen Postschnecke.

Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen.

Es ist sehr einfältig, daß ich gleich vorn sage, ich werde mich in dieser Abhandlung über vaterländische Postwägen satyrisch auslassen; denn indem ich durch dieses Geständniß die Ueberraschung störe, übertrete ich die heilsamsten Polizei-Gesetze der Redekunst. Aber kann ich anders? Ist nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberschrift werde alle Leser abschrecken, wenn sie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz gewesen? Sie sollte aber keinen abschrecken als den Zensor, zu seinem und meinem Vortheile, und da dieser jetzt schon getäuscht ist, und der falsche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, so ist längere Verstellung unnöthig. Wahrlich, Menschenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie stärker, als wenn ich an einen Zensor denke, der besser ist als sein Amt. Leidet er nicht an den schmerzlichsten aller Plagen, an solchen die man giebt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwig's XIV, aller englischen Freiheit in Reden und Gärten gram erscheinen, und, ein Schüler des Le Nôtre, jeden überrankenden Zweig, mit der Scheere abschneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als solche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße übersäet sind? Hat er nicht die vollsten, kühnsten Bäume, in Affen, Bären und

andere Viehgestalten umzuputzen? Muß ihm nicht selbst oft wehe seyn, bei seiner Aufsicht über schnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftsteller danken, der, gleich mir, ihn überlistet unter einer naturgeschichtlichen Ueberschrift, über die öffentlichste aller Staas- Angelegenheiten, über Postwägen schreibt, und erst, nachdem sich die betastenden Finger entfernt haben, seine Fühlfäden aus dem Schneckenhause streckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Postwägen aber, habe ich schon auf früheren Fahrten die besten satyrischen Einfälle gefunden, doch sie auch alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin ist zu klein, und giebt mir keinen Platz, um Gedanken-Aerndten, die ich nicht gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern. Gedanken über Postwägen konnte ich aber mir gleich aufschreiben, da der Stoß dieser mit dem Anstoße zu jenem immer zusammenfiel. Noch auf meiner lezten Fahrt sah ich, wie einem Commis-Voyageur, der während des Fahrens einen badenschen Kupfer-Kreuzer, den er durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, seinem Prinzipalen zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens, so stark die Hand schwankte, daß das 1 statt in die Kreuzer-, in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Mensch ganz untröstlich war; denn, sagte er, es sey nicht mehr zu ändern, da er sich durch Radiren bei seinem Prinzipalen verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich bemerke, bin ich ohne darauf zu denken, bereits satyrisch gewesen. Es wäre Unverstand von mir, wenn ich das langsame Fahren der Postwägen innerhalb der Städte, aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in seinem Buche, über den Umgang mit Menschen, das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich sagt, in Städten solle man schnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches sey, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Postillione können hinlänglich beweisen, daß sie jenes Werk über feine Lebensart niemals gelesen haben; vielmehr sind die Vortheile dieses langsamen Fahrens auffallend. Nach den Fenstern guter Freundinnen kann man oft und lange zurücksehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein

Reisender vergessen, seine Rechnung im Gasthause zu bezahlen, so kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereist wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde sich getröstet und gedacht haben: jezt endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun, und mich den Eindrücken der schönen Natur hingeben, sobald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langsame Fahren hätte der mitreisende Franzose niemals seinen Dukaten Silbermünze wieder gefunden. Er sagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechseln lassen, und sey dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben, ich möchte so gut seyn und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich sey kein Handelsmann, erwiederte er in logischer Zerstreuung: **tout le monde marchand ici:** Ich fieng an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdstöße, die unter dem Himmel der Postwägen so häufig sind, und schleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzose stieg aus, und hatte schon nach fünf Minuten den lezten Groschen von der Fahrgasse wieder aufgelesen, worauf er dem Postillion zurief, er könne jezt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er sich einbildete, man hätte seinetwegen still gehalten, welches gar nicht der Fall war.

Schwerer aber ist zu entschuldigen, daß das langsame Fahren auch auf der Landstraße fortgesezt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungs-Grund anführen. Der plötzliche Wechsel der Schritte von langsamen zu geschwinden, und umgekehrt, ist den Pferden, wie bekanntlich, sehr schädlich. Da nun nach Obigem, in Städten und Dörfern langsam gefahren werden müsse, und das ganze Land zwischen Frankfurt und Stuttgart, so gesegnet und bevölkert ist, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, so könne man nie dazu kommen rasch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langsam Schritt eine Viertelstunde lange fortgesezt, so müsse man ihn wegen des nächsten Ortes, zur Vermeidung des schnellen Wechsels, von neuem anfangen,

und so immer weiter. Dem ist allerdings so; doch der Grund gegen das langsame Fahren auf der Landstraße ist von größerem Gewichte. Menschen- und Pferdekenner wissen, daß langsames Gehen am meisten ermüdet, weil man dabei länger gehen, und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Postillion und Pferde, bald so abgemattet, daß sie schon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um sich zu stärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge schöne Frau, die mir im Wagen gegenüber saß, die Neuvermählte ihres Begleiters sey der sie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereist war, um sie nach Triest in sein elterliches Haus zu bringen. Er hatte sich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten als der Postwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß diese junge Frau so viel glücklicher sey, als andere Neuvermählten, weil sie statt der üblichen Flitterwochen, sich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erste häusliche Zwist, kann nur zu Hause, aber in keinem Postwagen entstehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie sehr die schlechten Herbstwege die Fahrt verzögern müssen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Triest, nicht blos eine geliebte Schwiegertochter, sondern auch einen Enkel werde bewillkommen und küssen können.

In Langen, als der ersten Station oder Betfahrt, dachte ich gar nichts, sondern schlief während dem Umspannen der Pferde, sanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht, wegen der Abschieds-Zeche versäumt hätte. Wir kamen um halb sechs Uhr Abends in Darmstadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erst um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlassen, und mich, der ich in eben so viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde, einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel schwerer aber ein beladener Postwagen fortzubringen sey, als ein 120pfündiger Doktor, bedenke man gehörig! In Darmstadt hatte ich sowohl am als im Darmstädter Hofe, — welcher auch der Wiener Hof genannt wer-

den konnte, denn der Wirth jenes Gasthauses heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit, ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine schönere Zeit, da man nicht mehr die schlechten Menschen zu geheimen Aufsehern über die guten bestellt, sondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel besser es alsdann seyn würde, wenn lohnsüchtige Wächter, durch erlogene Gefahren nicht länger Fürsten und Völker mit Argwohn erfüllten und sie ängstigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundschafter gebrauchen, und irgend ein unsichtbarer Ober-Tugend-Direktor giebt mir den Auftrag, Deutschland zu durchreisen, um die Stimmung des Volks zu untersuchen, und zu erforschen, ob nirgends unzärtliche, verdächtige Triebe sich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligst von Frankfurt abgereist, und hätte aus dem Darmstädter Hofe zu Darmstadt folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor!"

„Zufolge erhaltenen Auftrags, bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Postwagen abgegangen und um halb sechs Uhr Abends in Darmstadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Diensteifer zu erregen, so würde ich sogleich wieder zurückreisen, da der Zweck meiner Sendung schon vollkommen erreicht ist. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen bösen Geiste der Einwohner, sondern, im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber sind mir die stärksten Beweise geworden, daß der nämliche gute Geist das ganze deutsche Volk beseelt. Der Postwagen überzeugte mich davon. Posthalter, Conducteurs, Postillione, Wagenmeister, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürstlich Turn- und Taxisch-fahrende Personal, gehen bei ihrem Geschäft mit solcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl sieht, es sind gute, ruhige Bürger die Deutschen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Passagiere, deren keiner über das langsame Fahren ungeduldig wurde, und etwas aus der Haut fuhr. Ja selbst der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Un-

zufriedenheit, daß der Wagen, zwischen Frankfurt und Darmstadt, sich drei Male erquickte, mit Wein und kalten Speisen, nemlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht schon das häufige Trinken die besten Gesinnungen? Menschen, die verdächtige Gedanken hegen, sind auf ihrer Huth und trinken Wasser, weßwegen auch die Diligencen-Postillione im revolutionssüchtigen Frankreich, kein Trinkgeld fordern, damit sie nicht versucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, aus dem Gesagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutschland alles ruhig ist und bleiben wird; denn Sie sind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine solche Ausnahme ist mir allerdings aufgestoßen. Unter den Passagieren war Einer, der durch seine Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Postdinge, deutliche Spuren neologischer Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, schnalzte mit den Fingern, und geberdete sich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Postillionen zu, sie sollten doch ins Teufels Namen, nicht so rasch fahren, er verliere den Athem, er werde schwindlicht, und die schönsten Gegenden flögen ungenossen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Passagier auf der Station Langen zum Postillion sagte: Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch so sehr munter und rüstig seyd! Da habt Ihr nicht blos die 8 kr. Taxe, sondern noch 2 weitere, und macht euren jüngsten Enkeln, die noch unverheirathet seyn können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug gespottet. Ja, in Arheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu sich nahm, spottete er noch offener, und sagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Postwagen ein Hochfürstlich- Turn- und Taxisches Stückfaß gestellt würde, damit das fahrende und gefahrne Personal daraus zapfen und trinken könnte, ohne sich aufzuhalten, und eine vollständige Restauration der Postwägen sey noch wünschenswerther. Dieser gefährliche Passagier hat noch auf andere Weise seine verdächtigen Gesinnungen an den Tag gelegt. In Darmstadt machte er beim Aussteigen aus dem Wagen einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar sehr bequem hätte durchgehen kön-

nen. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen gesucht. Bei solchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Passagier stets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten lassen. Ich bin so gewisser, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich selbst dieser Passagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung."

Ich wollte eben den Brief versiegeln, da trat der Conducteur in die Gaststube des Darmstädter Hofes, und lärmte stark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wisse, daß ich auf einem Postwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich solle eilen, denn er könne sich nicht länger aufhalten, als bis er seinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm so eben hätte vorsetzen lassen. Nach einer halben Stunde giengen wir beide ans Posthaus, und wirklich war der Sattelgaul schon vorgespannt. Ich erschrack; denn wie leicht hätte ich zu spät kommen können!

Von der Nacht habe ich nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergsträßer Freuden-Station. Ich erwachte, wie ein Mühlknappe, aus dem festesten Schlafe, da die Räder still standen, und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Posthalterei — eines Dorfes wie ich dachte, denn das Haus lag abgesondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, stieg eine Treppe hinauf, und öffnete rasch und gebieterisch die Stubenthüre. Nichts anderes suchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen städtisch geordneten Abendtisch saßen vier und zwanzig Augen, (worunter mehrere schön) die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtseyn meiner äussern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochsentreiber sah

ich nicht sowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, sondern zu grösserer Sicherheit der Mütze. Der Postwagen nämlich hatte, gleich einem jungen muntern Kater, seine Freude daran, mit der Mütze zu spielen, er machte häufige Sprünge und warf sie in die Höhe; da mußte ich sie fest binden. Eine angeschneite Halsbinde hing als gewässertes Ordensband in weiten Kreisen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein schäbiger Biber. Ich riß beim Eintreten schnell Mütze und Tuch vom Kopfe, und sagte halb fragend, halb positiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Postmeisterin sagte: ja, und hieß mich Platz nehmen, indem sie den nahe am Tische stehenden leeren Stuhl etwas zurück schob. Diese Excommunikation aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannstrahl durch mein Herz, und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder sey, in jedem häuslichen Kreise, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht störe, wo er kein Glück zu stören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tische kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt erboßt, ich dachte höhnisch: Kleider machen Leute, und schlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Gesellschaft den eleganten englischen Frack darunter sähe, wie ihn wohl kein Ochsentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückseliger hatte vergessen, daß ich in Darmstadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen hatte, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zusammengesezt war. Jezt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte das Befestigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böser Geist verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und so machte ich mir, als wollte ich die ganze Post verhöhnen, eine lange baumwollene Nase, deren Spitze, die hundertästige Quaste bildete. Jezt konnte es der Posthalter nicht länger aushalten; das Lachen stand ihm schon an der Unterlippe; er ergriff schnell ein Glas und trank, aber das Weinwasser war zu seicht, er konnte das

Rachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glase wieder hervor. Es plazte los; ich glühte.

Da erbarmte sich meiner ein Engel in der höchsten Noth, die Tochter des Posthauses. Ihre zwei dunkelblauen italienischen Nachthimmel strahlten die süßesten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens saß, und zur Ghitarre singend, mit fröhlichen und schmachtenden Liedern, in das Herz und Auge der seligen Braut einzog. Das seidenumsponnene Köpfchen lag auf seiner Schulter, und ihr Arm war zwischen dem seinigen, und von dem rothen Bande der Ghitarre umringelt gar wunderlieblich geflochten. „Wilhelm, sprach sie, sanft seine Hand und das Spiel hemmend, so einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen lassen, der hält wohl warm.“ Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem schüchternen Katzenfelle durch Erwähnung seiner vornehmen Verwandten Muth einsprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reise, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme, schmolz das Eis um meinem Herzen. Jezt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punsche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tisch, und pries zum ersten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde schlich diebisch-leise vorüber. Ich stieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erst am Morgen an den steinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit sechs Professoren, den Schloßgarten, und die nächsten Umgebungen der Stadt zu besuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzose einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte „la police dévoilée par Manuel“ und die „Briefe eines reisenden Franzosen über die geheime Polizei in Wien“ gelesen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, starker, zerlumpter Kerl, der sich für einen reisenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte seinen Kaplan im Kopfe so gut als Einer, und sprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er dessen geheimer Sekre-

tär gewesen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzose und erhob die Deutschen über seine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablösende Landsmännnin wollte eine Gouvernante vorstellen, die nach Lausanne, ihrem Geburtsorte, reiste. Im Postwagen nahm sie ihren Platz und die Passagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleyer, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei schwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er schwieg und wenn er sprach. Sie warf ein breites Netz aus, dessen Maschen sehr eng waren. Von einem Schreinergesellen, der aus Paris kam, ließ sie sich ein deutsches Zettelchen übersetzen; der Schreiner leimte mühsam, aber stolz und zufrieden, die Worte zusammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm sie ein, indem sie gegen ihren Gemahl einsylbig war, und diesen gewann sie durch verstohlenes Treten der Fußzehen. Ich selbst betete sie schon aus Dankbarkeit, ob zwar im Stillen — an, da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Französin zu einem künftigen Ostern- oder Michaelis-Romane unaufhörlich schöpfte. Sie sezte ihre feine Aufmerksamkeit sogar fort, wenn wir Passagiere des Nachts schliefen, und sie fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichsten Theilnahme: warum er so stille und zerstreut sey Unter allen Passagieren war sie gegen mich am artigsten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man sie für Nieten hält.

Obige Gouvernante ist für unsere Naturgeschichte von der äußersten Wichtigkeit; denn sie sagte über die Physiologie der Postwägen die frappantesten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckergemünd aussteigen mußten, weil es Berg an ging, bemerkte sie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden sollte, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannschaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Postwägen die Ballen höher schätze als die Menschen, und jedes gefühlvolle Passagierherz müsse darüber seufzen. Ein Passagier, er möge noch so schwer

seyn, brauche für seine Person kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koste ihr kaum sechs Gulden, und sie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Zentner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte. Dieser Tarif beleidige die Würde der menschlichen Natur auf's gröblichste. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängstlichsten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man sich versichert, daß keines fehle. Um die Passagiere aber bekümmere man sich nicht, und sobald der Conducteur sich satt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben seyn wer da wolle . . . Jetzt konnte es der Conducteur in concreto, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und sagte, (als Rheinländer und recidiver Patriot): ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit 4 Einquartirungs-Pferden dans une voiture générale bequemer gefahren seyn, das habe sich aber jezt geändert. Er wollte sagen: in einem Generals-Wagen. Die Französin verstand ihn aber nicht, und fuhr in der Weise des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte sie es ärger, und hielt an der Wirthstafel öffentliche satyrische Vorlesungen über unsere vaterländischen Postwägen. Sie frug, warum so ein lourd animal, diligence hieße, und nicht, was richtiger wäre, paresse oder négligence? Man solle ihr Kamillen-Thee machen, sie sey von dem starken Schaukeln des Wagens ganz seekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um's Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ging, die steilen Wogen, durch ausgegossenes Oel breche, und hierdurch dem Schiffe einen sanften Weg bahnte; warum man Axen, Federn und sonstiges Eisenwerk des Postwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geschmeidiger zu machen suche? Die langsame Fahrt des Postwagens habe ihr schon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie sey nämlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen von Stralsund nach der Gegend von Halberstadt berufen worden, um bey der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre sie

auch schon im Postwagen gesessen. Als sie aber an Ort und Stelle gekommen, habe sie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte sich das Fräulein in einen jungen Husaren-Offizier verliebt, und denselben, nach langem Widerstande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte sie ihre Reise-Kosten wieder erstattet bekommen.... Einen reisenden Flötisten an der Wirthstafel fragte sie, ob er niemals auf die vielen Instrumente Acht gehabt, die alle der Postwagen spiele? Sie habe sich erstaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechselnd, während des Fahrens von sich gebe. Er ächze, seufze, stöhne, klappere, grune, schnurre, rassele, zische, maue, belle, knurre, schnattere, quacke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, schluchze, singe, klage und schmolle. (Die muntere Französin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akustisch nach, welches artig genug war.) Alle mögliche Klagetöne des Jeremias gäbe er von sich. Sie habe im Sächsischen vier und zwanzig solcher Jammer-Tonarten gezählt, und auch durch fleißiges Nachforschen jedesmal ihre Entstehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenster in seiner Fuge, bald stöhnte die Axe, bald rasselte die Kette des Hemmschuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grausamen Drucke seiner sechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe sie einen gewissen Tongrund unergründlich gefunden; durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern sey von zwei sechspfündigen Vorhängeschlössern entstanden, welche die Pakete in dem Sitzkasten des Postwagens ängstlicher schützten als nöthig war. Dieses mörderliche Geklapper sey ihr so lästig gefallen, daß sie auf der nächsten Station, nachdem die übrigen Passagiere ausgestiegen waren, vermittelst eines Fadens die Schlösser geschickt befestigt habe, so daß sie sich nicht mehr rühren können. Ueber dieser Arbeit habe sie der Conducteur ertappt, und sie als Postdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem sie vorgeführt, hätte sie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er gesagt, er wisse recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß sie vermittelst eines Zwirnfadens die festesten Vorhängeschlösser öff-

nen können. Sie sey damals in große Noth gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem sie den reichsten und mächtigsten Fürsten gleich vor einem gefallenen Napoleon sich zu bücken verschmähte, und kaum hinab sah, den Richter von ihrem Ueberflusse und ihrer Unschuld zu überzeugen. Während der Untersuchung sey der Postwagen abgefahren und habe einen Vorsprung von 2 Stunden gewonnen, weswegen sie genöthigt gewesen, mit Extra-Post nachzueilen, und ob sie zwar schon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt, und die Extra-Post zurückgeschickt habe, hätte sie doch die ganze Station zahlen müssen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Französin auf gemeldete Weise länger als zwey Stunden ironisch war. Hatte sie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Postwagens verschaffte sie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was sie über verwandte deutsche Angelegenheiten pythisch sprach (der Glühweinnapf gab die delphischen Dünste), verschweige ich mehr unwillig als freywillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geschicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertel Stunden früher heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber sein Herz machte als blinder Passagier noch die ganze Nachtreise mit. Er hatte bald in den Gesichtszügen der schönen Französin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit seiner Braut gefunden, und seine Blicke sangen unter vollständiger Seufzerbegleitung die rührendsten Liebeslieder. Deutsche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine bessere Probe stellen, als wenn sie sie eine funfzig Meilen weite Reise auf einem vaterländischen Postwagen machen, und sie nach der Rückkunft schwören ließen, daß auf dieser Ulysses-Fahrt, nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn sie nicht falsch schwören, dürfen sich die guten Mädchen wenigstens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde still. Die Thüre wurde hastig aufgerissen, und eine fürchterliche Gestalt, in langem Barte und Schwerdt an der Seite, drohte einzusteigen. Der Neuvermählte

schrie: Herr Jesus! Seine Frau wollte schnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da lieber Herr! so fürchterlich ins Ohr, daß ich später mein zaghaftes Schreckgeschrei verschönernd in einen Schmerzesruf verwandeln konnte; die Französin sagte gelassen: Hätten wir nur eine Laterne (sie hoffte, der Räuber würde sie schonen, sobald er sie sähe); der Schreinergesell blieb ruhig. Wir wurden es auch alle wieder, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einsteigen, weil es schneie. Der Fußgänger, der, wie sich später ergab, um sich abzuhärten, gern in Winternächten reise, nahm den Bräutigams-Platz an der Seite der Französin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er sich vor Kurzem aus einer Turnpflanzschule gerissen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er sich nach Ludwigsburg zu versetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Französin ihre Sprache, die sie keineswegs verloren, sondern nur versteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnsetzling das Wagenfenster nieder und sagte, er müsse Luft schöpfen. Es werde ihm immer engbrüstig, so bald er die Sprache des Erbfeindes höre. In seiner baldigen Erziehungsanstalt werde er zum Nutzen seiner Zöglinge, die das Französische unglücklicher Weise früher kennen gelernt, als ihn, eine falsche französische Grammatik und ein deßgleichen Wörterbuch drucken lassen, damit sie es daraus wieder verlernten. Auch dürften sie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrschaft stärker schütze als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der französischen Sprache sey Jedermann hinlänglich bekannt; die der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unübersteigliche Mauer zwischen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zusammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldaten-Hälse am engsten zugeschnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller, und fühlten verständiger; sie hätten stets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen *).

---

*) Der Turn-Pepinirist urtheilt falsch. Die Orientalen, die immer despotisch regiert wurden, tragen den Hals nackt.

Die Französin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (sie verstand das Deutsche wenig) daß er die Höflichkeit zu den Lastern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Passagiere alle hatten sich aus Rücksicht ihrer auf der ganzen Reise des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erste Pfeife gestopft, wußte sie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Husten geschickt nachzumachen, und sagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr," hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verstehen, wie man bemerken kann, daß selbst ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes sagt. Aber es half mich nichts. Sie sagte: als Französin sey ihr Vaterland überall, und wie ich wissen werde, sey das Rauchen ausländischen Tabacks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte sich nicht darum und dampfte. In Besigheim auf der Station führte die Französin Klage beim Posthalter, und berief sich auf ihren Heidelberger Postzettel, worin es heißt: das Rauchen ist untersagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Postzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden, und worin es Art. 15 heißt: Das Rauchen aus wohlverschlossenen Pfeifen sey erlaubt, nun aber könne nicht geläugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg sey, der von Heidelberg nach Stuttgart, und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Posthalter wagte weder das badensche noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt sich der Entscheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernst vor den Turner hin, und sprach: Wandersmann, die alten Deutschen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an seine Brust und sprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen, einen Aschenkrug, der auf dem Leichenfelde der 22sten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus schenkte er mir Meth in ein Horn ein, und trank mir zu. Wir ließen die freundschaftstiftenden Poststationen hoch leben. Kurz vor dem Einsteigen sagte ich dem Teuto-

nen: Bruder, du bist ein Narr! Dir es mündlich zu beweisen ist jezt die Zeit zu kurz. Ich will es aber schriftlich in meiner Monographie der deutschen Postschnecke darthun. Er wolle sich gedulden, sagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg frug ich den Conducteur: warum der schwerbeladene, nur mit zwei Pferden bespannte, Beiwagen dem mit vieren bespannten Postwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des lezteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieses sey nothwendig, die Hochfürstlich Turn- und Taxische fahrenden Postpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitschenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten, beim Spitzruthenlaufen ein gelassenes Hinderniß vorangehen ließ. Dieses erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorsätzlich aus unverzeihlicher Trägheit so langsam, und ich wollte in meiner wahrscheinlichen Satyre über die vaterländischen Postwägen den Rath ertheilen, man solle den Gäulen vor dem Anspannen einige Original-Fläschchen von den so beliebten als magenstärkenden Diabolini, mit welchem der Conditor Schnell in Frankfurt bestens versehen ist, verschlucken lassen, damit sie den Teufel in den Leib bekämen, und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der ihrigen zurückzukehren. Jezt aber sind sie überflüssig, der Teufel und der Rath. Allerdings sind sie das, erwiederte der verständige Conducteur. „Sie glauben nicht, fuhr er fort, welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raschen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr selbst thut, den Mißbrauch der thierischen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier sah ich den Wagen- und Passagier-Aufseher mit dummen Augen an, und zog meine Fühlhörner vorsichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der, nicht blos mit Habe und Gut der Einzelnen, sondern auch mit steuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Postwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgespannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die schwerfälligsten Postwagen sey dieser zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, sobald er

durch

durch einigen Gebrauch abgeschliffener, geschmeidiger und leichter geworden wäre, sogleich ab- und dafür neue alte angeschafft würde, wie Sie sich am nächsten 8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürstlich Thurn- und Taxische Haupt-Expedition fahrender Posten im Ramhofe, zwei für den Dienst nicht mehr verwendbare Diligencen, öffentlich an den Meistbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratifikation Einer hochpreißlichen General-Post-Direction, würde versteigern lassen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an nichts als an Gewicht."

In Ludwigsburg räumte der altdeutsche Nachzügler und Spätturner seinen Platz Nro. 6. einem Manne ein, der sehr niedergeschlagen schien, und in der hohen Postwagenversammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erst eine Stunde später munterte ihn die Präsidial-Stimme (die der Französin) zum Reden und Klagen auf. Er sey ein Hutmachermeister, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten sey er von der Wanderschaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meisterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitfest gegeben und die feinsten gebildetsten Honoratioren, als starke Hut-Consumenten dazu eingeladen. Die Gäste, als sie spät am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur stammeln können, so voll sey ihnen Kopf und Herz gewesen. Zwei Tage später sey ihm dieser und jener der Hochzeitgäste auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er mit mehr Verdruß als Erstaunen bemerkt, daß ihn keiner mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchstens habe man mit einer leichten Handbewegung seinen Gruß erwiedert. Darüber sey er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf seiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt, und erfahren, daß, wenn sie es auch nicht immer verschmäht, sich mit den Geringern gemeinschaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Gesinnung doch jedesmal wieder zum Vorschein komme, sobald die Weinüberschwemmung abgelaufen sey. Er für seine Person habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht, und seines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen sie verdop-

pelt, indem er seinen Hut, als sein ambulantes Waaren-Schild und Muster stark vor ihnen geschwenkt. Eines Tages, da er diesen vor einem Gerichts-Assessor, und der auch bey seiner Hochzeit gewesen, besonders tief geneigt, sey jener zu ihm hingetreten, und habe erzürnt gesprochen: „Wie können Sie sich unterstehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie sind ein Flegel, wissen Sie das?“ Er, Hutmachermeister, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann nachgesehen, und einer ganzen Viertelstunde bedurft, um von den Straßensteinen wieder los zu frieren. Selbst seine Frau, die den Assessor als einen sonst lieben Menschen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinstube oft gesessen, habe gesagt, sie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe sich das Räthsel gelöst. Die Hutmacher-Geschwornen hatten auf den Abend sämmtliche Meister zusammenberufen lassen, und ihnen vorgestellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetsten Stände der Stadt hätten sich nemlich vereinigt, gemeinschaftlich grob zu seyn, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, sondern sich beym Begegnen blos starr anzusehen. Was in dieser Noth zu thun sey? Aber keiner habe Rath gewußt. Wie nun seitdem das Nicht-Hutabnehmen täglich zunähme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und sechs Brod- und Hoffnungslose Meister hätten sich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Passagier, reise nach Stuttgart, um sich einen Paß zu holen.

Die Französin hörte dieser Erzählung um so aufmerksamer zu, je weniger sie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verstand. Ich aber schämte mich der Albernheiten meiner Landsleute, und hütete mich, den Dolmetscher zu machen. Ich log ihr eine unglükliche Liebe vor, und lokte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeister aber tröstete ich. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund, sagte ich, unsere deutschen Landsleute sind glüklicher Weise keine chronische Narren, sondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hause zurück, doch wollen Sie sich von Ihrem Auswanderungs-Vorhaben nicht abbringen lassen, so eilen Sie sich we-

nigstens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutschland wandern, sondern fahren Sie lieber im Postwagen, und ehe Sie die deutsche Grenze übertreten, wird sich die Gesinnung der groben Gesellschaft gebessert haben.“ Meine Zusprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeister aufmerksam machte, wie sehr durch das Rütteln des Postwagens die Hüte gequetscht und abgenützt würden, man habe sie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße oder oben im Netze, so erheiterte sich sein Gesicht, und er sagte, er bemerke dieses mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Pest-Beulen für sie, woran sie sterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hoch-Fürstlich Thurn und Taxischen fahrenden Post-Passagier kein Mittel gäbe, seinen Hut unbeschädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich sollte ihn auf den Boden des Wagens stellen, und abwechselnd den rechten und linken Fuß hineinsetzen, wodurch nicht allein der Hut unerschütterlich, sondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug sorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironischen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ sie frei ihre Jammertöne über vaterländische Postwägen in der Trinkstube ausbrummen. „Herr Major, sagte ich, hätte ich einen Säbel wie Sie, meine ästhetischen Flüche gehörig zu unterstützen, hol mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Ist der Passagier ein Narr jedes Postmeisters, Conducteurs und Postillons, und muß er liegen bleiben, so oft es diesen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuschenken? Kömmt man in ein Nest, und trägt nicht Lust, im Postwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unsern schlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tausend Fragezeichen im Gesichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Passagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cotteletts essen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit ist es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Also kaum 40 Stunden! und auf diesem kurzen Wege,

haben wir 15 Stunden Rast gehalten *). Ich bin von Strasburg nach Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereist, und hatte kein Sohlleder unter mir, sondern gute Verviers-Mitteltücher, und auf diesen beiden Reisen zusammen, hat sich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Ist das nicht zum toll werden, nemlich das Erstere? Ist es nicht Schimpf und Schande, daß das Zusammentreffen der Postwägen auf den Kreuzwägen so schlecht eingerichtet ist, daß ich — ich erzähle es Ihnen jetzt schon, Herr Major, ob es mir zwar erst acht Tage später auf meiner Rückreise begegnen wird — daß ich in Bruchsal 24 Stunden liegen bleiben, und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum giebt man den Reisenden nicht wenigstens Warte-Geld, gleich

*) Damit sich die Leser überzeugen können, daß ich mir keine grössere poetische Freiheit genommen als billig ist, will ich eine genaue Berechnung der Zeit, die wir uns zwischen Frankfurt und Stuttgart aufgehalten, nebst Benennung der Orte, wo dieses geschah, folgen lassen. Aus dieser Statistik (Stillstands-Lehre) des Postwagens, wird sich ergeben, daß ich noch nicht zwei Pr. Cent. gelogen, indem auf 15 Stunden die Uebertreibung nur 16 Minuten beträgt.

	Stunden.	Minuten.
In Sprendlingen	—	12.
— Langen	—	50.
— Darmstadt	—	45.
— Bickenbach	—	30.
— Heppenheim	1	15.
— Weinheim	—	30.
— Heidelberg	3	15.
— Neckergemünd . . .	—	15.
— Wiesenbach . . .	—	12.
— Sinzheim	1	15.
— Fürfeld	—	30.
— Heilbronn	3	10.
— Besigheim	1	5.
— Ludwigsburg	1	—
Summa	14.	44.

den quiescirenden Staatsdienern, bis sie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer verstattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Postpapier, die ich in Bruchsal zu dieser Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze diese Gelegenheit, mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier so uneigentlich Post-Papier? Ich weiß nicht, ob Sie die Abendzeitung lesen, Herr Major? dort erzählt Hr. Mühlen in Nro. 33. dieses Jahrgangs, die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereist sei. Auf diesen Reisen (wird erzählt), die er stets mit Extrapost machte, verursachte ihm aber nichts so viel Aerger, als die Postmeister, Posthalter und Postillone, und wenn er auf diese zu sprechen kam, so war er unerschöpflich in Serkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und die Langsamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieser Antagonismus sprach sich auch in seinem letzten Willen aus. In seinem Testament hatte er Nachstehendes ausdrüklich verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche seine Leiche zur Ruhestätte begleiten sollten, hieß es: „Ich verlange aber ausdrüklich, daß die vorgenännten Personen in, mit Extrapost-Pferden bespannten Wagen, meiner Leiche folgen sollen, und sind die dießfälligen Kosten aus den zu meinem Begräbniß ausgesetzten Summen zu bestreiten; denn da es der Anstand erheischt, daß ein Leichenzug feierlich und langsam vor sich gehen muß, so werden die Postillone das Letztere unfehlbar am besten ausrichten.“ Hätten Sie, wie ich, die Abend-Zeitung gelesen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man sollte nicht die Leidtragenden, sondern die Leiche selbst, auf Hochfürstlich-Thurn und Taxischen fahrenden Postwägen zum Begräbnisse führen, damit sie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Asche des Lebens, nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens, es zur Flamme anfachen müsse. Wäre dieses nicht eine sehr gute ambulante Todtenschau?

Nachdem ich mich auf diese Weise schlau zu revolutionären Aeußerungen verleitet hatte, ging ich eiligst auf mein Zimmer, um alles, was ich von mir gehört, wie folgt zu berichten.

Herr geheimer Ober=Tugend=Director!

„Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmstadt sogleich wieder umgekehrt bin, sie wäre selbst umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verschwörung entdeckt, und hatte sämmtliche Verschwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich ausser Acht lassen, da ich seit jener Turn=Uebung, wovon ich Ihnen früher berichtet, sonst keine verdächtigen Gesinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt, und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, sondern höchst wahrscheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauschte ich ein Gespräch, das ich mit dem Ober=Kellner geführt, und das ich Stellenweise hierhersetzen will. Ich: Welche Zeit ist es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht schlagen hören. Ich: Wo ist Ihr Herr? Kellner: Er sitzt dort am Tische und trinkt rothen Wein. Ich: Wo ist der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und schläft. Ich: Wo kauft man Apfelsinnen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonnaden. Kellner: Die letzte Kohle ist ausgelöscht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule... Der Herr, der Blut trinkt — der schlafende Knecht — der reissende Wolf in den Appeninen — die ausgelöschte Kohle — der Keil — Carbonari... Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchlerischen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonarischen Umtriebe bestätigte sich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgar hatte beobachten lassen, berichtete mir, der Postwagen=Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Hastigkeit erwiederte: Nein, nein, ich logiere jedesmal im römischen Kaiser, und werde auch diesesmal dort logieren, ich lasse nicht vom römischen Kaiser. Sie werden, Herr geheimer Ober=Tugend=Direktor, von selbst daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutsche Reichsverfassung und das ehemalige Reichs=Oberhaupt hinläng=

sich an den Tag gelegt, und den verbrecherischen Wunsch, die Einheit Deutschlands wieder hergestellt zu sehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tische mit einem Franzosen sehr eifrig von Jean bon de Mayence, gesprochen, und wäre leichtsinnig genug gewesen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchst wahrscheinlich ist dieser Napoleonische Präfekt nicht gestorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten gesucht, sondern präfektirt in Mainz heimlich fort.

„Da ich auf diese Weise die Wurzel der Verschwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihrem Zweige nach, und war so glücklich, die wichtigsten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutschen Carbonari ist in Ludwigsburg, und bereits hat sie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Tühler-Logen errichtet. Statt der ausgelöschten Kohle haben sie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und sie nennen sich Brüder vom standhaften Hute. Ihr geheimer Zweck ist: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber sind sie grob, und stellen sich fremd gegen einander, um sich nicht zu verrathen. Ihr Grundsatz ist, die Welt sey nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter sie sinnbildlich verstehen, die Völker seyen nicht wegen der Regierungen geschaffen; denn da der Kopf den Menschen beherrscht, so sind die Hüte die Residenzen und Hauptstädte der Menschheit. Sie grüßen sich nicht durch Hutabziehen, sondern auf militärische Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer solchen Verbindung stimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die soldatische Begrüßungsweise ist nichts als eine versteckte Waffen-Uebung, und es ist klar bewiesen, daß die Brüder vom standhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es ist dringend, diesen carbonarischen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutschland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.

Ich muß eiligst den Bericht schließen; denn man meldet mir so eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten."

Der Ihtige.

„Nachschrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beym Trinken gern plaudere, so habe ich mir auf meine Kosten mehrere Male Wein vorsetzen lassen, und bin so frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beyfolgend zu überschicken."

Auf meiner Rückreise von Stuttgart nach Frankfurt, fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen satyrischen Feldzug wieder einstellen, diesen gerechteren Krieg als die Ueblichen; denn er sollte die Feinde dafür bestrafen, daß sie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglüklicher Weise wurden zu Bruchsal die versäumten Versäumnisse nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifest ergehen und rückte vor. Dem Turner aber schrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

Trübsal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Besigheim versprach ich, dir ein anders Mal zu beweisen, daß du ein Narr bist, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig sehr beschäftigt, da mein Vortrupp noch in dieser Stunde ins Taxische einrückt. Nur so viel sey dir gesagt: Du bist kein Hof-Narr aber ein Volksnarr, und das ist schlimmer; denn das heißt, aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein schreibendes Hauptquartier aufgeschlagen habe, heißt Bruchsal, aber mir ist er ein Trübsal und Scheusal. Wenn die Verzweiflung Witz giebt oder nimmt, so werde ich hier ein Voltaire oder eine Cretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genug mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wuth. So ein geschlagener Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünsche habe ich jetzt. Erstens, wünsche ich, daß zehen tausend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Nest schlügen, und zweitens, wünsche ich das nämliche noch einmal.

Ich gehe zu streiten für die gute Sache. Falle ich, so lasse deine Jungen, jedes Jahr an meinem Sterbe-Tage, einen Burzelbaum über meinen Grabes-Hügel schlagen. Lebe wohl, Bruderherz.

II.

Literatur.

Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde, auf das Jahr 1821. Herausgegeben von Lembert. Wien bei Tendler und von Manstein.

Ja, wenn unter dem Eingange der Bude ein schönes Mädchen steht, dann tretet Ihr wohl gern hinein, und schaut Euch um, und kauft; aber ihr möget den ganzen Weihnachts-Markt der Almanache, auf- und abwandern, es lockt Euch keiner so lächelnd, als — Grillparzor, der mit „Expositions-Scenen aus der dramatischen Dichtung: des Lebens Schattenbild“ das genannte Taschenbuch beginnt. Zwar kann man aus diesen ersten Schritten, das ganze Leben der Dichtung und ihren Weg, noch nicht ersehen, aber die Lebenskraft darin quillt reich hervor, und verspricht, daß eine so schöne Quelle in einen schönern Strom sich ausbreiten werde. Grillparzor's Dichtungen gleichen weder tauben Blüthen, die spurlos vorüber welken, nach dem ungeschmückten Herbste deutschen Obstes. Sie sind, wie die Gewächse des südlichen Himmels, die Blüthe und Frucht auf einem Zweige tragen. Das Herz spricht verständig, und der Verstand herzlich. Dort ist keine Dichtkunst, sondern Dicht-Handwerk, wo Kraft von Kraft und Arbeit von Arbeit getheilt erscheinen, und Ueberlegung und Empfindung getrennte Zünfte bilden. Da giebt der Geist kaltes Licht, gleich faulem Holze, und das Gefühl dunkle Gluth wie heißes Wasser. Eines möchte ich in der Anlage dieser dramatischen Dichtung tadeln; es ist ihr Name: Des Lebens Schattenbild. Ein Drama ist keine Fabel, die gebraten aus der Pfanne kömmt, und als Nutz-

anwendung verspeist wird, es ist ein Schaugericht, nicht bestimmt, von den Kinnbacken zermalmt zu werden. Und wäre es auch eine Fabel, so dürfte die Nutzanwendung nicht vorausgehen, sie müßte folgen. Diesen Fehler, eine Lehre der Weisheit, sinnbildlich auszudrücken, und das Gemählde als Schild über der Thüre der dramatischen Dichtung zu hängen, haben auch andere begangen; wie Müllner in der Schuld, (aber nicht Calderon im: Leben ein Traum, denn dort ist die Lehre nicht geistig abgezogen, sondern personifizirt.) Es ist dieses Verfahren nicht blos unkünstlerisch, sondern auch unwissenschaftlich; denn es wird von der abweichenden Philosophie des Hörers oder Lesers abhängen, welche Lehre er sich aus einem Drama entnehmen wolle. Dem Einen beweißt das Leben und Handeln einer dramatischen Person, das Leben sey ein Schattenbild, dem Andern (wie mir) das Gegentheil.

Nun möchte ich, um meine wochentägliche Zeitschrift sonntäglich auszuschmücken, diese wenigen Expositions-Scenen der dramatischen Dichtung Grillparzors ganz hierhersetzen; aber es ist eine Art Eigenthums-Verletzung, ich darf dieses nur mit einigen Stellen thun. Es folge ein Theil der dritten Scene:

Dritte Scene.

Zanga (schleicht, ringsum spähend, herein); dann Rustan, (mit Bogen und Köcher.)

Zanga.

Munter, Herr! was soll das heißen?
Warum düster und beklommen?
Was ist Arges denn gescheh'n?
Daß Ihr einem platten Jungen,
Der recht unverständig prahlte,
Euch zu höhnen sich erfrechte,
Etwas unsanft mitgespielt,
Das ist's Alles. Und was weiter?
Euer Oheim wird wohl schelten:
Sey es d'rum. Gönnt ihm die Lust!

Rustan.

Glaubst du denn, daß ich sein Schelten,
Daß ich seinen Tadel scheue?
Nimmer brauch' ich zu erröthen,
Was ich that, kann ich vertreten;

Könnt' ichs nicht, ich wär nicht hier.
Nicht der Schmerz, den mir sein Zürnen,
Der, den es ihm selber kostet,
Macht mich seinen Anblick fliehn.
Könnt' er doch all' seine Sorge,
Seine Angst um mich mit Einem,
Einem Feuergusse strömen
Auf dieß unverwahrte Herz
Und dann kalt und ruhig bleiben
Bei des Wilden Thun und Treiben;
Hier! Er kühle seinen Schmerz!
Aber, daß ich sehen muß,
Wie der Nahverwandten Wünsche,
Gleich entzügelt wilden Pferden,
Nord- und südenwärts gespannt,
An dem Leichnam unsers Friedens,
Rasch gespornt, zerfleischend reißen;
Daß ich sehe, wie wir Beide,
Bürgern gleich aus fremden Zonen
Bang uns gegenüber steh'n,
Sprechen und uns nicht begreifen,
Einer mit dem Andern zürnend,
Obgleich Lieb' in beider Herzen,
Weil, was Brot in meiner Sprache,
Gift heißt in des Andern Zunge,
Und der Gruß der frommen Lippe
Fluch scheint in dem fremden Ohr,
Das ruft diesen Schmerz empor.

Zanga.

Nun, so lernt denn seine Sprache,
Er wird Eure nimmer lernen.
Und wer weiß! — An Lectionen
Läßt's der alte Herr nicht fehlen
Bleibt im Land und nährt Euch redlich!
Auch die Ruhe hat ihr Schönes.

Rustan.

Spotte nicht! denk' an Osmin!
Gleicher Lohn harrt gleicher Frechheit.
Ha bei Gott! es soll kein Prahler
Trotzig vor mich hin sich stellen
Und mich mit den Augen messen,
Den verschämten keuschen Degen
Wiegend auf den glatten Schenkeln;
Er solls nicht, wenn nicht sein Kopf
Härter ist, als Osmins Schädel,
Tücht'ger ist, als diese Faust!
Bin ich nichts, ich kann noch werden,

Rasch und hoch ist Helden-Brauch;
Was ein Andrer kann auf Erden,
Ey, bei Gott, das kann ich auch!

Zanga.

Herr, Ihr sprecht nach meinem Herzen!

Rustan.

Wie so schal dünkt mich dieß Leben,
Wie so schal und jämmerlich.
Stets der heut'ge Tag des Gestern
Und des Morgen flaches Bild.
Freude, die mich nicht erfreuet,
Leiden, das mich nicht betrübt,
Mühen, lästig, stets erneuet,
Das nichts als sich selber gibt,
Wäre das des Daseyns Zweck?
O wie anders dacht' ich's mir
In verfloß'nen schönern Tagen!

Zanga.

'S ist auch anders muß ich sagen.
Nur Geduld, es wird schon kommen!
Zeit thut Alles, Zeit und Muth.
Jener Fürst von Samarkand,
Den Osmin als Herrn genannt,
War, wie Ihr, des Dorfes Sohn,
Jetzt von Ruhm und Glanz vergüldet;
Ihr seid von demselben Thon,
Aus dem Glück die Männer bildet
Für den Purpur, für den Thron.

Rustan.

So zu stehen in der Welt,
Voll erhellter, lichter Hügel,
Voll umgrimter Lorberhaine,
Schaurig schön, aus deren Zweigen,
Wie Gesang von Wunder-Vögeln
Alte Heldenlieder tönen
Und vor sich die weite Ebne,
Lichtbestrahlt und reich geschmückt,
Die zu winken scheint, zu rufen:
„Starker! nimm dich an der Schwachen!
„Kühner, wage! Wagen siegt,
„Was du nimmst, ist dir gegeben!“
Sich hinabzustürzen jetzt
In das rege, wirre Leben,
An die volle Brust es drücken,
An sich und doch unter sich!
Wie ein Gott an leisen Fäden
Trotzende Gewalten lenken;

So zu sammeln, alle Quellen,
Die vergessen, einsam murmeln,
Und in stolzer Einigung,
Bald beglückend, bald zerstörend,
Brausend durch die Fluten wälzen! —
Neidenswerthes Loos der Größe!
Welle kommt und Welle geht,
Doch der Strom allein besteht!

Da wir nun einmal in den Kramladen eingetreten sind, so wollen wir uns auch das Uebrige ansehen, auch wenn wir nichts davon kaufen. Nach Grillparzor folgt Weß, mit dem ersten Akte des Trauerspiels Adosinda. Das ist nun freilich eine gefährliche Nachbarschaft, aber in einer Stadt können nicht alle Häuser Palläste seyn. Glänzt in Adosinda nicht lauter Gold und Edelstein, so täuscht auch keine falsche Vergoldung und kein Schimmer geschliffenen Glases, und das Silber ist ächt. Die duftende Blumenflor Grillparzos findet man nicht darin, aber noch weniger die mit künstlichen Wohlgerüchen besprengten Papierblumen, die wir jetzt besser machen als die Franzosen, und die, weil sie wohlfeil zu haben sind, so sehr gepriesen werden. — Ueber die Ausdrücke, Methode und Kunst, angewendet auf die Leistungen dramatischer Sänger, stellt J. F. von Mosel eine lehrreiche Betrachtung an. Dieser Schriftsteller besitzt, wie anerkannt, die vollgültigste Stimme in musikalischen Dingeu. — Der Herausgeber des Taschenbuchs erzählt das Leben des Schauspiel-Direktors von Holbein in Prag, des Regisseurs des Hostheaters Koch, und des Hofopernsänger Vogl in Wien. Aus diesen Lebensbeschreibungen wird man mit Verdruß daran erinnert, daß kein Schauspieler zu seiner Kunst erzogen wird. Es ist jeder sein eigner Lehrling. Sie waren alle verlohrne Söhne, Robinsone, die bei ihrer ersten Fahrt auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten, und auf die Bühnen-Insel ausgeworfen worden. Die Verunglückten von Geist, Muth und Stärke, wußten die ihnen mangelnde Erfahrung zu ersetzen, sie machten sich heimisch auf ihrer Insel, und beherrschten sie. Die Uebrigen gingen unter, oder führten ein schwaches, ängstliches Entbehrungsvolles Leben. Von Holbein, ehe er sich der

Schauspielkunst ergab, war Lotto-Beamter, dann erwarb er sich seinen Unterhalt durch Musik- und Sprach-Unterricht. Koch studierte Kameral-Wissenschaften, und war im Preußischen bei der Bergwerks-Administration angestellt. Vogl studierte die Rechte, und praktizirte beim Wiener Stadt-Magistrat. Männer solcher Art konnten nun freilich frühere Bildung zu ihrer spätern Kunst mitbringen; aber wie viele unwissenden Haarkräusler, Schneidergesellen und Studenten mögen sich zu Helden und Königen hinaufgeschwungen haben! — Der Soldat, ganz allein, komisches Zwischenspiel in einer Scene von Castelli. Herbei, eilig herbei, ihr armen verlogenen Theater-Direktionen! das ist ein prächtiges Stück, das viel einbringt und gar nichts kostet, es ist sowohl komisch als ökonomisch. Nicht etwa ein langweiliges Monodrama, welches eine Hölle ist für das Paradies; nein, ein ganzes Regiment spielt mit — Schlachtfeld — Kanonen — Flintenschüsse — Trompeten — Belagerung — Kriegslieder — Trommeln — Parlementäre — Hurrah-Rufen — Siegsgeschrei — Patrouille — Te Deum — und doch gehört nur eine Person dazu. Keine theuern Statisten, keine neue Garderobe, keine vielen Proben, keine Stellen-Vertheilung, und kein Coulissen-Krieg darüber. Das Stück kann vortrefflich besetzt werden, das Zusammenspiel wird nichts zu wünschen übrig lassen. Giebt uns dieses artige Stück recht bald! — — Die Bemerkungen eines Schauspielfreundes über den Verfall der dramatischen Kunst, enthalten vortreffliche Gedanken, die, wenn auch schon früher gedacht, doch noch immer nicht beherzigt worden sind. Ich werde einige Stellen daraus, ohne weitere Bemerkungen folgen lassen; denn die Noten zu einem solchen Texte füllen leichter ein Buch an, als ein Blatt. Aber auf eine falsche Ansicht des Verfassers, unter den Uebrigen wahren, auf einen verderblichen Wunsch unter den guten, muß ich zuvor aufmerksam machen. Er sagt: „Iffland, besonders aber Kotzebue ließ sich, um den Beifall der Menge zu erringen, verleiten, dem frivolen Zeitgeschmack zu huldigen und ihm die gute Sache aufzuopfern.“ Diese Behauptung ist in so fern falsch, als sie jenen dramatischen Dichtern ein

vorsätzliches Bestreben zuschreibt. Iffland und Kotzebue haben nicht dem Zeitgeschmack gehuldigt, man hat ihnen gehuldigt, weil ihr Geschmack mit dem der Zeit übereinstimmend war. Sie redeten die Sprache ihres Geistes, sie heuchelten nicht aus Gefälligkeit. Tadelt der Verfasser jenes Gleichgefühl zwischen Volk (es ist die Zeit) und Dichter, so wird um so befremdender, was er fortfahrend sagt:

„... unsere wenigen vorzüglichen Schauspieldichter verschmähen es dagegen, dem Geschmack und der Fassungsgabe der Menge nachzugeben, und biethen das höchste, was sie zu biethen vermögen, unbekümmert; ob das Publikum im Stande sey, dem Fluge ihres Geistes zu folgen. — Wäre es nicht wohlgethan, wenn Jeder, dem die Musen huldreich gelächelt, sich entschlösse, von der Höhe, worauf ihn Geist und Bildung stellten, herabzusteigen, in die Ansichten der Menge, ohne die gute Sache aus den Augen zu verlieren, einzugehen, um sie so unvermerkt von Stufe zu Stufe zu sich zu erheben; statt jetzt auf der steilen Höhe, von Wenigen bewundert, von den Meisten nicht verstanden und deßhalb auch nicht erkannt, allein zu stehen?“ —

Nein, wahrlich, das wäre nicht wohlgethan. Wer sich dazu verstehen kann, hinabzusteigen, der brauche nicht erst hinabzusteigen. Der schöpferische Geist stellt seine Werke hin, wie die Natur die ihrigen — genieße wer da mag und kann, nicht Alles ist für Alle geschaffen. Nicht die Behandlung, die Art des Stoffes, macht ein dramatisches Kunstwerk, auch für Menschen auf einer niedrigern Bildungs-Stufe brauchbar. Aber nicht der Stoff, dessen Bildung macht den Meister. Man kann als Lustspiel-Dichter so groß seyn wie als Tragödien-Dichter, und wer es in beiden ist, der mag der Menge zu gefallen, die Gestalten, aber nicht die Farben wählen. Den übrigen Behauptungen des Schauspielfreundes wird jeder beistimmen.

„Auch ist nicht zu läugnen, daß der größere Theil unserer jungen Schauspieler keine tröstliche Hoffnung für die Zukunft gibt, daß unsere großen Meister, Schröder, Iffland, Brockmann u. a. m. gar nicht, oder doch nur sehr spärlich ersetzt sind, und man fast fürchten sollte, daß, wenn die wenigen alten Herren der Kunst auch noch den Weg alles Fleisches gehen, ein vorzüglicher Schauspieler in Deutschland bald

zu den Dingen gehören werde, die man nur vom Hörensagen kennt. Doch dürfte der Grund nicht am Mangel an Talenten liegen; denn wir besitzen unter unsern jungen Schauspielern, Gott sey Dank, noch ausgezeichnete Talente; aber der Mangel an Schule ist die Klippe, an welcher mancher vielversprechende junge Künstler scheitert. Es ist sonderbar, (merkt auf!) jedes, auch das leichteste Handwerk hat seine Lehrjahre, nur bei der dramatischen Kunst scheint man in unsern Tagen der Lehrjahre nicht mehr zu bedürfen, und der angehende Schauspieler fängt jezt damit an, womit man sonst aufhörte. Wen Gestalt, Organ und eine gewisse leichte Auffassungs- und Darstellungsgabe begünstigen, der studirt, oder vielmehr lernt eine Reihe sogenannter dankbarer Rollen ein, tritt auf irgend einer Provinzial-Bühne auf, wird beklatscht, in öffentlichen Blättern über die Gebühr herausgestrichen (hört! hört!) und — der Künstler ist fertig! — Während man sonst mit Anmelde-Rollen, mit Stühle-heraustragen anfing, erst auf dem Theater-Gehen, Stehen und deutlich sprechen lernte, und sich das, was man Routine zu nennen pflegt, erwarb, ehe man es wagte, Rollen von einiger Bedeutung zu übernehmen."

„Die Pflicht der Direktionen wäre es vor allen Dingen, wenn es ihnen selbst an praktischen und theoretischen Kenntnissen mangelt, sich unterrichtete sachkundige Leute an die Seite zu stellen, welche den schwankenden Künstler zurechtzuweisen, das keimende Talent auf die rechte Bahn zu führen, den Geist eines darzustellenden Stückes gehörig aufzufassen und das Einstudiren desselben bei den Proben zu leiten verstehen. Das aufkeimende Dichtertalent müßte ihnen heilig seyn, sie müßten es hägen und pflegen, wie der Gärtner ein kräftiges Bäumchen, das ihm süße Früchte verspricht; (dieser Meynung bin ich nicht. Der Dichter, der nicht im Freien aufwächst, sondern im Treibhause der Begünstigung verzärtelt wird, bringt nur Zwerg-Obst.) sie müßten nur sachverständige Männer über die Annahme oder Nichtannahme eines Stückes entscheiden lassen, müßten den Dichter, der ihnen sein Werk im Manuscript einsendet, nicht, wie es leider oft geschieht, Jahrelang auf entscheidende Antwort warten lassen; müßten nicht Stümperwerke armseliger Scribler, aus Rüksicht, weil der Verfertiger ihr Bekannter, oder der vertraute Freund irgend eines beliebten Schauspielers ist, zur Aufführung bringen, während bessere Arbeiten zurükgelegt werden, weil dieser oder jener Schauspieler nicht Lust hat, eine minder dankbare Rolle darin zu übernehmen; sie müßten nicht den Künstler für den Besseren halten, welcher mehr beklatscht wird, weil

er im Besitz dankbarer Rollen ist, als jener, der auch untergeordnete Rollen mit Fleiß und Anstrengung gibt.“ (hört! hört!)

„Das Publikum endlich müßte sich gewöhnen, den Schauspieler von seiner Rolle zu unterscheiden; es müßte die Worte des Gedichtes nicht dem Darstellenden zum Verdienst anrechnen und nur das gelungene Auffassen und Wiedergeben der dargestellten Rolle mit ehrendem Beifall lohnen. (Merkt Euch das, meine Herren!) Es müßte sich unter den ausübenden Künstlern keine Lieblinge auswählen, sondern die Leistungen jedes Einzelnen würdigen und nur den zum Liebling erheben, der sich während der Vorstellung am meisten auszeichnet, ohne Rüksicht auf das zu nehmen, was er sonst zu leisten im Stande ist. Es müßte bei einem neuaufzuführenden Stücke das Theater nicht mit Vorurtheil für oder gegen den Verfasser besuchen und sich dadurch den Genuß verkümmern, sondern sich dem Eindrucke unbefangen hingeben, und nach diesem entscheiden. Besonders aber, (aufgepaßt, meine Herren!) müßte es keine sogenannten Tonangeber unter sich dulden, die, entweder alles in den Staub treten, um sich den Schein zu geben als verstånden sie es besser, oder aus Vorliebe für diesen oder jenen Künstler auch seine verfehlten Leistungen zu den Wolken erheben, während sie das bescheidene Verdienst des minder Bedeutenden nicht erkennen wollen oder können, weil es ihm an Ruh oder an Geschiklichkeit gebricht, ihre Gunst zu erschleichen.“

Weiter folgt: Die Geheimnisse, Lustspiel in einem Akt, nach Melesville, von Lembert. Nicht übel! man muß ja jezt zufrieden seyn, wenn der Witz nach der Pharmacologie des Dr. Hahnemann eingegeben wird, $\frac{1}{20}$ Gran in vielem Wasser. — Das Verzeichniß der lebenden dramatischen Schriftsteller, enthält — rathet, wie viele? Hundert drei und neunzig Mann, richtig gezählt. Wenn diese Unsterblichen einst sterben, hat denn der Olymp Platz genug für sie? Unter diesen 193, sind 6 weibliche und 50 adeliche Dichter, welches leztere ich mit dem größten Vergnügen bemerke und mittheile. Denn beweißt dieses nicht, daß in Deutschland entweder der Adel Verdienst habe, oder das Verdienst geadelt werde, oder beydes zugleich? — Ein Verzeichniß der deutschen Theater und ihrer Mitglieder, füllt die zweyte und größere Hälfte des Taschenbuchs aus. Fünf und vierzig deutsche Bühnen.

Eigentlich 46; denn der Frankfurter Bühne wird nicht gedacht. Warum nicht? Das ist eine unverzeihliche Geringschätzung, die meinem vaterstädtischen Herzen wehe thut. Ich fordere den Herrn Herausgeber edictaliter auf, sich darüber zu erklären.

Vollständiges Verzeichniß der Döring'schen wissenschaftlichen Leih-Bibliothek in der großen Sandgasse, der kleinen Sandgasse gegen über. Drittes Heft. Frankfurt am Main 1820.

Dieses Werk zeichnet sich nicht blos durch seine Wohlfeilheit aus, (es kostet nicht mehr als 12 Kreuzer) sondern auch durch eine gute Vorrede. Der Verfasser giebt darin die überzeugendsten Beweise, daß die zwischen einem Leih-Bibliothekar und seinen Lesern bestehende Verbindung, keine Löwengesellschaft sey, blos zum Vortheile des einen Theiles gebildet, sondern daß beyde Theile dabey gewinnen, ob zwar mit Unterschied. Das Lesen guter Bücher, sagt der Vorredner sehr treffend, bildet den Geist des Menschen, veredelt sein Daseyn, und macht ihn zum unumschränkten Herren seiner Sinnlichkeit und Leidenschaften. Aber, „durch dieses allein gibt er zu erkennen, daß er kein Sohn des Staubes, sondern ein Göttersohn ist." Wahrlich, der muß ein sehr armer Teufel seyn, an Geld und Geist, der nun die herrliche Gelegenheit vorübergehen läßt, sich seine Apotheose so wohlfeil zu erkaufen. Bey den Griechen konnte nur ein Mann, der zugleich groß und todt war, vergöttert werden, jezt kostet es nicht mehr als 36 Kreuzer monatlicher Lese-Gebühr, um in den Olymp zu kommen. Wer hätte nicht so viel zu erübrigen, zumal wenn er in Anschlag bringt, was er hierbey an Ausgaben für seine Leidenschaften und seine Sinnlichkeit erspart, da ja, wie man weiß, alle fünf Species der Rechenkunst nur dazu dienen, das Wirthschaftsbuch der fünf Sinne in Ordnung zu halten?

Diese vortreffliche Schrift des Hrn. Döring ist aber insbesondere für mich und einige andere von ganz unschäzbarem Werthe. Ihre vierzehn Kapitel sind eben so viele Ordens-Kapitel, worin wir Männer von Verdienste zu tapfern Rittern ernannt worden sind.

Unsere Werke haben zu ihrer Ehre und Auszeichnung den Stern der Ehren-Legion erhalten. Nämlich, die Bücher aus dem Mittel-Stande werden gegen täglich 1 Kreuzer Lese-Gebühr ausgeliehen, für die Unserigen aber muß 2 Kreuzer bezahlt werden, und diese Vornehmen unter der Menge sind mit einem Sternchen (*) bezeichnet. Man muß dem Ordens-Verleiher die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht die Verdienste, sondern ohne Unterschied das Verdienst belohnt hat. Die „Wage" wie „die Pferdelust zur Unterhaltung der Pferdeliebhaber," „Wolfs Geschichte und Beschreibung der Stadt Duderstadt" wie „Cäsars Spielalmanach," „und Frank's Uebersicht des Hypotheken-Wesens zu Frankfurt am Mayn" haben den Stern der Ehren-Legion erhalten. Was dem Gnaden-Spender noch mehr Bewunderung zuzieht, ist der Umstand, daß er, ob zwar ein Frankfurter, — die seit fünf Jahren nur die Bekenner der drey christlichen Religionen als Menschen ansehen — dennoch zwey türkische Werke zu Rittern ernannt hat, nämlich: „Castellan's Sitten, Gebräuche und Trachten der Osmannen," und „das türkische Reich in allen seinen Beziehungen" von Thornton. Aber ich wollte, ein Anderer machte die Bemerkung (von mir selber wäre sie unbescheiden), daß unter allen Werken der Ehren-Legion die Wage beinahe das Einzige ist, das keine Kupfer hat; denn Hofmanns Kater Murr hat wenigstens einen kupfernen Deckel.

Doch es ist Zeit, daß ich zur Hauptsache übergehe. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, die, wie ich mir schmeichle, einen weltgeschichtlichen Einfluß haben wird. Ich habe nämlich für die schriftstellerische Handelswelt einen Seeweg nach den goldreichen Indien gefunden, wobey man das schöne Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft. Die beschwerliche Landreise nach Leipzig und zurük wird künftig erspart werden können. Es ist eine eben so bekannte als befremdende Erscheinung, daß die Schriftsteller nicht nach Verdienst bezahlt werden. Ihr Ehrensold besteht mehr in Ehre als in Sold. Die Fuhrleute der Waare, die Buchhändler gewinnen mehr an der Fracht, als die Fabrikanten an Arbeitslohne. Ein wirksames Mittel, dieses un-

natürliche Verhältniß auszugleichen, verdanken wir dem Hrn. Döring. Wir lernen von ihm, daß wir unsere Werke verleihen müßen, statt sie zu verkaufen. Ich will berechnen, was mir mein litterarischer Kleinhandel auf diese Weise abwerfen müßte. Ein Heft der Wage zu lesen, kostet, wenn ich Hrn. Dörings billige Taxe annehme, täglich 2 Kreuzer, und da die auf ihren Schreibstuben sehr beschäftigten Frankfurter zwey Tage über einem Hefte zubringen würden, so würden sie 4 Kreuzer Lesegeld darauf verwenden. Nun ist es gewiß keine unbescheidene Schätzung meiner Selbst, wenn ich annehme, daß in Frankfurt 15000 Menschen für 3 Bogen meiner Werke gern 4 Kreuzer bezahlen. Dieses betrüge zusammen 1000 Gulden Lesegeld, und für einen Band von 8 Heften, 8000 Gulden. Rechne ich nun 30 Millionen Deutsche, und nach dem Verhältniß von Frankfurt, den dritten Theil der Nation zu meinen Lesern, so würde ein Band der Wage jährlich 2 Millionen, und da ich aus Eigennuz dann jährlich 4 Bände schreiben würde, diese zusammen alle Jahre 8 Millionen Gulden Gewinnst einbringen. Und wer wehrt es meinen Schreibgenossen mir dieses nachzuthun? Wahrlich mir wird schwindlicht, ich habe den Kopf verlören und mache Folgendes bekannt:

„Das 3te Heft der Wage ist unter der Kelter, und wird als guter 1820er in wenigen Tagen verschenkt werden, oder so gut als verschenkt. Man zahlt für das Heft nicht mehr als 4 Kreuzer, wofür man es zwey Tage behalten kann. Es wird den verehrten Abonnenten nach Ordnung der Unterschrift zugeschikt werden. Da in jeder Stadt Deutschlands nur ein einziges Exemplar verliehen wird, und in Frankfurt bei 15000 Lesern 30000 Tage oder 82 Jahre, 2 Monate, und 10 Tage erforderlich sind, bis es durch alle Abonnenten gelaufen ist, so bemerke ich ausdrüklich, daß die Abonnement-Scheine auch für die Erben in absteigender Linie Gültigkeit behalten. Ich hoffe, daß meine lieben Mit-Bürger mit dieser Einrichtung um so zufriedener seyn werden, da viele die Erhöhung des Preises der Zeitschrift nicht gebilligt haben; denn ich muß dieses annehmen, da ich mir die Abnahme meiner hiesigen Abonnenten nicht anders erklären kann. Der Grund die-

ser Verminderung kann nicht darin liegen, daß ich nicht mehr so offen und frey schreiben darf, wie ehemals; denn für meine verständigen Leser, und die alle gut rechnen können, muß es gleich viel seyn, ob ich wie sonst gerade heraus sage, sechs, was ich nicht mehr darf, oder ob ich sage zweimal drei, welches nicht verboten werden kann."

Der Herausgeber.

Die Entführung, oder der alte Bürger-Capitain. Ein Frankfurter Heroisch-Borjerlich Lustspiel in 2 Aufzügen. Nebst erläuterndem Anhang. Frankfurt am Mayn, 1820. Gedruckt bey. Joh. Fried. Wenner.

Das gute Lustspiel sollte immer örtlich seyn, um noch besser zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menschlichen Dinge, deren Anschauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabsieht, giebt es keinen Widerspruch und keinen Zufall, sondern nur eine weise, nothwendige und zwekmäßige Folge von Ursachen und Wirkungen. Zu jener Luftschicht hinauf dringen daher auch die Gegensätze nicht, durch deren Vermählung das Lächerliche erzeugt wird. Aus diesem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes kein wählbarer Stoff zum Lustspiele seyn. Der Lustspieldichter muß sich auf die Ecken stellen, und aus der Menschen-Menge einen Gesichtskreis voll absondern. Es bleibt auch dieses noch eine Selbsttäuschung, aber wir geben uns ihr freiwillig hin, wir lassen die umsichtige Ueberlegung schweigen, heften den Blick auf den nächsten Flek und ergötzen uns. Schon die Herausstellung eines einzelnen Standes in seinen Lächerlichkeiten, wie sie in unsern Lustspielen üblich ist, mag nicht so unverwerflich seyn, als man annimmt (ich betrachte aus dem Gesichtspunkte der Kunst, nicht aus dem der Sittlichkeit). Kein Stand, als ein geschlossener angesehen, hat eigentlich etwas Widersprechendes, d. h. Lächerliches in sich. Dieses kömmt erst zum Vorscheine, wenn man die verschiedenen Stände neben einander stellt. So sind die Schwächen des Adelstandes, die auf der Bühne so oft verspottet werden, durchaus nicht lä-

Rasch und hoch ist Helden-Brauch;
Was ein Andrer kann auf Erden,
Ey, bei Gott, das kann ich auch!

Zanga.

Herr, Ihr sprecht nach meinem Herzen!

Rustan.

Wie so schal dünkt mich dieß Leben,
Wie so schal und jämmerlich.
Stets der heut'ge Tag des Gestern
Und des Morgen flaches Bild.
Freude, die mich nicht erfreuet,
Leiden, das mich nicht betrübt,
Mühen, lästig, stets erneuet,
Das nichts als sich selber gibt,
Wäre das des Daseyns Zweck?
O wie anders dacht' ich's mir
In verfloß'nen schönern Tagen!

Zanga.

'S ist auch anders muß ich sagen.
Nur Geduld, es wird schon kommen!
Zeit thut Alles, Zeit und Muth.
Jener Fürst von Samarkand,
Den Osmin als Herrn genannt,
War, wie Ihr, des Dorfes Sohn,
Jetzt von Ruhm und Glanz vergüldet;
Ihr seid von demselben Thon,
Aus dem Glück die Männer bildet
Für den Purpur, für den Thron.

Rustan.

So zu stehen in der Welt,
Voll erhellter, lichter Hügel,
Voll umgrimter Lorberhaine,
Schaurig schön, aus deren Zweigen,
Wie Gesang von Wunder-Vögeln
Alte Heldenlieder tönen
Und vor sich die weite Ebne,
Lichtbestrahlt und reich geschmückt,
Die zu winken scheint, zu rufen:
„Starker! nimm dich an der Schwachen!
„Kühner, wage! Wagen siegt,
„Was du nimmst, ist dir gegeben!"
Sich hinabzustürzen jetzt
In das rege, wirre Leben,
An die volle Brust es drücken,
An sich und doch unter sich!
Wie ein Gott an leisen Fäden
Trotzende Gewalten lenken;

So zu sammeln, alle Quellen,
Die vergessen, einsam murmeln,
Und in stolzer Einigung,
Bald beglückend, bald zerstörend,
Brausend durch die Fluten wälzen! —
Neidenswerthes Loos der Größe!
Welle kommt und Welle geht,
Doch der Strom allein besteht!

Da wir nun einmal in den Kramladen eingetreten sind, so wollen wir uns auch das Uebrige ansehen, auch wenn wir nichts davon kaufen. Nach Grillparzor folgt Weß, mit dem ersten Akte des Trauerspiels Adosinda. Das ist nun freilich eine gefährliche Nachbarschaft, aber in einer Stadt können nicht alle Häuser Palläste seyn. Glänzt in Adosinda nicht lauter Gold und Edelstein, so täuscht auch keine falsche Vergoldung und kein Schimmer geschliffenen Glases, und das Silber ist ächt. Die duftende Blumenflor Grillparzos findet man nicht darin, aber noch weniger die mit künstlichen Wohlgerüchen besprengten Papierblumen, die wir jetzt besser machen als die Franzosen, und die, weil sie wohlfeil zu haben sind, so sehr gepriesen werden. — Ueber die Ausdrücke, Methode und Kunst, angewendet auf die Leistungen dramatischer Sänger, stellt J. F. von Mosel eine lehrreiche Betrachtung an. Dieser Schriftsteller besitzt, wie anerkannt, die vollgültigste Stimme in musikalischen Dingeu. — Der Herausgeber des Taschenbuchs erzählt das Leben des Schauspiel-Direktors von Holbein in Prag, des Regisseurs des Hoftheaters Koch, und des Hofopernsänger Vogl in Wien. Aus diesen Lebensbeschreibungen wird man mit Verdruß daran erinnert, daß kein Schauspieler zu seiner Kunst erzogen wird. Es ist jeder sein eigner Lehrling. Sie waren alle verlohrne Söhne, Robinsone, die bei ihrer ersten Fahrt auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten, und auf die Bühnen-Insel ausgeworfen worden. Die Verunglückten von Geist, Muth und Stärke, wußten die ihnen mangelnde Erfahrung zu ersetzen, sie machten sich heimisch auf ihrer Insel, und beherrschten sie. Die Uebrigen gingen unter, oder führten ein schwaches, ängstliches Entbehrungsvolles Leben. Von Holbein, ehe er sich der

Schauspielkunst ergab, war Lotto-Beamter, dann erwarb er sich seinen Unterhalt durch Musik- und Sprach-Unterricht. Koch studierte Kameral-Wissenschaften, und war im Preußischen bei der Bergwerks-Administration angestellt. Vogl studierte die Rechte, und praktizirte beim Wiener Stadt-Magistrat. Männer solcher Art konnten nun freilich frühere Bildung zu ihrer spätern Kunst mitbringen; aber wie viele unwissenden Haarkräusler, Schneidergesellen und Studenten mögen sich zu Helden und Königen hinaufgeschwungen haben! — Der Soldat, ganz allein, komisches Zwischenspiel in einer Scene von Castelli. Herbei, eilig herbei, ihr armen verlogenen Theater-Direktionen! das ist ein prächtiges Stück, das viel einbringt und gar nichts kostet, es ist sowohl komisch als ökonomisch. Nicht etwa ein langweiliges Monodrama, welches eine Hölle ist für das Paradies; nein, ein ganzes Regiment spielt mit — Schlachtfeld — Kanonen — Flintenschüsse — Trompeten — Belagerung — Kriegslieder — Trommeln — Parlementäre — Hurrah-Rufen — Siegsgeschrei — Patrouille — Te Deum — und doch gehört nur eine Person dazu. Keine theuern Statisten, keine neue Garderobe, keine vielen Proben, keine Stellen-Vertheilung, und kein Coulissen-Krieg darüber. Das Stück kann vortrefflich besetzt werden, das Zusammenspiel wird nichts zu wünschen übrig lassen. Giebt uns dieses artige Stück recht bald! — — Die Bemerkungen eines Schauspielfreundes über den Verfall der dramatischen Kunst, enthalten vortreffliche Gedanken, die, wenn auch schon früher gedacht, doch noch immer nicht beherzigt worden sind. Ich werde einige Stellen daraus, ohne weitere Bemerkungen folgen lassen; denn die Noten zu einem solchen Texte füllen leichter ein Buch an, als ein Blatt. Aber auf eine falsche Ansicht des Verfassers, unter den Uebrigen wahren, auf einen verderblichen Wunsch unter den guten, muß ich zuvor aufmerksam machen. Er sagt: „Iffland, besonders aber Kotzebue ließ sich, um den Beifall der Menge zu erringen, verleiten, dem frivolen Zeitgeschmack zu huldigen und ihm die gute Sache aufzuopfern.“ Diese Behauptung ist in so fern falsch, als sie jenen dramatischen Dichtern ein

vorsätzliches Bestreben zuschreibt. Iffland und Kotzebue haben nicht dem Zeitgeschmack gehuldigt, man hat ihnen gehuldigt, weil ihr Geschmack mit dem der Zeit übereinstimmend war. Sie redeten die Sprache ihres Geistes, sie heuchelten nicht aus Gefälligkeit. Tadelt der Verfasser jenes Gleichgefühl zwischen Volk (es ist die Zeit) und Dichter, so wird um so befremdender, was er fortfahrend sagt:

„... unsere wenigen vorzüglichen Schauspieldichter verschmähen es dagegen, dem Geschmack und der Fassungsgabe der Menge nachzugeben, und biethen das höchste, was sie zu biethen vermögen, unbekümmert, ob das Publikum im Stande sey, dem Fluge ihres Geistes zu folgen. — Wäre es nicht wohlgethan, wenn Jeder, dem die Musen huldreich gelächelt, sich entschlösse, von der Höhe, worauf ihn Geist und Bildung stellten, herabzusteigen, in die Ansichten der Menge, ohne die gute Sache aus den Augen zu verlieren, einzugehen, um sie so unvermerkt von Stufe zu Stufe zu sich zu erheben; statt jetzt auf der steilen Höhe, von Wenigen bewundert, von den Meisten nicht verstanden und deßhalb auch nicht erkannt, allein zu stehen?" —

Nein, wahrlich, das wäre nicht wohlgethan. Wer sich dazu verstehen kann, hinabzusteigen, der brauche nicht erst hinabzusteigen. Der schöpferische Geist stellt seine Werke hin, wie die Natur die ihrigen — genieße wer da mag und kann, nicht Alles ist für Alle geschaffen. Nicht die Behandlung, die Art des Stoffes, macht ein dramatisches Kunstwerk, auch für Menschen auf einer niedrigern Bildungs-Stufe brauchbar. Aber nicht der Stoff, dessen Bildung macht den Meister. Man kann als Lustspiel-Dichter so groß seyn wie als Tragödien-Dichter, und wer es in beiden ist, der mag der Menge zu gefallen, die Gestalten, aber nicht die Farben wählen. Den übrigen Behauptungen des Schauspielfreundes wird jeder beistimmen.

„Auch ist nicht zu läugnen, daß der größere Theil unserer jungen Schauspieler keine tröstliche Hoffnung für die Zukunft gibt, daß unsere großen Meister, Schröder, Iffland, Brockmann u. a. m. gar nicht, oder doch nur sehr spärlich ersetzt sind, und man fast fürchten sollte, daß, wenn die wenigen alten Herren der Kunst auch noch den Weg alles Fleisches gehen, ein vorzüglicher Schauspieler in Deutschland bald

zu den Dingen gehören werde, die man nur vom Hörensagen kennt. Doch dürfte der Grund nicht am Mangel an Talenten liegen; denn wir besitzen unter unsern jungen Schauspielern, Gott sey Dank, noch ausgezeichnete Talente; aber der Mangel an Schule ist die Klippe, an welcher mancher vielversprechende junge Künstler scheitert. Es ist sonderbar, (merkt auf!) jedes, auch das leichteste Handwerk hat seine Lehrjahre, nur bei der dramatischen Kunst scheint man in unsern Tagen der Lehrjahre nicht mehr zu bedürfen, und der angehende Schauspieler fängt jezt damit an, womit man sonst aufhörte. Wen Gestalt, Organ und eine gewisse leichte Auffassungs- und Darstellungsgabe begünstigen, der studirt, oder vielmehr lernt eine Reihe sogenannter dankbarer Rollen ein, tritt auf irgend einer Provinzial-Bühne auf, wird beklatscht, in öffentlichen Blättern über die Gebühr herausgestrichen (hört! hört!) und — der Künstler ist fertig! — Während man sonst mit Anmelde-Rollen, mit Stühle-heraustragen anfing, erst auf dem Theater-Gehen, Stehen und deutlich sprechen lernte, und sich das, was man Routine zu nennen pflegt, erwarb, ehe man es wagte, Rollen von einiger Bedeutung zu übernehmen."

„Die Pflicht der Direktionen wäre es vor allen Dingen, wenn es ihnen selbst an praktischen und theoretischen Kenntnissen mangelt, sich unterrichtete sachkundige Leute an die Seite zu stellen, welche den schwankenden Künstler zurechtzuweisen, das keimende Talent auf die rechte Bahn zu führen, den Geist eines darzustellenden Stückes gehörig aufzufassen und das Einstudiren desselben bei den Proben zu leiten verstehen. Das aufkeimende Dichtertalent müßte ihnen heilig seyn, sie müßten es hägen und pflegen, wie der Gärtner ein kräftiges Bäumchen, das ihm süße Früchte verspricht; (dieser Meynung bin ich nicht. Der Dichter, der nicht im Freien aufwächst, sondern im Treibhause der Begünstigung verzärtelt wird, bringt nur Zwerg-Obst.) sie müßten nur sachverständige Männer über die Annahme oder Nichtannahme eines Stückes entscheiden lassen, müßten den Dichter, der ihnen sein Werk im Manuscript einsendet, nicht, wie es leider oft geschieht, Jahrelang auf entscheidende Antwort warten lassen; müßten nicht Stümperwerke armseliger Scribler, aus Rüksicht, weil der Verfertiger ihr Bekannter, oder der vertraute Freund irgend eines beliebten Schauspielers ist, zur Aufführung bringen, während bessere Arbeiten zurükgelegt werden, weil dieser oder jener Schauspieler nicht Lust hat, eine minder dankbare Rolle darin zu übernehmen; sie müßten nicht den Künstler für den Besseren halten, welcher mehr beklatscht wird, weil

er im Besiz dankbarer Rollen ist, als jener, der auch untergeordnete Rollen mit Fleiß und Anstrengung gibt.“ (hört! hört!)

„Das Publikum endlich müßte sich gewöhnen, den Schauspieler von seiner Rolle zu unterscheiden; es müßte die Worte des Gedichtes nicht dem Darstellenden zum Verdienst anrechnen und nur das gelungene Auffassen und Wiedergeben der dargestellten Rolle mit ehrendem Beifall lohnen. (Merkt Euch das, meine Herren!) Es müßte sich unter den ausübenden Künstlern keine Lieblinge auswählen, sondern die Leistungen jedes Einzelnen würdigen und nur den zum Liebling erheben, der sich während der Vorstellung am meisten auszeichnet, ohne Rüksicht auf das zu nehmen, was er sonst zu leisten im Stande ist. Es müßte bei einem neuaufzuführenden Stücke das Theater nicht mit Vorurtheil für oder gegen den Verfasser besuchen und sich dadurch den Genuß verkümmern, sondern sich dem Eindrucke unbefangen hingeben, und nach diesem entscheiden. Besonders aber, (aufgepaßt, meine Herren!) müßte es keine sogenannten Tonangeber unter sich dulden, die, entweder alles in den Staub treten, um sich den Schein zu geben als verstånden sie es besser, oder aus Vorliebe für diesen oder jenen Künstler auch seine verfehlten Leistungen zu den Wolken erheben, während sie das bescheidene Verdienst des minder Bedeutenden nicht erkennen wollen oder können, weil es ihm an Ruh oder an Geschiklichkeit gebricht, ihre Gunst zu erschleichen.“

Weiter folgt: Die Geheimnisse, Lustspiel in einem Akt, nach Melesville, von Lembert. Nicht übel! man muß ja jezt zufrieden seyn, wenn der Witz nach der Pharmacologie des Dr. Hahnemann eingegeben wird, $\frac{1}{20}$ Gran in vielem Wasser. — Das Verzeichniß der lebenden dramatischen Schriftsteller, enthält — rathet, wie viele? Hundert drei und neunzig Mann, richtig gezählt. Wenn diese Unsterblichen einst sterben, hat denn der Olymp Platz genug für sie? Unter diesen 193, sind 6 weibliche und 50 adeliche Dichter, welches leztere ich mit dem größten Vergnügen bemerke und mittheile. Denn beweißt dieses nicht, daß in Deutschland entweder der Adel Verdienst habe, oder das Verdienst geadelt werde, oder beydes zugleich? — Ein Verzeichniß der deutschen Theater und ihrer Mitglieder, füllt die zweyte und größere Hälfte des Taschenbuchs aus. Fünf und vierzig deutsche Bühnen.

Eigentlich 46; denn der Frankfurter Bühne wird nicht gedacht. Warum nicht? Das ist eine unverzeihliche Geringschätzung, die meinem vaterstädtischen Herzen wehe thut. Ich fordere den Herrn Herausgeber edictaliter auf, sich darüber zu erklären.

Vollständiges Verzeichniß der Döring'schen wissenschaftlichen Leih-Bibliothek in der großen Sandgasse, der kleinen Sandgasse gegen über. Drittes Heft. Frankfurt am Main 1820.

Dieses Werk zeichnet sich nicht blos durch seine Wohlfeilheit aus, (es kostet nicht mehr als 12 Kreuzer) sondern auch durch eine gute Vorrede. Der Verfasser giebt darin die überzeugendsten Beweise, daß die zwischen einem Leih-Bibliothekar und seinen Lesern bestehende Verbindung, keine Löwengesellschaft sey, blos zum Vortheile des einen Theiles gebildet, sondern daß beyde Theile dabey gewonnen, ob zwar mit Unterschied. Das Lesen guter Bücher, sagt der Vorredner sehr treffend, bildet den Geist des Menschen, veredelt sein Daseyn, und macht ihn zum unumschränkten Herren seiner Sinnlichkeit und Leidenschaften. Aber, „durch dieses allein gibt er zu erkennen, daß er kein Sohn des Staubes, sondern ein Göttersohn ist.“ Wahrlich, der muß ein sehr armer Teufel seyn, an Geld und Geist, der nun die herrliche Gelegenheit vorübergehen läßt, sich seine Apotheose so wohlfeil zu erkaufen. Bey den Griechen konnte nur ein Mann, der zugleich groß und todt war, vergöttert werden, jezt kostet es nicht mehr als 36 Kreuzer monatlicher Lese-Gebühr, um in den Olymp zu kommen. Wer hätte nicht so viel zu erübrigen, zumal wenn er in Anschlag bringt, was er hierbey an Ausgaben für seine Leidenschaften und seine Sinnlichkeit erspart, da ja, wie man weiß, alle fünf Species der Rechenkunst nur dazu dienen, das Wirthschaftsbuch der fünf Sinne in Ordnung zu halten? Diese vortreffliche Schrift des Hrn. Döring ist aber insbesondere für mich und einige andere von ganz unschäzbarem Werthe. Ihre vierzehn Kapitel sind eben so viele Ordens-Kapitel, worin wir Männer von Verdienste zu tapfern Rittern ernannt worden sind.

Unsere Werke haben zu ihrer Ehre und Auszeichnung den Stern der Ehren-Legion erhalten. Nämlich, die Bücher aus dem Mittel-Stande werden gegen täglich 1 Kreuzer Lese-Gebühr ausgeliehen, für die Unserigen aber muß 2 Kreuzer bezahlt werden, und diese Vornehmen unter der Menge sind mit einem Sternchen (*) bezeichnet. Man muß dem Ordens-Verleiher die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht die Verdienste, sondern ohne Unterschied das Verdienst belohnt hat. Die „Wage" wie „die Pferdelust zur Unterhaltung der Pferdeliebhaber," „Wolfs Geschichte und Beschreibung der Stadt Duderstadt" wie „Cäsars Spielalmanach," „und Frank's Uebersicht des Hypotheken-Wesens zu Frankfurt am Mayn" haben den Stern der Ehren-Legion erhalten. Was dem Gnaden-Spender noch mehr Bewunderung zuzieht, ist der Umstand, daß er, ob zwar ein Frankfurter, — die seit fünf Jahren nur die Bekenner der drey christlichen Religionen als Menschen ansehen — dennoch zwey türkische Werke zu Rittern ernannt hat, nämlich: „Castellan's Sitten, Gebräuche und Trachten der Osmannen," und „das türkische Reich in allen seinen Beziehungen" von Thornton. Aber ich wollte, ein Anderer machte die Bemerkung (von mir selber wäre sie unbescheiden), daß unter allen Werken der Ehren-Legion die Wage beinahe das Einzige ist, das keine Kupfer hat; denn Hofmanns Kater Murr hat wenigstens einen kupfernen Deckel.

Doch es ist Zeit, daß ich zur Hauptsache übergehe. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, die, wie ich mir schmeichle, einen weltgeschichtlichen Einfluß haben wird. Ich habe nämlich für die schriftstellerische Handelswelt einen Seeweg nach den goldreichen Indien gefunden, wobey man das schöne Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft. Die beschwerliche Landreise nach Leipzig und zurük wird künftig erspart werden können. Es ist eine eben so bekannte als befremdende Erscheinung, daß die Schriftsteller nicht nach Verdienst bezahlt werden. Ihr Ehrensold besteht mehr in Ehre als in Sold. Die Fuhrleute der Waare, die Buchhändler gewinnen mehr an der Fracht, als die Fabrikanten an Arbeitslohne. Ein wirksames Mittel, dieses un-

natürliche Verhältniß auszugleichen, verdanken wir dem Hrn. Döring. Wir lernen von ihm, daß wir unsere Werke verleihen müßen, statt sie zu verkaufen. Ich will berechnen, was mir mein litterarischer Kleinhandel auf diese Weise abwerfen müßte. Ein Heft der Wage zu lesen, kostet, wenn ich Hrn. Dörings billige Taxe annehme, täglich 2 Kreuzer, und da die auf ihren Schreibstuben sehr beschäftigten Frankfurter zwey Tage über einem Hefte zubringen würden, so würden sie 4 Kreuzer Lesegeld darauf verwenden. Nun ist es gewiß keine unbescheidene Schätzung meiner Selbst, wenn ich annehme, daß in Frankfurt 15000 Menschen für 3 Bogen meiner Werke gern 4 Kreuzer bezahlen. Dieses betrüge zusammen 1000 Gulden Lesegeld, und für einen Band von 8 Heften, 8000 Gulden. Rechne ich nun 30 Millionen Deutsche, und nach dem Verhältniß von Frankfurt, den dritten Theil der Nation zu meinen Lesern, so würde ein Band der Wage jährlich 2 Millionen, und da ich aus Eigennuz dann jährlich 4 Bände schreiben würde, diese zusammen alle Jahre 8 Millionen Gulden Gewinnst einbringen. Und wer wehrt es meinen Schreibgenossen mir dieses nachzuthun? Wahrlich mir wird schwindlicht, ich habe den Kopf verloren und mache Folgendes bekannt:

„Das 3te Heft der Wage ist unter der Kelter, und wird als guter 1820er in wenigen Tagen verschenkt werden, oder so gut als verschenkt. Man zahlt für das Heft nicht mehr als 4 Kreuzer, wofür man es zwey Tage behalten kann. Es wird den verehrten Abonnenten nach Ordnung der Unterschrift zugeschikt werden. Da in jeder Stadt Deutschlands nur ein einziges Exemplar verliehen wird, und in Frankfurt bei 15000 Lesern 30000 Tage oder 82 Jahre, 2 Monate, und 10 Tage erforderlich sind, bis es durch alle Abonnenten gelaufen ist, so bemerke ich ausdrüklich, daß die Abonnement-Scheine auch für die Erben in absteigender Linie Gültigkeit behalten. Ich hoffe, daß meine lieben Mit-Bürger mit dieser Einrichtung um so zufriedener seyn werden, da viele die Erhöhung des Preises der Zeitschrift nicht gebilligt haben; denn ich muß dieses annehmen, da ich mir die Abnahme meiner hiesigen Abonnenten nicht anders erklären kann. Der Grund die-

ser Verminderung kann nicht darin liegen, daß ich nicht mehr so offen und frey schreiben darf, wie ehemals; denn für meine verständigen Leser, und die alle gut rechnen können, muß es gleich viel seyn, ob ich wie sonst gerade heraus sage, sechs, was ich nicht mehr darf, oder ob ich sage zweimal drei, welches nicht verboten werden kann."

Der Herausgeber.

Die Entführung, oder der alte Bürger-Capitain. Ein Frankfurter Heroisch-Borjerlich Lustspiel in 2 Aufzügen. Nebst erläuterndem Anhang. Frankfurt am Mayn, 1820. Gedruckt bey. Joh. Fried. Wenner.

Das gute Lustspiel sollte immer örtlich seyn, um noch besser zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menschlichen Dinge, deren Anschauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabsieht, giebt es keinen Widerspruch und keinen Zufall, sondern nur eine weise, nothwendige und zweckmäßige Folge von Ursachen und Wirkungen. Zu jener Luftschicht hinauf dringen daher auch die Gegensätze nicht, durch deren Vermählung das Lächerliche erzeugt wird. Aus diesem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes kein wählbarer Stoff zum Lustspiele seyn. Der Lustspieldichter muß sich auf die Ecken stellen, und aus der Menschen-Menge einen Gesichtskreis voll absondern. Es bleibt auch dieses noch eine Selbsttäuschung, aber wir geben uns ihr freiwillig hin, wir lassen die umsichtige Ueberlegung schweigen, heften den Blick auf den nächsten Flek und ergötzen uns. Schon die Herausstellung eines einzelnen Standes in seinen Lächerlichkeiten, wie sie in unsern Lustspielen üblich ist, mag nicht so unverwerflich seyn, als man annimmt (ich betrachte aus dem Gesichtspunkte der Kunst, nicht aus dem der Sittlichkeit). Kein Stand, als ein geschlossener angesehen, hat eigentlich etwas Widersprechendes, d. h. Lächerliches in sich. Dieses kömmt erst zum Vorscheine, wenn man die verschiedenen Stände neben einander stellt. So sind die Schwächen des Adelstandes, die auf der Bühne so oft verspottet werden, durchaus nicht lä-

cherlich; denn in diesen Schwächen liegt das Geheimniß seiner Stärke. Er hat keine andere Macht, als die ihm die öffentliche Meynung giebt, die öffentliche Meynung aber wird nicht durch Ketten, sondern durch tausend schwache Zwirnfäden fest gehalten. Erscheinen die Anmaßungen des Adels, dem der Bestimmung der Menschheit eingedenken Bürgerstande lächerlich, so muß die Unbeholfenheit der Bürger in Erreichung ihres persönlichen Vortheils dem Adelsstande lächerlich erscheinen. Da nun der Lustspieldichter auch nicht bis zur Persönlichkeit hinabsteigen kann — denn die Satyre ist kein dramatischer Stoff — so bleibt ihm kein anderer Schauplatz übrig als die Oertlichkeit. Die Mauern einer Stadt sind die wahren dramatischen Grenzen eines Lustspiels, das sich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in einer Häuslichkeit beschränken darf.

Die Länge, Breite und Tiefe, welche das hier angezeigte Lustspiel ausfüllt, ist aus den angeführten Gründen, der naturgemäße Raum, den die Regel der dramatischen Kunst abgesteckt hat. Es reiht Scenen aus der Lebensart der Gesinnung und der Denkweise des Frankfurters an einander — des Frankfurters, also wie sich von selbst versteht, nicht der dortigen höhern Stände; denn diese haben dort wie überall kein geistiges Vaterland. Es folgt eben daraus, daß der Bürger-Capitain keine Handlung im gewöhnlichen Sinne der Bühnensprache knüpft und löst — denn nur Menschen von eigenthümlichem Gepräge handeln, die städtische Menge hat nur eine Handlungsweise — der heimliche Streich (die Intrigue) geht durch das Stük, wie der rothe Faden durch die englischen Schiffstaue, und wie der Nerve durch die Muskel, um die Einheit und die Bewegung zu erhalten. Es ist in der Frankfurter Mundart geschrieben, wodurch seine komische Wirkung nicht blos gesteigert, sondern überhaupt gesichert wird; denn wenn die Sprache das Gewand des Geistes ist, wie könnte man leztern kenntlich machen, als an den Zeichen des ersteren. Orts- und örtlich gesinnte Bürger Hochdeutsch sprechen lassen, das wäre eben so viel, als einen schlichten Handwerksmann in einem Hofkleide auf die Bühne bringen, vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, einige

ge reinsprechende Personen in das Stük zu flechten, der Gegensaz hätte die beabsichtigte Wirkung erhöht. Es ist aber diese Verderbniß der Sprache in dem Munde des Volkes, eine gar räthselhafte Erscheinung! Woher entsteht sie, wodurch erhält sie sich? Darf und muß man daraus schließen, daß die Sprache des Volkes von der der Gebildeten, die der Orts- von der der Welt-Bürger sich eben so unterscheidet, als die Gesinnung von jenen und diesen? Man erschrikt vor einer solchen Folgerung.

Die Tragödie idealisirt, das Lustspiel muß portraitiren. In dieser Beziehung ist der Bürger-Capitain ein wahres Meisterstük; die Naturtreue kann nicht weiter getrieben werden. Dieses Vorzugs ermangeln unsere meisten Lustspiele, und darum habe ich auch keinen Maaßstab, dem ich das hier Beurtheilte anlegen könnte. Man muß es lesen, es kann nur mit sich selber verglichen werden. Auch solche wird es anziehen, die sich sonst von Dichtwerken weniger angezogen fühlen. Sie werden es als ein wissenschaftliches Werk aufnehmen, als eine Statistik des Frankfurter Volks-Geistes. Göthe hat in seinem neuesten Hefte „über Kunst und Alterthum" das Lustspiel flüchtig empfohlen, mit der Zusage, es in dem nächsterscheinenden Hefte ausführlicher zu besprechen. Das ist eine Prophezeihung seines Lobes.

Thomas Aniello, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von August Fresenius. Frankfurt am Mayn 1818. (Neue Auflage 1820, bey Demmert.)

Auch an einem siebenten des Junius, aber 173 Jahre früher und zu frühe, erkannte das Volk von Neapel, daß es stärker sey, als die königliche Gewalt, mißbraucht in den Händen habgieriger unersättlicher Stellvertreter, und des zum Drucke und Raube verbündeten Adels. Da schüttelte es sich, und warf sie ab. Selbst das menschliche Recht stand seinem göttlichen und seiner Macht zur Seite. Denn hundert Jahre vorher hatte ihm Karl V. in einem Briefe neue Freiheiten gegeben, alte bestätigt, und am Schlusse jenes Freiheits-Briefes festgesezt: „Wenn einer

Unserer Nachfolger selbst, oder ein Vicekönig, besagte obige Artikel dieses ewigen Privilegiums verletzen sollte; so darf unser getreues Volk in Neapel, ohne Vorwurf des Aufruhrs, die Waffen ergreifen und behalten, bis zu seiner, diesem Privilegium gemäßen, Zufriedenstellung." Aber die Pächter und die Lohnknechte der Gewalt, ließen den Bau der Freiheit verfallen, und traten Volk und Recht mit Füßen; denn:

Das Volk ist nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun. Der Herzog von Arcos, der spanische Vicekönig in Neapel, und seine Höflinge sezten den Stolz hinzu.

. . . . Der steife Stolz
Des hies'gen Adels, welcher vor dem Volk
Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
Auf einen Stein zu setzen, wo vorher
Ein Bürger stand, — derselbe Stolz, der doch
Mit seinem steifen Rück auf Händ und Füß'
Im Kothe kriecht vor einem Vicekönig,
Und unterthänig um Erlaubniß bettelt,
Mit dem hochadelichen Maul das Volk
Aussaugen ihm zu helfen.

So klagt Herzog von Makalona, selbst ein Fürst, doch ein Landesgeborner. Die Zöllner nahmen den armen Leuten den Bissen vor dem Munde weg, und die Zoll-Tabelle war ein unendliches Verzeichniß anbefohlner Entbehrungen. Einer aus der murrenden Menge las auf dem Markte die Zoll-Tabelle mit lauter Stimme vor:

Es eckelt mich, euch auch noch das zu lesen,
Was die Tabelle sagt, — die lechzende
Und lange Zung' des durstigen Papiers,
Die jede Frucht beleckt, von der Olive
Bis zu der Maulbeer, und ein jed' Gemüs,
Vom Blumenkohl bis zur armseligen
Wolfsbohn herab. — Das Brod ist uns schon längst
Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
Auch noch das Obst auf dieses Jahr gestochen,
Und frißt, wie eine Rаup', aus dem Gemüs
Das Herz heraus, daß wir uns freuen müßen,
Wenn welkes Kraut und frisches Gras uns noch,
Gleichwie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

Tommaso Aniello that es, ein armer Fischer und Obsthändler. Er hatte den hohen Geist, den die wahre Liebe zur wahren Freiheit auch dem niedrigsten Bürger eingiebt. Man folgte ihm, und mit dem Rufe: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der schlechten Regierung!“ begann der Aufruhr. Feuer und Plünderung zerstörten die Palläste des Adels. Aniello regierte an der Spitze des Volkes. Der Vicekönig verlor die Gewalt mit der Meynung von ihr und mußte zur List flüchten. Er ließ dem Aniello Gift in den Wein mischen, wovon er den Verstand und die Liebe und Ehrfurcht des Volkes verlor. In seinem Wahnsinne übte er blutige Grausamkeiten, und wüthete auch gegen Freunde. Da ermordeten sie ihn.

Dieses ist die Geschichte, welcher auch der Dichter treu geblieben, bis auf die Todesart Aniello's, den er nicht umbringen, sondern am Gifte sterben läßt. Es herrscht eine grosse, ob zwar noch wilde ungezähmte Kraft in diesem Trauerspiele, es waltet ein hoher Shakespeare-Geist darin! Nur Käthchen von Heilbronn kann ihm zur Seite, nur Grillparzor's Sappho über ihm gestellt werden. Den Dichter überraschte der Tod, ehe er sein Werk, das er als 21jähriger Jüngling hervorgebracht, vollenden konnte. Darum sind seine Bilder, wie die der jugendlichen Mahlerkunst, monochromatisch, nur wenige hellen Farben herrschen allein, die Zwischenlichter fehlen. Aber die Kraft des Ausdruks, die Tiefe des Gefühls und die Höhe des ordnenden Verstandes, können nicht zu viel gepriesen werden. Fresenius war in Frankfurt geboren, und seine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleist, starben in der Blüthe, denn die Witterung unserer Tage ist den Dichtern nicht günstig. Sie verderben an der rauhen Luft der Wirklichkeit. Nur die unorganischen Dichter dauern aus wie Gestein, und setzen an, doch was Leben hat, verwelkt.

Man erlaube mir, daß ich zu den oben angeführten Stellen, noch eine andere füge. Aniello kehrt in sein Haus zurük, und findet sein Weib und Kind todt. Sie hatten aus dem Brunnen getrunken, den Einer vom Adel Neapels hatte vergiften lassen.

Aniello.
Im Schlaf verließ ich sie, sie schlafen noch.
(er wendet sich um und sieht die Leichen an.)
Doch einen andern Schlaf, wo eure Brust
Der Odem nicht mehr hebt. Da lieget ihr,
Waldtäubchen, weiß, schneeweiß, und ach so kalt;
Das Männchen flog in einen fernen Wald,
Da senkt ihr still zugleich von euren Zweigen,
Um in die Luft nie wieder aufzusteigen.
Weib oder Kind, — was soll ich mehr beklagen?
O herbe Wahl für Vater und für Mann,
Dem nicht sein Herz das Räthsel lösen kann
Des Schmerzes, und den größern Schmerz ihm sagen.
Maria! Trost der angstbelad'nen Herzen,
Du heil'ger Name schaffst nun solche Schmerzen.
Du, Tod, hast mir verführt das keusche Weib;
Du, Ehebrecher, hält'st in deinen Armen
Vor meinen Augen nun den zücht'gen Leib;
Bezahlst mit Schmerzen reich, mich Freudenarmen
Für deine Buhlschaft. Tod, du Weiberdieb!
Nahmst auch mit ihr mein einzig Kindlein lieb.
O Kind, laß mich doch nicht so ganz allein!
Ich kann ja nur dein rechter Vater seyn;
Und er ist dir stiefväterlich gesinnt,
Er trinkt dein Blut, Biankchen, süßes Kind!
Einst konnt' ich dich wohl heißen Rosenroth;
Zur Bianka macht dich erst der blaße Tod.
Wer füllet euch, ihr zwey so schönen Becher,
Nun wieder an mit süßem Lebenstrank?
Ach ihr bleibt leer, weil auch der durst'ge Zecher,
Der Tod, aus bis zum lezten Tropfen trank;
Uns für den süßen Trank füllt er zum Dank
Mit Lacrymas zwey andere Becher an: —
Ihr Augen weint, so lang ich weinen kann.
(Er sinkt weinend auf die Leichname nieder.)

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. s. w. von Sigismund Stille. Hamburg 1820. Bey Perthes und Besser.

Unsere Landsleute wandern jezt viel: ein Beweiß mehr, daß sie die Lehrjahre überschritten haben. Und verschmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beste Recht abstreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beybrin-

gen. Die lieben deutschen Gesellen gehen fröhlich ihren Weg mit besserer Kundschaft als Barschaft versehen. Doch haben sie immer Ehre im Leibe: sie fechten nie, vielmehr werden sie angefochten von jeder kritischen Polizey, der sie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher, sagt die kritische Ober-Vormünderin, enthalten eure Personal-Beschreibungen sehr genau, und sie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüsten sollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch steht darin wo, und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegessen, getrunken, geschlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiset, ist wenig zu lesen. Man vergleiche damit die Reisen der Engländer und Franzosen!“ Die kritische Polizey hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn ist, anderer Meynung zu seyn, als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe sie in's bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, statt gleich uns, sich examiniren zu lassen, ob sie zu irgend einem Frohndienste, auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg, springen sie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft schon vor dem dreyßigsten Jahre Calcutta gesehen. Da lernen sie nun wohl unterscheiden, was die verschiedenen Länder und Städte gemeinschaftliches, und was sie ausgezeichnetes haben. Ihre Reisebeschreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reisen erst, wenn wir unser Schäfchen ins Trokne gebracht haben, in den ersten Jahren nach unsern besten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unserer Jugend nie weiter waren, als bis Eppstein und Wilhelmsbad, sind wir eine halbe Stunde drüber hinaus schon sehr erstaunt, stehen vor jedem neu angestrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verplüfft still, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baschkiren mit Pfeil und Bogen, unsere Pässe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich ist doch Gottes Welt, wie mannichfaltig sind die Sitten und Gebräuche der Menschen, und bey uns zu Hause in den deutschen Bundesstaaten ist doch alles anders! Sind wir nach zehen Tagen heimgekehrt, und die

reisetrunkene Gattin ist mit Kopfschmerzen aus ihrem Rausche erwacht, packt sie den Koffer aus, überzählt die zusammengekommene Stücke schwarze Wäsche, und das daraus entspringende Waschgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthschaftsumme. Was bleibt uns dann übrig als unsere Reise zu beschreiben zu 11 fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beschreiben, als unsere Verwunderung, d. h. uns selbst?

Aber diese Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reise nicht. Das ist ein gutes Buch, um so besser da es klein, oder wahrer: um so kleiner, da es gut ist. Der Verfasser ist ein Schul-Rector, oder will dafür gehalten seyn — gleichviel: er ist ein gemüthlicher und verständiger Mann. Seine Gefühle sind schön, seine Gedanken kräftig, und seine Schreibart beydes zugleich. Er reist, um sich von seiner Hypochondrie zu befreyen. Hypochondristen haben als Reisebeschreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glük, dessen sich andere Menschen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergenesung. Da nun ihre Reisen stets mit einer solchen glüklichen Zeit zusammen fallen (denn sie führen sie herbey), so sind sie wie alle Wiedergenossen offenen Geistes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und sie trinken was ihnen Natur, Kunst und Mensch darbietet mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille scheint ein Fünfziger zu seyn, und hätte sich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn so lange Jahre an seinem Schreibtische umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte sich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante so aufmerksam zu sterben, und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will sich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreist er das Legat. Es ist doch gar zu kläglich! In Deutschland giebt es wenigstens zehentausend hypochondrische Beamten und Gelehrte, die krank geworden sind, weil sie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen giebt es wenigstens eben so viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn diese Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, so gäbe

das zwanzigtausend glükliche Menschen. Aber es geschieht nicht; die Welt ist gar zu erbärmlich eingerichtet.

Hrn. Stille's Reiseweg beginnt mit der Lüneburger Haide. Das ist ein allerliebstes Land! Ich bitte die Leser, es nicht abgeschmakt zu finden, wenn ich die Lüneburger Haide das Anti-Neapel nenne. Ein königlich-preußischer Ober-Berg-Rath, Hr. von Charpentier, hat in seiner kürzlich erschienenen Reise durch Italien Napoleon den Anti-Mensch genannt, und seitdem ich dieses gelesen, habe ich eine unbesiegbare Neigung zu genialischen Antithesen bekommen. Aber wo liegt der Ugley? Ich habe es auch nicht gewußt; das ist ein See im Holsteinischen. Die Reise dahin mit Hrn. Stille ist wohl angenehmer, als die über Anti-Neapel.

Der Reisende tritt in eine protestantische Kirche und bemerkt dabei folgendes:

„Die Kirche stand offen — ich weiß nicht warum, — und trat hinein. Ein freundliches Haus, alles darinn recht nett und bequem; man hätte unbedenklich seinen Arbeitstisch hineinstellen, und den Cicero oder sonst einen Heiden darin lesen können. So geht mirs aber immer mit den Kirchen aus neuerer Zeit; mir ist, wenn ich mich darin umsehe, als hätte der Erbauer die rechte alte Gottesfurcht gefehlt, und darum könne ich nun selbst keine darin haben; als hätte man das Gebäude aufgeführt zum Predigen und Lehren, nicht aber zu einem Bethause, was doch die Kirche vor allen Dingen seyn soll. Die Alten verstandens besser; man fühlt es, wenn man in einen Dom tritt, wie deren Deutschland noch so viele aus alter frommer Zeit aufzuweisen hat. Gehe hinein, und versuche es, den Hut aufzubehalten, oder fest aufzutreten, oder eine Priese Schnupftobak zu nehmen; du kannst es nicht. Das Heilige ist dir nahe; wärest du allein, du würdest niederknieen und beten." —

Die berühmte Catalani soll in der Lüneburger Haide ein apostolisches Wunder gethan, und ein krankes Kind geheilt haben, an dessen Bette sie ein Lied sang. Der Verfasser hörte sie in einem Concerte zu Hamburg, und bemerkt: „Der Ton ihrer Stimme, die unbeschreibliche Kraft und Fülle dieses Tons, die Gewandtheit, mit der sie die schwierigsten Sätze vortrug; das alles

hat auch mich mit Bewunderung erfüllt, aber gerührt hat es mich nicht, hat mir keine Thräne ins Auge gelokt, ja kaum eine weiche Empfindung in meiner Seele hervorgerufen." (Ist dieses nicht bey allen Zunftsängern der Fall?) — Er sah das Panorama von Wien. Dessen Inhaber erzählte ihm:

„Es sey unlängst ein Offizier gekommen, der mit dem Heere der Verbündeten längere Zeit in Paris gewesen war, dies Panorama zu besehen. Sein Hund sey unbemerkt mit heraufgeschlichen, habe die Straße und das Haus erkannt, in welchem er mit seinem Herrn eine Zeitlang gelebt hatte, und sey über die kleine Ballestrade des Standpunkts hinabgesprungen, um nach jenem Hause zu laufen. Auch hatten sich im vergangenen Jahre in Wien einige junge Leute den Scherz erlaubt, einen betrunkenen Menschen, während seines Schlafes, auf dem Platze niederzulegen, auf welchem wir jezt standen. Man habe sich darauf verstekt, und sein Erwachen erwartet. Der Mensch habe sich nach einiger Zeit erhoben, und dann ausgerufen: Mein Gott, wo bin ich? Bald aber sey er in ein lautes Geschrey um Hülfe ausgebrochen, und habe nachher gestanden, er sey im Begriffe gewesen, sich in Verzweiflung von dem Thurme hinabzustürzen, auf welchen ihn, wie er gemeint, Hexerei gebracht haben müße."

In Blankeneße, am Ufer der dort eine Stunde breiten Elbe, herrscht unter den Schiffern eine eigne Sitte.

„Alle sind, wie man mir sagt, auf gleiche Weise berechtigt, Fremde überzusetzen. So oft sich solche zu der Fahrt melden, kommen die Inhaber der dazu tauglichen Schiffe zusammen und entscheiden auf eine etwas seltsame Weise, wer dieses Mal den Verdienst genießen soll. Jeder trägt ein langes Messer in seiner Schifferhose; damit werfen sie nach einem Ziele; je nachdem eines der geworfenen Messer, eine gewiße, ich weiß nicht welche, Lage bekömmt, erhält der Besitzer für dieses Mal das Recht der Ueberfahrt. Die übrigen Schiffer gehen ruhig, ohne ein Zeichen der Mißgunst oder des Verdrusses, nach Hause, wenn auch Einer und Derselbe zehn Mal hintereinander der Beglükte ist."

Ich habe einiges von dem Materiellen dieser Reisebeschreibung mittheilen wollen. Der Geist und das Gemüth, die darin herrschen, sind keines Auszuges fähig.

III.

Frankfurter Dramaturgie.

Am 27. Juni. — 1. Marianne, bürgerliches Trauerspiel von Gotter.

Es ist, wie bekannt, dem Französischen des La Harpe nachgebildet, und wurde schon vor länger als vierzig Jahren auf die deutsche Bühne gebracht. Dieses Trauerspiel, ob es zwar den guten zugezählt werden muß — die Sprache darin ist edel, einfach und kräftig, die Charaktere richtig gezeichnet, die Lichter sehr treffend — hat jezt doch zwanzig Jahre zu lange gelebt. Weder dessen Stoff noch die Behandlung des Stoffes, kann uns gegenwärtig ansprechen. Das Klosterwesen ist uns fremd, zur Fabel geworden, diese Quelle der menschlichen Leiden ist verschüttet, und ein böses Geschick, das unseren eigenen Lebenskreis nicht mehr gefährden kann, kann uns auch nicht mehr rühren, wenn es einen andern trifft. Wir werden zwar auch jezt noch in der Vorstellung den Klosterzwang abscheulich finden; aber ein hartherziger Vater, der seine Tochter aufopfert auf diese Weise, wird uns nicht sowohl grausam als närrisch erscheinen, und kann daher auf der Bühne keine rein tragische Wirkung hervorbringen. Auch der französische Ritterprunk, den alle Personen, die in dem Trauerspiele auftreten, in Gang und Worten zeigen, die höfliche Art, wie Mann und Frau, Eltern und Kinder zusammen sprechen, die Regelmäßigkeit ihres Zorns, der Anstand ihrer Heftigkeit — das alles muß uns Deutschen sehr abgeschmakt vorkommen. Wenn der Baron zu seiner Mutter sagt: „Sie spotten meiner, gnädige Frau," und diese ihm erwiedert: „keine Schmeicheleyen, mein Sohn!" oder wenn Mariane im höchsten Grade der Verzweiflung ihrer Mutter zuschreit: „Lassen Sie mich, Madam!" — lache da Einer nicht.

Eine Betrachtung: — Der brave Geistliche sagt zum Präsidenten: „Unsere sklavische Gelübden sollten aufgehoben, unsere

Klöster zu Spitälern, zu Freystätten für Unglükliche, für Lebensmüde, für Verlassene gemacht werden.“ Nun seht, zwanzig Jahre später als er dieses gesprochen, hat sich der Wunsch erfüllt. Bedenkt man dieses, so weiß man nicht, soll man sich dem Troste oder der Verzweiflung ergeben. Soll man sich trösten, daß ein so lange dauernder Wahnsinn endlich aufgehört, oder verzweifeln, daß er so lange gedauert und ihm so viele Schlachtopfer unwiderbringlich dargebracht worden? Wie viele, gleich grausame, gleich thörichte Einrichtungen bestehen jezt noch! Welche? Auch wenn mir die Wahl frey stünde, ich wüßte sie nicht zu treffen. Und keiner bedenkt: in wenigen Jahren vielleicht, werde ich als Tollheit betrachten, was mir jezt zur Weltordnung zu gehören scheint; warum soll ich der Zeit nicht gleich gewähren, was ich ihr endlich selbst gutwillig werde geben? Warum nicht, da mein Starrsinn die Leiden der Menschheit vermehrt, ohne meine eigne Lust zu vermehren?

2. Das Landhaus an der Heerstraße, Lustspiel von Kotzebue.

Eines der witzigsten, launigsten aller Possen Kotzebue's. Aber ein Drittheil Schläfrigkeit mit zwey Drittheilen Munterkeit, eine Mischung, wie sie das Spiel erfordert — sie wird manchmal verfehlt.

Am 2. July. — Die Bestürmung von Smolensk, Schauspiel von Johanna von Weissenthurn.

Ein schönes Schlachtstük, das man mit Wohlgefallen sehen mag. Aber die hochtrabenden Redensarten hier und da! Wozu nur diese Trompeten der Empfindung? Man hört sie ja doch nicht vor dem Donner des Geschützes.

Am 6. July. — 1. Die deutsche Hausfrau, Schauspiel von Kotzebue.

Elise, oder das Weib wie es seyn sollte; aber nicht: die deutsche Hausfrau, oder das Schauspiel wie es seyn sollte.

Tugend giebt keinen Charakter; sittliche Handlungen, nicht sittliche Gesinnungen können Stoffe des Drama's seyn. Amalie hat nur die Gattungszeichen, nicht die Persönlichkeit edler Menschen. Und warum deutsche Hausfrau? Die Bühne und die Tugend kennen kein Vaterland. Und was ist das wieder für eine jämmerliche Abfinderey mit der Ehre, die sich der General von Zabern erlaubt? Er hat eine Verrätherey entdekt, und fühlt, daß es seine Pflicht sey, sie zu bestrafen; aber aus Freundschaft will er nachsehen. Gut, so mag er ein Opfer bringen, und sich infam kassiren lassen. Aber das will er auch nicht. Er hat nicht den Muth seine Pflicht zu verletzen, noch sie zu erfüllen, und so läßt er geschehen, daß ihm die Frau des Verbrechers den beweisenden Brief sanft aus den Händen nimmt, und ihn verbrennt. Jezt ist er beruhigt. Darum laßt, um der Musen willen, die Hof-Soldaten aus euern dramatischen Spielen. Was kann diesen Marionetten begegnen? Sie gehen ja nicht; nur treffen kann sie etwas, wie der Blitz den Baum. Aber solche Schiksals-Hölzer können wir nicht brauchen. So zeigt sich dieses Schauspiel, ohne Gehalt und ohne Gepräge. —

In der Scene, da sich Herr von Biedersee, Amaliens Oheim, mit dieser seiner Nichte unterredet, und ihr sagt, wie unleidlich ihm ihres Mannes Haus und Gesellschaft geworden sey; nur bey ihr in ihrer Stube sey's ihm wohl — spricht er unter andern die Worte: „Da sitze ich gern auf dem alten Sopha, dessen Ueberzug noch immer neu erscheint, obschon ich vor 17 Jahren dabey stand, als deine Mutter ihn kaufte." Wie nun Hr. Otto, der den Oheim spielte, ein achtsamer umsichtiger Schauspieler ist, so wendete er auch bey jener Rede die Blicke nach dem Sopha, und zeigte mit der Hand darauf. Aber man denke sich den Schrecken! Er sieht sich um, sagt, dieses Sopha da, und — da war kein Sopha im ganzen Zimmer. Und hätte Gott der Vater selbst gerufen: Sopha, wo bist du? Er hätte keine Antwort erhalten. Ich erzähle dieses in löblicher Absicht; denn es gereicht einer Bühnen-Haushaltung sehr zum Lobe, wenn sie Mängel an alten Möbeln hat.

2. Der Schatzgräber, Oper von Mehül.

Da hatte ich nun wieder einmal meinen periodischen Aerger! Auf dem Zettel stand: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben." Als ich ihn aber bey der Casse kaufen wollte, war er nicht zu haben. Es macht mir wahrlich kein Vergnügen, den Text zu lesen, aber es gebührt sich doch. Wenn der Text nicht zu haben ist, warum wird gedruckt, daß er zu haben sey? So vieles Ueberflüssige wird gedruckt! rufe ich hier in der menschenfreundlichen Absicht aus, damit sich Einer oder der Andere meiner Leser das Vergnügen machen könne zu seufzen: Ja wohl!

Am 15. July. — Das Kind der Liebe, Schauspiel von Kotzebue.

11. Schon die Exposition ist prächtig! Wilhelmine, die Thränenweide, steht auf der Landstraße, und zum Behufe der Rührung werden alle mögliche Menschen, Soldaten, Bauern, Bäuerinnen, Jäger, Wirthe, Pächter, Juden, an ihr vorbeygeführt. Diese armen Leute müßen reisen, um uns zu rühren und selbst gerührt zu werden, oder um nicht gerührt werden, und uns hierdurch um so mehr zu rühren. Welch' erschreklichen Hunger und Durst hat die arme Frau! Wie rührend ist es, wenn der brave Sohn die Mutter mit Brod und Wein ätzet! Welche Natürlichkeit! Ja wohl; doch um die Hälfte des Eintrittspreißes könnet ihr im nächstgelegenen Gäßchen noch viel natürlicheren Jammer sehen, und auch stillen zugleich. Wie Spitalmäßig die kranke Wilhelmine aus einer Ohnmacht in die andere fällt! wie herzbrechend! Ach, ja wohl, der große Kotzebue! Warum er nun bey seiner hohen Dichtergabe, der nichts zu hoch war, nicht auch eine Kindbetterin-Stube dramatisirt hat, vor, während und nach der Geburt, zum Nutzen der Hebammen? Warum er nicht ein Schauspiel geschrieben hat, genannt: das hitzige Fieber, wo im fünften kritischen Akte der Schweis ausbricht? So ein dramatisches Clinicum hätte tüchtige Medizines gebildet... Die kranke Wilhelmine, was sie schwätzen kann, trotz ihrer Schwä-

che, es ist zum Erstaunen! Die gesundeste Männer-Lunge thät es ihr nicht nach. Ich glaube, die Weiber können noch reden, wenn sie todt sind.... Fräulein Amalie ist ein Gänschen ohne Gleichen. Dem Vater, der sie frägt, ob sie Grillen habe, antwortet sie: „wenn man die Grillen vertreiben will, so muß man Erbsen mit ein wenig Quecksilber kochen lassen, davon sterben sie." Dem Pfarrer sagt sie „heirathen Sie mich — Sie will ich heirathen." Aber, würde ein Mädchen im Bauche der Erde erzogen, so weiß es doch, daß sich solche Reden nicht schicken. Und die Tochter eines reichen Edelmanns, welche die Bälle in der Residenz besucht! —— Und der Pfarrer mit seinen langweiligen Predigten, und der Graf von der Mulde! Ist das Natur, daß ein Deutscher von Erziehung, und sey er noch so sehr französischer Affe, und gebrauche er noch so häufig französische Redensarten, sich vornehmen solle, seine Muttersprache wie ein Franzose auszusprechen, und wird er nicht unwillkührlich richtig sprechen müßen? — „Aber es soll ja auch Carricatur seyn." — Wenn auch. Die Carricatur darf quantitativ steigen, aber nicht qualitativ. Shakespeare läßt den Lügner Felstaff prahlen, er habe vierzehen Räuber in die Flucht gejagt; er läßt ihn aber nicht aufschneiden, er sey einer Taube in der Luft nachgeflogen, und habe sie beym Flügel erwischt.

Wenn Kotzebue noch ziemlich rüstig erscheint, so lange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorschreitet, so wird er doch gleich engbrüstig und verliert den Athem, sobald er nur zwey Schritte zu steigen hat. Schnitzen und drechseln kann er etwas, aber mahlen nicht im geringsten. Man überdenke nur einmal nachfolgende Stellen aus der 6 Scene des 2ten Aktes. Der Obrist läßt den Pfarrer rufen. „Obrist. Ohne Umstände. Verzeihen „Sie, wenn meine Botschaft vielleicht ungelegen kam. Ich will „Ihnen mit drey Worten sagen, wovon die Rede ist. — Man „hat mir gestern Abend eine erbärmliche Uebersetzung aus dem „Französischen zugeschikt, die vor ohngefähr zwanzig Jahren die „Presse verlassen. Ich selbst besitze ein recht niedliches deutsches „Original, wovon ich, ohne Ruhm zu melden, der Verfasser bin, „und da verlangt man, ich soll meinen Namen ausstreichen,

„und es mit jener schalen Uebersetzung zusammen binden lassen.
„Nun wollt ich Sie, Herr Pastor, als Corrector meines Buchs
„einmal fragen, was Sie dazu meynen? — Pfarrer. Wirk-
„lich, Herr Obrist, die Allegorie versteh' ich nicht. Obrist.
„Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! Ich dachte Wunder, wie
„klug ichs eingefädelt hätte! also, kurz und gut, Herr Pastor,
„der junge Graf von der Mulde ist hier, und will meine Toch-
„ter heirathen." — Nun, um aller Musen willen, wer hätte auch eine solche Allegorie verstehen können! Wenn ein Buchdrucker, ein Corrector, ein Buchbinder, ein Original-Schriftsteller und ein Uebersetzer beysammen im Tollhause wohnen, und in der Sprache ihrer Gewerbe faseln, können sie keine verrüktere Allegorie zu Stande bringen.

In der Vorrede, mit welcher Kotzebue sein Kind der Liebe ausstattete, kommen mancherley unterhaltende Dinge vor. Unter andern sagt er: „Am 9ten October 1788 ergriff mich der Gedanke Menschenhaß und Reue zu schreiben, am 4ten November 1788 hatte ich es vollendet, in der kränksten Epoche meines Lebens, da ein schleichendes Fieber mich verzehrte, da ich keine Treppe und keinen Hügel mehr steigen konnte, und beynahe nichts anders als Arzney genoß. Damals waren meine Nerven so schwach, daß, wenn ich auf der Straße gieng, und mir die lezte Scene meines Schauspiels dachte (denn sie existirte noch nicht), ich sogleich weinen muste." Ferner: „Menschenhaß und Reue, weit entfernt Schaden zu stiften, hat wirklich eine verirrte Frau zu ihrem Manne zurükgeführt; das ist eine wahre Anecdote, deren Andenken mir noch meine lezte Stunde versüssen wird, eine Belohnung, die von keinem Golde aufgewogen, von keinem Journal-Lob erhöht, von keinem Tadel verbittert wird." Das ist Euer Kotzebue, das ist seine Kunst! Er hat sich und diese besser geschildert als es ein Anderer vermöchte.

Hr. Weidner hat den Baron von Wildenhain sehr brav, sehr natürlich, so natürlich dargestellt, daß das Lob des Schauspielers zum Tadel des Dichters werden mußte. Denn wer Herrn Weidner sah, wie gemächlich er seine Pfeife rauchte, wie ungezwungen er sein Frühstük nahm, und mit seiner Tochter

sprach, der musste um so verwunderter fragen: warum Abends auf der Bühne wiederholen, was jeder Zuschauer am Morgen in seinem Hause spielen sah? — Hr. Becker, als Fritz, entwickelte in der Scene, wo er sich seinem Vater zu erkennen giebt, ein herrliches Spiel. —

Am 22. July. 1. Der todte Mann, Lustspiel von Thienemann.

Ein trokner und invalider Spas. Die Langeweile muß classisch seyn, da so viel davon in den engen Raum eines einzigen Akts zusammengepreßt werden kann. Die drey darin Spielenden vermummten sich vergebens; wir erkannten sie sogleich, wie sie nun sind, so oder so.

2. Zwey Worte. Oper, von d'Alayrac.

In dieser, als Handlung und Musik, gleich anziehenden Oper, in ihrer Art der besten eine, verdiente das Spiel der Madame Hoffmann als Rose, ausgezeichneter Erwähnung. Man kann nicht mehr Grazie wünschen. — Habe ich recht gesehen, so drohten zwey Balken an der Decke der Schenkstube gefährlichen Einsturz. — Auf dem Zettel stand gedrukt: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben"; aber kurios! als ich darnach fragte, war er nicht zu haben. An dem Hause mag wohl ein verborgener Eingang seyn, den ich noch nicht kenne. Schillers Gedichte — „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubniß" — „Heute roth morgen tod," — „Diejenigen Personen, welche den freyen Eingang genießen, können nicht früher als um sechs Uhr eingelassen werden." — Alles das kann stereotyp gedruckt werden, denn es gilt für ewige Zeiten. Aber „der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben," darf nicht stereotyp gedrukt werden, da es Zeiten giebt, wo er nicht zu haben ist. Delenda est Carthago!

3. Die Entdeckung, Lustspiel, von A. von Steigentesch.

Den Lustspielen des Hrn. v. Steigentesch stehen keine zur Seite, wenige nahe. Diese Grazie der Lust, die nur lächelt, nicht

lacht; die nur lispelt, nicht aufschreit; die verführt, nicht Gewalt braucht — dieses Aufbrausen der Empfindung, das Perlen eines Champagner-Glases, nicht das Schäumen eines Bierkessels — dieser zarte Spott, der nur neckt, nicht verlezt, nur droht, nicht trifft — diesen schimmernden, dahin flatternden Witz, der, wie ein Schmetterling, den Honig der Blumen nur saugt, nicht zu klebendem Wachse festknetet — diesen feinen Weltton, der, wenn auch die Sprache, doch auch die Leiden des wahren Gefühls nicht kennt — wo findet man dieses alles sonst noch bey den deutschen Lustspielern, Dichtern? Die Schminke, die der Schauspieler gebraucht, um die Beleuchtung zu überleuchten, diese Schminke gebrauchten auch Kotzebue und die Andern, um den Theater-Bären zu überschreyen. Die natürliche Farbe eines Charakters genügte ihnen nicht; denn diese kann nicht bis zur Gallerie hinaufglänzen, und so ließen sie von dem Zinnober der Uebertreibung die frische Blutröthe erst bedecken, dann verderben.

Ich glaube gern, daß die achtungswerthen Künstler, die in diesem Lustspiele auftraten (der Vorstellung wohnte ich nicht bey), die Aufgabe zu lösen verstanden; daß sie nichts handgreiflich machten, sondern alles nur erfaßlich für den Geist weltkundiger Zuschauer; daß sie einsahen, die Miene müsse mehr sagen als das Wort, wie das Wort weniger als der Gedanke; und daß ihr Spiel ein Zifferblatt war, innere Bewegung anzeigend, aber nicht ein Uhrwerk, das diese Bewegung selbst aufdekte.

Am 23. July. — (Zum erstenmale) Das lezte Mittel. Lustspiel in vier Abtheilungen; von Johanna v. Weissenthurm.

Ein Graf, ein Baron, zwey Baronin, (wie heißt es in der Mehrzahl?), ein Fräulein Tochter, eine simple Frau von, eine Kammerjungfer und vier Bedienten — das wären die hohen Herrschaften, nebst standesmäßiger Bedienung, in gehöriger Anzahl. Mehr als dieses, was mir der Commödienzettel beygebracht, weiß ich nicht von dem Manuscripten-Lustspiele; ich habe der Aufführung zu meiner großen Betrübniß nicht beywohnen können — zu meiner Betrübniß sage ich; denn das Stück soll nicht ge-

fallen haben, und ich freue mich immer, wenn meine Landsleute Geschmack zeigen. Da erscheint kein neues Schauspiel des Hrn. Ziegler noch der Frau v. Weissenthurm, das nicht alsobald, 160 Stunden weit, von Wien herbeygeschafft würde. Weissenfels ist viel näher, warum gab man den Yngurd noch nicht, warum die Albaneserin nicht? Vom Yngurd sagten sie: der sey zu polydramatisch, der Teufel könne das viele Volk auftreiben; und von der Albaneserin sagten sie: sie hätten hier und da gelesen, sie sey hier und da getadelt worden. Ueber diese Vorsicht! Ueber diese strenge Critik! Ich meine, wenn man es mit Zieglers zwey Tableaux für Eins, versucht, könne man es auch mit Müllner's Albaneserin wagen. Man hat die Handlung, man hat die Haltung der Charaktere in dieser Tragödie getadelt; das soll alles gegründet seyn; aber ich wette doch, daß wenn auch Müllner seine Albaneserin in einem hitzigen Fieber gedichtet hat, das Drama dennoch reine Vernunft ist gegen Houwald's Bild, das die Florentiner an der Elbe (wie sie sich nennen), und die Athenienser am Mayn, überaus entzückt, und einen jener Florentiner zu folgendem Nachrufe an Houwald (in der Abendzeitung) begeistert hat:

Wollst nach der Heimkehr noch manch Bild uns malen,
Auf dem der Himmel zu der Erde sinkt.
Dem, dessen Leichtthurm nach der Freystatt winkt,
Verleiht schon hier der Himmel seine Strahlen!

Ich habe die Verpflichtung übernommen, Theater-Critiken zu schreiben; aber daß die Erfüllung jeder Pflicht süß sey, das schwätzt auch nur der Opern-Text so in den Tag hinein. Manche Schauspieler haben sich beklagt, daß ich sie quäle mit meinem unfreundlichen Urtheile; wenn sie rachsüchtig sind, mögen sie zufrieden seyn, denn sie quälen mich mehr, als ich sie. Ich muß deutlicher reden, um nicht ungerecht zu scheinen — nicht durch ihr Spiel, sondern durch das, was sie spielen, quälen sie mich, woran sie freylich schuldlos sind. Ich rede vom Repertoire. Wenn eine herumziehende Truppe im Reichs-Marktflecken Kuhschnappel spielt, so wird sie doch wenigstens, um vor dem Schul-

nach Stiefel zu kokiren, zuweilen mit Wallenstein, mit Egmont oder Macbeth auftreten. Aber wir! Wir thun nicht stolz, wir zeigen uns, wie wir sind. Man übersehe nur das Verzeichniß der seit einigen Wochen aufgeführten Stücke: Der verbannte Amor; zwey Tableaux für Eins; die Bestürmung von Smolensk; das verlorne Kind; der Rehbock; die deutsche Hausfrau; die eifersüchtige Ehefrau; Fridolin; das Kind der Liebe; die beyden kleinen Auvergnaten; der Mann im Feuer; der Spieler; das lezte Mittel; der Freymaurer; der Quartierzettel; noch einmal die eifersüchtige Frau; und zwischen diesen allen nur Gotters alte aber gute Mariane, und Körner's Hedwig, die wenigstens als Reliquie zu verehren ist! Nichts, woran man sich erquicken; woran man sich erholen kann; nichts wobey man empfinden, wobey man denken kann. Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spas. Es ist nicht Heucheley, nicht Spott, nicht Ziererey, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theater-Abenden diese fürchterliche Pein der Langenweile zu ertragen habe. Man hat mir gesagt, das Haus bliebe leer, so oft ein Stück angekündigt würde, das weder zum Gerben des Zwergfells, noch zum Ausleeren der Thränensäcke dienlich sey. Gut, das ist ein ernstes Wort, das ist eine fürchterliche Beschuldigung, davon wollen wir im nächsten Hefte der Wage, in einer eigenen Abhandlung sprechen. Das Verzeichniß der im ganzen vorigen Jahre aufgeführten Schauspiele, soll mit dem der übrigen deutschen Bühnen verglichen, und der große Abstand gezeigt werden. Dann wollen wir fragen, was glaublicher sey: daß es einem oder wenigen Menschen, oder daß es vierzigtausenden an allem Sinne, allem Urtheile, allem Gefühle für's Schöne, Gute, Große und Schickliche fehle?

Am 25. July. — Carlo Fioras, Oper. Nach dem Französischen von Vogel. Musik von Fränzl.

Es läßt sich so wenig zum Vortheile als zum Nachtheile dieser Oper sagen, sie gehört zu den gleichgültigen, die nach Gefallen kommen oder ausbleiben mögen. Sie ist arm an dramatischer Handlung, doch die Redensarten sind etwas weniger einfältig, als sie sonst in Opern zu seyn pflegen. Den Noten-Raub des Komponisten verzeihen wir; wir sind die Richter nicht, und haben unseren Theil an der Beute. — Hr. Weidner, der den Carlo Fioras machte, hatte die klägliche, nicht die rührende Gestalt eines Unglüklichen. Er verrieth das Darben der Sinne, den Schmerz der Seele verrieth er nicht. Man mochte wohl etwas thun für einen so Jammervollen, um seinen Anblik los zu werden, aber nichts fühlen, mit dem Wunsche es erheitert zu sehen. Sein Mienenspiel war richtig umzeichnet, aber an Licht und Schatten mangelte es ihm sehr, an Fårbung ganz; Stumme aber reden mehr als Sprechende, nur nicht mit Worten. — Hr. Krönner als Don Manuel war wie immer vorzüglich. Er vergütete uns seine Abwesenheit während einer langen Krankheit heute zum zweiten Male; aber ein anderer als er selbst, kann uns diese nicht vergüten. — Hr. Pillwitz spielte den Barbastro. Es ist zu wetten, daß wir ihn bald verlieren. — Demois. Bamberger: Isabella. Schöne Stimme, gute Schule, und einnehmende Gestalt lassen nichts mehr zu wünschen übrig, als daß diese junge Künstlerin, bey längerer Uebung, auch die Befangenheit ihres Spiels verlernen möge, doch ohne die Aengstlichkeit oder Bescheidenheit, aus denen sie fließt; das ist gebührlich vor einer versammelten Menge.

Am 26. July. — Der Freymaurer, die eifersüchtige Frau, und der Quartierzettel.

Also Neugierde, Liebe und Eifersucht, diese drey Parzen des weiblichen Lebens. Mit der Neugierde werden die Weiber geboren, sie leben nicht länger als sie lieben, und an der Eifersucht

sterben sie. Frau v. Uhlen: die lezte Seite ihres Dreyecks haben sie in der Eile etwas schief gezogen; es ist noch keine Frau an der Eifersucht gestorben. Der Freund: Haben Sie die Fastenpredigt in der Wage gelesen? Frau v. Uhlen: Ach ja! Ich fand sie höchst langweilig, und nur weil sie ruchlos ist, ist sie nicht abgeschmakt; wäre sie nicht bitter, wäre sie fade. Der Freund: Es scheint mir eine gewiße Ironie durch jene Kanzelrede zu gehen, die das Gegentheil von dem sagt, was sie denkt; doch ist diese Ironie zu unerfreulich, daß man sie suche, und zu tief verstekt, daß man sie finde. Die armen Spötter werden oft auf solche Weise bestraft. Es trifft sie das Loos jener Vertrauten eines türkischen Kaisers und Heerführers, dessen Namen ich nicht weiß. Dieser wollte, um seine Soldaten vor einer Schlacht anzufeuern, die Todten aus den Gräbern sprechen lassen. Einige Höflinge fanden sich bereit den Betrug zu spielen. Der Kaiser aber, um seines Geheimnisses sicher zu seyn, ließ die Erde über den Lebendigbegrabenen nicht mehr aufdecken. Frau v. Uhlen: Ich verstehe die Anwendung nicht. Der Freund: Sie verstehen die Kunst liebenswürdig zu seyn, und diese Wissenschaft umfaßt alle Uebrigen. Frau v. Uhlen: Ihre Schmeicheley drängt mein Vertrauen zurük; ich war schon auf dem Wege, Ihnen zu gestehen, daß der Fastenprediger nicht in allem Unrecht hat, was er von meinem Geschlechte Böses sagt; nur die Schadenfreude, mit der er es sagt, bringt mich auf. Der Freund: Und doch sollte eben diese Schadenfreude Ihren Vorwurf mildern. Die Weiberverachtung des Fasten-Predigers scheint mehr Grundsaz als Empfindung zu seyn. Ich glaube, das entspringt aus seinen politischen Begriffen. Wer Bürger-Freyheit liebt, muß die Weiber hassen. Frau v. Uhlen: Ist es unsere Schwäche, wenn das Herz der Männer zu eng ist, zugleich das Vaterland und uns zu lieben? Der Freund: Die Vaterlandsliebe braucht keinen Raum, aber Zeit. Frau v. Uhlen: Dann verzeihen Sie der Staatsverbrecherin, daß sie Ihren höhern Pflichten so lange im Wege stand. Der Freund (allein): So sind sie alle, sie werfen wie die Parther, fliehend ihre Pfeile ab.

— — „Aber die Kritik? Wie hat Hr. Heigel, wie Hr. Becker, wie Frau v. Busch gespielt? Was halten Sie von der Freymaurerey?“ — Ich glaube, daß ihr eine große Gefahr bevorsteht. Der Frau v. Busch? — Nein, der Freymaurerey.

IV.

Nachzügler.

I.

In der Rede, welche der Freyherr von Lüttwitz zu Kriblowitz bey der Beerdigung Blücher's gehalten hat, ist ein ungemein schöner Wiz. Denn nur dieses schönwissenschaftlichen Vorzuges will ich gedenken; der Geist, die Wahrheit, die Tugend, die Rechtlichkeit in jener Rede verstehen sich von selbst. Welche pfeilschnelle Fortschritte hat die deutsche Sprache gemacht! Da noch die Franzosen herrschten, war das Wort gefangen; ein gesunder, starker, schön gebauter Körper war unsere Sprache, aber man sah ihr die Kerkerluft an, sie war bleich, und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Und jezt! Seit jener Schlacht, die Europa, die Preußen rettete, sind erst acht Jahre vorüber, und man höre, welch' eine Sprache sie führen! So nachgiebiger Gemüthsart auch unsere deutschen Staatsmänner sind, so wenig geben sie doch den englischen in der Redekunst nach. Durch das einzige Wort Preußenthum, dessen sich Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz so glüklich bediente, ist die Sprache mit hundert neuen Wörtern bereichert worden, und der kühne Marschall Vorwärts, der jene Erfindung veranlaßte, hat auch die Sprache vorwärts gebracht. Giebt es ein Preußenthum, so giebt es auch ein Fezthum, ein Marokkothum. Giebt es ein Preußenthum, so giebt es auch — die Ausländer bey Seite geschoben — ein Oestreichthum, ein Bairenthum, ein Sachsenthum, ein Hanoverthum, ein Badenthum, ein Nassauthum, ein Hessenthum, ein Reußthum, ein Brementhum, ein Frankfurtthum, und die ganze Bundestonleiter auf und ab. Ja, wer nur ein wenig publizi-

tisches Ehrgefühl hat, der wird auch den mediatisirten Staaten das schöne Thumrecht nicht versagen wollen. Dann würde Adelungs Wörterbuch durch Leiningenthum, Fuldathum, Salmthum, Erbachthum; Wied-Runkelthum, und noch viele andere Thüme vermehrt werden. Das hätten wir der schönen Rede zu verdanken, die Freyherr von Lüttwitz zu Kriblowitz, am Grabe Blüchers gehalten hat. Nur müßte man sich vorsehen, das herrliche Wort, immer gut Meißonisch auszusprechen, damit es durch den häufigen Gebrauch, nicht sein eigenthümliches Gepräge, seine zarte Aussprache verliere.

2.

Nie wurde die Wissenschaft in Deutschland von den Großen so sehr verehrt als jezt. Ich rede ernst, wenn ich das sage, aber es ist ein Jammer mit den Deutschen, daß sie, weil sie keinen Spas, auch keinen Ernst verstehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, selbst eines Majestätsverbrechens überwiesenen, akademischen Lehrer, (so lange nur kriminalistische Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren lassen bis zur Stunde der Hinrichtung. So sehr war das Leben getrennt von der Wissenschaft, daß man die öffentliche Rede, auch eines Verbrechers, nicht fürchtete. Fällt aber jezt nur der leiseste Verdacht auf die polizeygemäße Denkungsart eines Professors, so werden gleich seine Vorlesungen eingestellt. Ist das nicht Ehrfurcht vor der Wissenschaft? Das ist Furcht vielleicht, aber sie führt zur Ehrfurcht. Die Bessern unter den Großen liebten vormals die Wissenschaft, aber sie liebten sie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, sie achteten sie nicht. Jezt ist es besser. Man soll zittern vor ihr, denn der Geist sey König der Welt, und das Recht sein Schwert.

3.

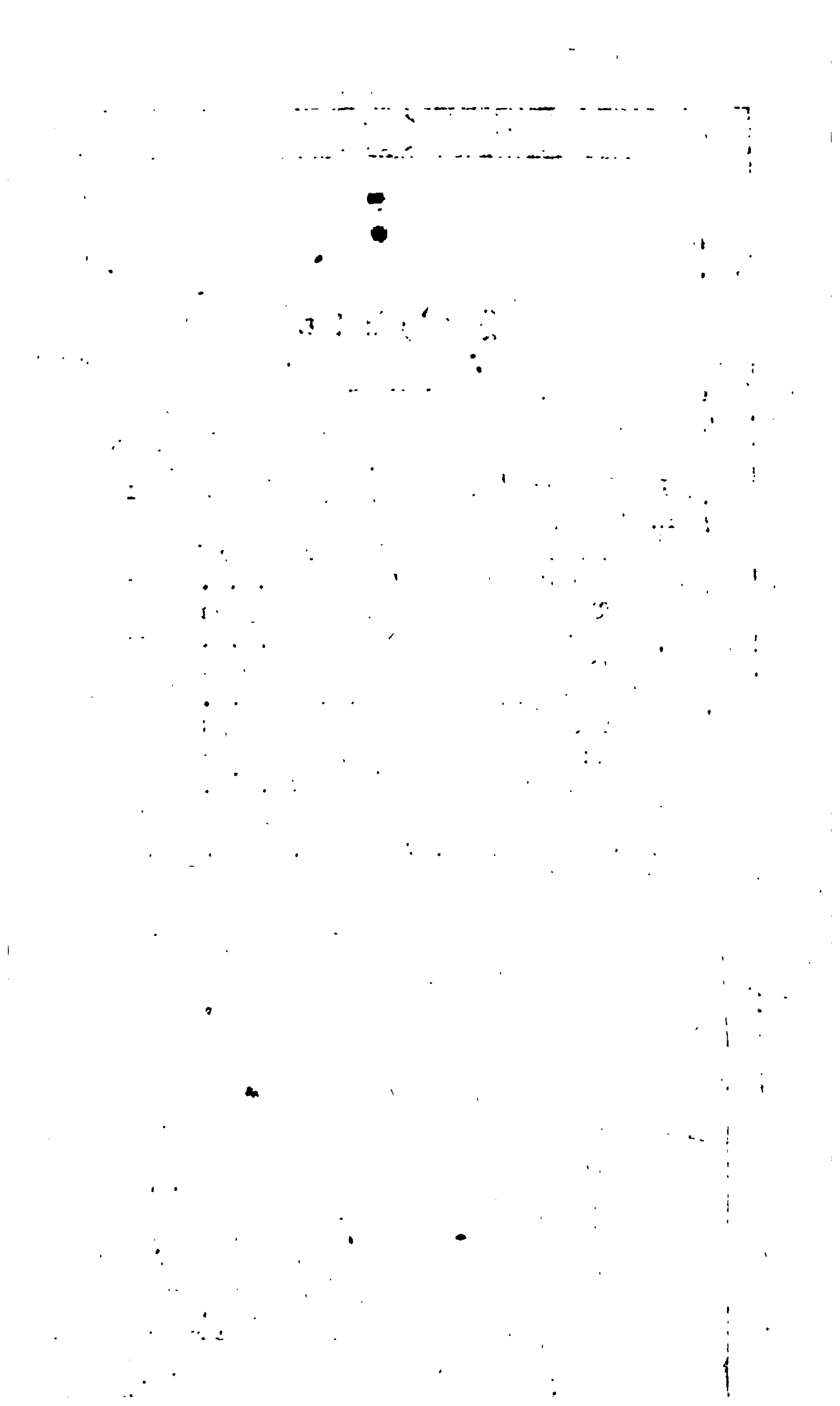
Habt Ihr in der Zeitung gelesen, daß Hr. Mitouard zu Paris, Straße du Bouloy, Nro. [illegible] das Gehirn Voltaire's im Weingeiste aufbewahrt? Dorthin, Ihr Völker Europens, wendet Euern Blick, wenn Ihr betet. Dort ist Euer Osten, Euer heiliges Grab,

Eure Kebla. Dort ist der Prophet Eurer Freiheit, und die heilige Wiege Euers Glückes. Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch seine Schwächen. Was er gesündigt, hat er für Euch gesündigt, Ihr dürft seine schuldvollen Lehren schuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödsinn, Aberwiz, besiege, hat er gelehrt, denn man besiegt sie nur, indem man sie verlacht, und er hat gezeigt, wie man sie verlache. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieser Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete, und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Aerndte, die verzehrt wird, er war die eiserne Pflugschaar der Wahrheit, die nicht verwittert, und alles Unkraut zerstörend für jeden Saamen empfänglich macht. Laßt Euch von jenen schwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maasstab kennen für Menschenwerth, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie sagen, Voltaire sey gottlos gewesen, weil sie selbst, nicht die Erhabenheit Gottes, sondern nur das Dämmerlicht in seinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; sie können nicht beten, wo es hell ist, nicht lieben, so lange sie denken. Sie sagen, Voltaire sey nicht gründlich gewesen, und die Paragraphen seiner Wissenschaftslehre folgten in keiner logischen Ordnung. Der Amtsbote, der zwischen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege: Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaire's Oberflächlichkeit. Sie sagen, Voltaire sey herzlos gewesen, als könne, wer die Menschheit liebt und tröstet, bey jedem weinenden Kinde, dem der Finger schmerzt, verweilen. Erst nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menschenalter zur fernen unsichtbaren Minute geworden ist, wird Voltaire vergessen werden.

4.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß das Wort Bediente, im Sinne des üblichen Gebrauchs, falsch sey, indem es nach der Sprachableitung eigentlich einen solchen bezeichnet,

der bedient wird. So werden in einer königlich hannöverischen Verordnung vom 31. Oktober, die von den Dienstvergehungen der Staatsbeamten handelt, diese Beamten Bediente genannt. Es heißt: „durch grobe Nachläßigkeit sich auszeichnende Bediente," „solche leichtsinnig-nachlässige, pflichtvergessene Bediente." Ein Staats-Bediente aber ist nicht ein Mann, der dem Staate, sondern Einer, dem der Staat dient. Diese Zweydeutigkeit ist zu bedenklich, als daß man nicht suchen sollte sie zu vermeiden.



Inhalt

Die Wage

Eine Zeitschrift für Bürgerleben Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Börne.

Zweiter Band.

Drittes Heft.

Tübingen, 1821.

bei Heinrich Laupp.

Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von wenigstens 24 Bogen, beträgt 5 fl. Im Auslande wird sie durch die Fürstlich-Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptspedition übernommen hat, und durch die Hermann'sche Buchhandlung daselbst und die Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Bestellungen im Johanniterhof auf der Fahrgasse, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgasse, Lit. G. No. 49. angenommen.

I.

Ueber eine Beurtheilung der Wage in dem von Müllner herausgegebenen Literatur-Blatte.

Das erste Heft des zweiten Bandes meiner lieben Zeitschrift wird in der genannten Beylage zum Morgenblatte (12. Dez. 1820. No. 104.) viel gelobt und wenig getadelt. Mit dem Erstern bin ich vollkommen einverstanden, mit dem Andern aber nicht, und ich will die Gründe sagen, warum ich es nicht bin. Der Buchrichter *) hat sich geäußert: bey mir überwiege der Wiz die Urtheilskraft; und an einer andern Stelle: ich hätte mehr Wiz als Urtheil. Eigentlich wäre dieses kein Tadel; denn da es nicht zwey Dinge in der Welt giebt, die gleich groß, oder gleich schwer sind, so müßen auch nothwendig von verschiedenen Geistesgaben, die ein Mensch vereinigt, die eine schwerer oder größer seyn als die andere. Ich dürfte mich also des erhaltenen Lobes freuen, und dem freundlichen Spender dafür danken. Es ist aber eine eigene Erscheinung, daß, wenn einem hochstehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt, wie eine Schneeflocke so leicht, es oft als Lauwine auf die Köpfe der Menge

*) Rezensent ist ein helles und heiteres Wort, das seinen nächtlichen Sinn falsch bezeichnet; es dringt lustig in's Ohr, wie Schalmeyen-Klänge aus dem sonnigen Thale herauf. Buchrichter aber ist grauenvoll und mahlerisch, es tönt fast, wie Blutrichter. Als Versuch will ich in dieser meiner kunstgerichtlichen Einrede sehen und zeigen, wie es sich ausnimmt. Uns armen Sprachreiniger aber verlache man ja nicht — das ist unsere Beute aus dem Befreyungskriege der Deutschen!

stürzt, und dort manche Stellungen verrükt oder gar umwirft. Freunde und Nicht-Freunde hatten früher mein Urtheil immer richtig gefunden, sobald sie aber das Literatur-Blatt gelesen, erzählten sie, es stünde darin, ich hätte durchaus kein Urtheil, und dies sey wahr. Ja, ein Bekannter kam zu mir und fragte: haben Sie das Morgenblatt gelesen? und als ich mit Ja geantwortet, rief er: o weh! und gieng fort. Da nun kein Richter abgesezt werden kann, außer im Falle eines überwiesenen Verbrechens, also auch kein Kunstrichter, so muß mir viel daran gelegen seyn, meine Unschuld darzuthun, damit ich mein Kunstrichteramt nicht verliere. Ich werde also beweisen, daß das Literatur-Blatt unmöglich habe behaupten wollen, es mangle mir durchaus an Urtheilskraft, da man wohl Urtheilskraft ohne Wiz, aber nie diesen ohne jenen haben kann. Freilich werden es die Leser unschiklich genug finden, daß ich wie ein Tölpel von meinem eigenen Witze und von meiner eigenen Urtheilskraft rede; denn wie bekannt, darf jeder Mensch seinen guten Magen, sein gutes Herz, sein gutes Gedächtniß und seine Geliebte öffentlich loben; seinen Geist, seinen Witz und seine Frau aber nur im Stillen. Aber ich verletze auch diese Anstands-Regel nicht. Ich behaupte blos, daß wenn ich Witz habe, wie er mir im Literatur-Blatte zugesprochen, ich auch Urtheilskraft besitzen müße.

Die Monarchen U und W des Conversations-Lexicons haben mir zum Kriege gegen die Rebellen, welche die Verfassung meines Kopfes umgestoßen, indem sie ihm die gesezgebende richterliche und ausübende Gewalt entzogen, und nur den Hofprunk des Witzes gelassen, ihren Beystand angeboten. Aber das Hülfsheer meiner Verbündeten verstärkt mich wenig. Meistens ausgediente Soldaten, noch von der Kantischen Kriegs-Schule, mit langen gepuderten Zöpfen, und mit so großem Gepäcke beladen, daß sie nicht von der Stelle können. König U schickte mir: „Urtheilskraft (judicium) ist die zweite Handlungsweise des „Verstandes im weitern Sinne, oder des Denkvermögens (wel„ches Begreifen — Verstand im engern Sinne — Urtheilen und „Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geistes, das „Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das

„Besondere, und Unterordnung des Besondern unter das Allge„meine zu bestimmen.“ Diese schweren Reiter werden wenig ausrichten, sie fangen mir noch keinen einzigen Kohlenbrenner in den Schluchten der Abruzzo's. Ferner: „Die Urtheilskraft ist „das Spezifische des Mutterwitzes.“ Ungeübtes Fußvolk — schade! es kämpft mit Wärme für meine Sache. Aber Mutterwitz ist nur Lottoglük: die ihn haben, treffen die Gewinnste, auf Zahlen, die sie blind gezogen. Endlich; „Ein großer Man„gel der Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit „nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen.“ Diese unglükselige Artillerie weiß nicht wo der Feind steht, und richtet ihr Geschüz gegen meine eigenen Glieder. Wenn ich jezt nicht alles aufbiete noch den Sieg zu erringen, so bin ich ganz verloren, ich bleibe dumm und komme nie wieder auf die Beine. Das Hülfsheer des Königs W fand ich nach der Musterung etwas brauchbarer, doch traute ich ihm nicht ganz, und stellte es in den Hinterhalt; denn seine Aeußerung: „Wiz ist eine spielende Urtheilskraft“, schien mir ein Einverständniß mit dem Feinde zu verrathen.

Ich beginne die Schlacht. Urtheilen heißt: eine wirkliche Sache, oder deren Spiegelbild (den Begriff) ur—theilen, sie in ihre Ur-Theile zerlegen, ihre Grundstoffe auseinander sondern, um ihr inneres Wesen, ihre Beschaffenheit kennen zu lernen. Es giebt Dinge, die den körperlichen Sinnen, oder wenn sie sich an den Pforten des Geistes melden, äusserlich in Gestalt, Größe und Farbe, ganz gleich erscheinen, ob zwar ihre innere Natur von einander abweicht; es giebt wieder andere Dinge, die bey äußerer Ungleichheit dem innern Wesen nach übereinstimmen. Das Urtheil ist daher entweder trennend oder bindend; jenes straft die äussere Uebereinstimmung, dieses die äussere Uneinigkeit Lüge. Man hat das Eine Scharfsinn, das Andere Wiz genannt, und hat nicht gut daran gethan, wenn man nicht etwa dadurch blos einen doppelten Ausfluß, sondern auch eine doppelte Quelle des Urtheils bezeichnen wollen; denn es giebt nur eine Urtheilskraft, die nur in ihrer Thätigkeit verschieden ist. Aber nicht einmal darin verschieden ist der Wiz, welcher blos

ein schnelles Urtheilen ist. Wie die Voltäische Säule mit der Schnelle eines Augenbliks Alkalien und Erden zersezt, während die gemeine Chemie sich auf troknem und nassem Wege erst abmatten muß, so entdekt der Wiz bald und leicht die Grundstoffe einer Sache, die das Urtheil nur langsam und mit Mühe ausfindig macht. Der witzige Kopf unterscheidet sich von dem blos Urtheilskräftigen, wie der Reisende in einem Wagen von dem Fußwanderer: jener erreicht früher das Ziel. Die Andersdenkenden werden freilich behend hierauf erwiedern: „Das eben ist es! an dem vornehmen Reisenden gehen Landschaften, Städte, Dörfer und Menschen eilig vorüber, er kann die Gegenstände weder kennen lernen noch genießen; der bescheidne Fußwandrer aber hat Zeit, alles genau zu untersuchen.“ Wohl wahr; doch es kömmt hier darauf an, ob der Weg Zwek des Reisens war, oder das Ziel? Beym Urtheilen aber ist der Schluß das Ziel, nicht das Urtheilen; die Theilung nicht die Art des Theilens. Der Wiz hebt eine große Kraft mit einem Hebel, das Urtheil braucht viele Menschen-Hände dazu. So belehrend ist der Wiz nicht als das Urtheil, aber er will auch nicht belehren; er spricht nur für Ausgelernte, und erinnert sie an das, was sie schon wissen. Jede Sache, jedes Verhältniß hat eigene Gesichtszüge, alle Dinge haben äussere Kennzeichen, die ihrer innern Natur entsprechen; der Wiz kennt diese Zeichen, das Urtheil will das Bezeichnete selbst sehen; jener errathet, wozu dieser erst die Beweise sucht. Ein Fremdling in der Naturkunde will die Art eines Baumes kennen lernen; er gräbt die Wurzel aus, er schält die Rinde ab, er spaltet das Holz, er stekt die Frucht in den Mund. Da kömmt ein Pflanzenkundiger, dem das Sexual-System bekannt ist, er wirft einen Blik auf die Blüthe, und ein einziger Staubfaden führt ihn glüklich durch das Labyrinth. Dieser ist Wiz, jener Urtheil. Die Aussprüche des Witzes verdienen so starkes Vertrauen, als die des Urtheils, aber sie erhalten es nicht; denn der leztere beweißt, und jener fordert Glaube. Das Urtheil, wie jedes gerichtliche sollte, giebt Gründe an, der Wiz aber verdammt oder spricht frey, ohne sich zu erklären. Man spricht von der Oberflächlichkeit des Witzes; es giebt allen-

dings eine solche, aber sie liegt nicht in seiner Natur, sondern in seinem Grade, wie es auch ein oberflächliches Urtheil giebt. Ich glaube also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Wiz nichts anders als das geflügelte Urtheil ist; man kann aber keine Flügel haben ohne einen Körper, an dem sie hängen. Habe ich das Schlachtfeld behauptet, so verdanke ich den Sieg ganz allein meinen eigenen Kriegsvölkern; denn weder die Königlich-Uhuschen, noch die Königlich-Weheschen Truppen, sind ein einziges Mal zum Schusse gekommen.

Das Literatur-Blatt sagt von mir: (ich erzähle es mit sichtbarem aber ungesehenem Erröthen, allen Nicht-Lesern des Morgenblattes) „Hr. B. scheint uns ein offener, gewandter, „ungemein witziger Kopf zu seyn; ganz geeignet, unterhaltende „Recensionen zu schreiben.... was aber die ächte Kritik betrift, „so dürf' ihm — vielleicht der Umstand im Wege seyn, daß der Wiz „die Urtheilskraft überwiegt. Diese Vermuthung beruht haupt„sächlich auf der vor uns liegenden Theaterkritik, die er von Hou„walds Trauerspiel, das Bild, geliefert hat. Er hat scharfsichtig „alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung ausgefunden, „und mit anziehender Leichtigkeit anschaulich gemacht. Aber „wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den „Galgen geschlagene Bild eines Verfolgten täuschend ähnlich ge„malt, und dadurch diesen in's Verderben gestürzt haben soll, „in folgenden Bildern spricht:

„Besonnen brütet' er die Schandthat aus,
„Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
„Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
„Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß —

„so ist darinnen mehr Wiz — tragischer nämlich, Wiz des Pa„thos —, als in den gemachten Einwendungen: „Wer hat je „einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und das „Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, statt mit „Gerste!“ Hr. B. hat hier offenbar übersehen, daß die poetische „Diction nicht füglich nach den Grundsätzen der Hühnerzucht be„urtheilt werden kann.“ Dieses ganze richterliche Verfahren

enthält eine Nichtigkeit im Sinne der Rechtslehre, wie der Herausgeber des Literatur-Blattes, der ein gutes Buch über die richterliche Entscheidungskunde geschrieben hat, selbst bekennen muß. Die Anklage lautet auf Mangel an Urtheil; die Aussage des Zeugen aber auf Mangel an Wiz. Die Behauptung des leztern mag wahr seyn, indessen bin ich nicht darüber vorgeladen worden. Auch ist der geführte Beweis falsch. Uebersehen habe ich nicht, daß die poetische Diction nicht nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden könne. Wenn ich das Gegentheil irrig behauptet, so war es ein Fehler der Ueberlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es noch. Der Dichter spricht in Bildern — was heißt das? Das heißt: er will etwas Unsichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anschaulich machen; er will ein unbekanntes Größenverhältniß durch ein bekanntes finden lassen. Dann muß aber, soll der Zwek der poetischen Diction erreicht werden, das vorgestellte Bild wirklich in der sinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe wirklich bekannt seyn. In der bemerkten Stelle wollte Houwald seine Empfindung, wie sich Saat, Wachsthum, Frucht und Aerndte einer Uebelthat zusammengesellten, bis endlich das bestimmte Opfer vergiftet hinstürzt, den Lesern durch ein Bild versinnlichen. Was thut er? Er läßt einen Menschen sich niederkauern, ein Ey legen, wie eine Henne gackern, und endlich das Ey, welches unter der schweren Last unbegreiflicher Weise ganz bleibt, ausbrüten. Dieses ist weder dem Ohre noch dem Auge faßlich. Man sagt zwar bildlich, der Mensch brütet über eine Schandthat, aber die Sache selbst, das Original darf man ihn nicht verrichten lassen. Nun ist das Küchlein auf der Welt, es soll leben, aber all' sein Thun und Leiden darf allerdings nur nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was dem entgegen ist, was Naturgeschichte oder Landwirthschaft, rüksichtlich des Federviehes verfügt haben. Das Küchlein darf also weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt, noch mit Ehr und Leben, am wenigsten aber mit fremder Ehr und Leben gefüttert wer-

den; denn für einen Henker der Diebe bestraft, würde es sich gar nicht schicken, selbst zum Diebe zu werden. Bey der Sprachmahlerei fällt man aus Zerstreuung leicht und oft in solche falsche Bilder. Nun kann wohl der Dichter mit der Wärme seiner Empfindung den Mangel an Aufmerksamkeit entschuldigen, aber der kalte Beurtheiler nicht, und diesem kömmt daher zu, die entdekten Fehler zu rügen. So mochte wohl Houwald in der besprochenen Stelle, da er vom Fressen der Ehr' sprach, ganz das Küchlein vergessen, und sich nur der Schandthat erinnert haben. Daraus entstand die fehlerhafte Mischung von Kunst und Natur; man darf, wie ich in der Wage ohngefähr gesagt habe, einen gemahlten Baumstamm nicht mit natürlichen Blättern und Blüthen krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieses, als wie wenn ein Uebersetzer, wo ihm die verdollmetschenden Worte mangeln, die Worte der Ursprache einmischen wollte. Hätten übrigens die vier besprochenen Verse auch nicht gegen die poetische Diction gefehlt, so hätten sie sich doch immer gegen die poetische Kunst vergangen. Der Wiz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt seinen Quintilian vergessen, und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Verzweiflung macht allerdings garstige Gesichter — aber auf der Bühne darf sie es nicht; dort müßen selbst die Krämpfe der Seele sich in den Wellen-Linien der Schönheit bewegen.

Das Literatur-Blatt urtheilt ferner: „Endlich, wenn er (der „Er bin ich) den Gebrauch der Blindheit an einer Hauptperson in der Tragödie u. a. aus diesem Grund tadelt: „Was „kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird? „Wir haben unsere guten Augen, wir sehen umher, uns kann „so etwas nicht erreichen" u. s. w., so hat er nicht nur den Oedip in Kolonos vergessen, sondern auch den Umstand übersehen, „daß bey jedem Zuschauer wenigstens soviel Phantasie vorausgesezt werden muß, als nöthig ist, um sich mit sehenden Augen „in den Zustand eines Blinden zu versetzen. Wird wohl irgend „einer am Schlusse des Wallenstein das Mitleid mit der Terzky „durch den Einfall von sich scheuchen: Was kümmert mich die

„Gräfin, ich habe keinen Gift im Leibe?" Der Grund freilich ist nicht fest genug, ob zwar auch nicht ganz so locker als behauptet wird. Man kann wohl mit sehenden Augen sich in den Zustand eines Blinden versetzen, aber nicht in alle Folgen dieses Zustandes, nicht in jedem Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das Gesicht des Schmerzes, welches die unglükliche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tausend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglüklichen nagen, keine besondere Thräne. Wir schenken ihm eine runde Summe des Mitleids, und haben uns dann abgefunden. Gegen diesen Grund, warum tragische Personen nicht blind erscheinen dürfen, läßt sich, wie auch geschehen ist, Einwendung machen; ich habe aber bessere Gründe, theils dargereicht, theils angeboten. Ich sagte, es dürfe kein tragisches Geschik in einer Krankheit des Leidenshelden seine Quelle haben. Die Ursache liegt ganz oben. Der Zweykampf zwischen der Freyheit und der Nothwendigkeit, oder wahrer und christlicher gesprochen: Der Kampf der Freyheit des Einzelnen gegen die Freyheit der Welt ist es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die Freyheit seyn, welche stritt und unterlag, nicht die gefesselte Sklaverey. Der kranke Mensch jedoch ist ein Leibeigener, dem, weil er nicht ebenbürtig mit der freyen Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel — denken wir Gesunden — weil er die Waffen nicht zu führen verstand, wir aber werden uns zu vertheidigen wissen. Kann der tragische Dichter diese Hoffnung des Siegs aufkommen lassen, wenn er dem unbezwingbaren Geschicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich hatte freylich, als ich die Blindheit der Gräfin Camilla getadelt, nicht an Oedip in Kolonos gedacht, aber jezt, da ich daran erinnert worden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Oedip seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheirathet, weil er, als Blinder, sie als solche nicht erkannte, dann hätte Sophokles den Fehler Houwalds begangen. Aber Oedips Blindheit war nicht die Quelle, sie war die Folge seiner That und seines Misgeschickes. Nicht seine Blindheit, seine Selbst-Blendung rührt uns, und sie macht die höchste tra-

gische Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängnisse nicht entgehe, indem man die Werkzeuge seiner Rache meidet; denn weichen wir diesen aus, so muß unsere eigene Hand die Strafe des Geschickes an uns selbst vollstrecken. Bey Oedip erschüttert uns der boshafte Wiz, das grausame Vorspiel des neckenden Schiksals: Er sah, so lange er blind war, und ward blind, so bald er sah. Daß es nicht das Blind-seyn, sondern das Blind-werden ist, was für Oedip aufregt, kann man leicht versuchen, wenn man beyde Tragödien dieses Namens von einander trennt. Oedip der König weggedacht, macht Oedip in Kolonos durchaus keine Wirkung; ja es ist — ich kann kein anderes Wort finden — es ist eckelhaft, den alten augenlosen Bettler zu begleiten, zu sehen, wie unbehülflich er ist, wie ihm seine Tochter beistehen muß, wenn er sich sezt oder aufsteht; wie er alles greifen muß, um es zu erkennen! Das blutende Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das abgeschlachtete — dem Leichnam wenden wir den Rücken. — Auch das Beyspiel der Terzky am Schlusse des Wallensteins ist nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, so haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich sind. Auch ist es nicht das Gift, die Vergiftung ist es, die tragisch auf uns einwirkt. Es entsteht nicht der Wunsch in unserem Herzen: möchte doch eiligst ein Arzt herbeygeholt werden, und möchte, bis er kömmt, die Gräfin einstweilen Oehl oder Seifenwasser trinken! Nein, sie mag sterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauses. So sehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, — an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der sie herabschüttelt.

Es ist mir zum Vorwurfe gemacht worden, daß ich einen Sprachfehler gerügt, der doch nur auf Rechnung des Abschreibers oder des Schauspielers zu setzen gewesen wäre. Ich muß diesen Vorwurf hinnehmen. Wie ich zu jener unschiklichen Rüge gekommen, begreife ich selbst nicht; doch war es nur Vergessenheit, nicht Mangel an Wohlwollen, wie gemeint wird. Ich kenne so wenig den Dichter, als ich die Dichtkunst übe, und so oft ich auch geirrt haben mag, ich irrte nie aus Leidenschaft.

Zwar äussert sich das Literatur-Blatt: ich möchte wohl bey der Beurtheilung des Bilds „durch bekannte Lobhudeleyen“ ein wenig gereizt worden seyn; allein dieses sollte gewiß nicht heissen, empfindlich gemacht, sondern veranlaßt, und ich muß gestehen, daß es sich wirklich so verhält. Jede Kritik sollte nur auf eine solche Veranlassung geschrieben werden. Wenn ein Dicht-Werk oder sonst ein anderes, nicht gelobt wird, wenn es keinen Beyfall findet, ist es dann nicht eine abscheuliche zweklose Grausamkeit, es öffentlich herabzusetzen, und einen Schriftsteller, der, sey er noch so bescheiden, für seine Erzeugnisse immer Vater-Liebe hat, zu kränken? Aber so bald es unverdientes und allgemeines Lob erlangt, muß die Kritik ihre Härte üben. Ich glaube nicht, daß eine schlechte dramatische Dichtung den Geschmak des Lesers oder Hörers verdirbt, ich glaube aber, daß sie, indem sie dem verdorbenen Geschmacke huldigt, diesem gesezliche Herrschaft und Erblichkeit giebt, und daß man solchem verderblichen Einfluße begegnen müße. Ich habe Houwald's Bild von keinem tadeln, von vielen preisen hören. Auch Böttiger in der Abendzeitung hat es hoch erhoben. Ein so kenntnißreicher Beurtheiler! was soll ich denken? Es wäre doch traurig, wenn mir keine andere Wahl bliebe als zwischen der Erklärung: Ich habe den Verstand verloren, oder: Böttiger hat ihn verloren; ich müßte das Erstere wählen. War es Wohlwollen? Das wäre sehr zu tadeln! Ich bin so glüklich, keine Freunde zu haben, die schlechte Bücher schreiben; aber hätte ich solche — nun freilich, ich würde sie auch nicht tadeln, ich schwiege. Weiter darf sich die Nachsicht nicht erstrecken; Man kann sich selbst, aber man darf nicht fremde Rechte dem Freunde opfern, und auf Wahrheit hat die ganze Welt heiligen Anspruch.

Einige Bild-Verehrer haben mich als einen Ikonoklasten feindlich behandelt, und den Bilder-Sturm abzuschlagen gesucht. Die in Frankfurt erscheinende Iris, sagte in Bezug auf mich: man habe Houwald's Tragödie „missverstehend den tiefen Sinn der Dichtung, streng getadelt; aber der reine Geist, der darin waltet, ist unverwundbar.“ Von der Enkelin des Oceanus wundert es mich sehr, daß sie

mir hierin entgegen war. Meine Landsmännin hätte wissen sollen, daß Karl der Große selbst schon vor länger als tausend Jahren gegen die Bildverehrung geschrieben, und daß eine damals in unserer Vaterstadt gehaltene Kirchen-Versammlung ihm feyerlich Recht gegeben hat. Wollte die Iris anderer Meynung seyn, so hätte sie wenigstens Karl dem Großen und mir ihre Gründe angeben, und die von mir gegebenen Gründe der Verwerfung widerlegen sollen. — Die der Ikonolalrie warm ergebene Abendzeitung kam mit großer Macht zu Wasser und zu Lande (in Prosa und Versen) mir entgegen gezogen. Ein Frankfurter Briefwechsler (sogenannt, weil sie Briefe gegen Geld wechseln), schrieb nach Dresden: „Houwald's schöne Dich„tung hat in Hrn. Börne, der in zwey neuen Heften seiner „Zeitschrift (die Waage) der Welt zeigt, daß er noch in ihr „ist, einen ereiferten Gegner gefunden. Nach seinem Ausspru„che taugt der Plan nichts, die Sprache ist unpoetisch, und „es findet sich sogar — man höre! — ein Verstoß gegen die Ju„risprudenz. Mit dem genialen A. E. Hoffmann und dem „Edelmanne, Hrn. A. v. Schaden, geht Hr. Börne nicht „besser um. Da entstand denn in einem Kreise billiger Kunst„freunde, welche Hrn. Börne's Aussprüche nicht billigen konn„ten, folgendes Distichon:

„Adolph von Schaden zu tadeln? Mag seyn! Dahin reichet dein Maßstab;
„Aber von Hoffmann laß ab, Lieber, der steht dir zu hoch!
„Nimmst du gar Houwald's so treffliches Bild auf die richtlose Waage,
„Ja, dann hängt es fürwahr in contumaliam da. —“

Die billigen Kunstfreunde mögen wohl damals billigen Wein getrunken haben, als das Distichon in ihrem Kreise entstand. Es ist mir nicht klar geworden, ob der Dichter mein Freund oder Feind sey, ob er mich loben oder tadeln wollte. Zwar duzt er mich, und nennt mich Lieber, doch vielleicht ist er mir nur aus metrischen Gründen zugethan. Den Schwung, das Mahlerische des Distichons habe ich lebhaft aufgefaßt. Das: „von Hoffmann laß ab! ist wahrhaft plastisch; ich fühlte

die Hand des Polizey-Dieners, der mich beym Arme pakte, um mich aus dem Prügelgemenge zu ziehen. Aber über den Sinn des lezten Zeilenpaares bin ich zweifelhaft. Heißt es: meine Wage wäre ein Galgen? Das bin ich zufrieden; denn an den Galgen wird keiner unverdient gehängt. Oder wollte der Dichter sagen: ich sey ein Galgenstrik? Ich wollte ihm nicht rathen, dieses gemeynt zu haben. Das wäre schlecht von ihm, ich bin ein ehrlicher Mann und bin kein Galgenstrik, und hat er mich wirklich einen Galgenstrik genannt, und ich bringe heraus wie er heißt, dann verklage ich ihn bey der Dresdner Polizey.

Mit dem Prosaisten aber bin ich nicht zufrieden, das ist ein grober Mensch. Warum beleidigt er mich? Wozu sagt er von mir, ich hätte durch zwey Hefte der Wage der Welt zeigen wollen, daß ich noch in ihr sey? Mich ärgert das sehr. Solche Grobheiten belustigen weder, noch belehren sie die Welt. Der Herausgeber der Abendzeitung hätte diese Kränkung nicht aufnehmen sollen. Das Blatt ist sonst immer fein, immer wohlriechend; wahrscheinlich hat der Lampen-Bub vorn, ohne daß es der Hausherr wußte, dieses brenzliche Oehl in die Lampe gegossen.

II.

Eine Kleinigkeit.

Im vorigen Hefte der Wage hatte ich eine Beurtheilung der satyrisch-humoristischen Gedichte, von Döring, Lpz. 1820., in Ernst Kleins literar. Comptoir, mit folgenden Worten angefangen: „Das kleine literarische Comptoir „hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleich „kommt.“ Hierauf bezieht sich nachfolgende Erklärung, die ich in den öffentlichen Blättern abgedrukt fand.

„Herr Börne, der jezt wieder in dem von ihm so geschmähten Frankfurt lebt, findet für gut, seinen Wiz jezt in seiner

Wage an Schriftstellern und Buchhändlern zu üben, und zwar an Schriftstellern wie E. T. A. Hoffmann, und auf eine Art, die schon laute Mißbilligung erregt hat."

„Auch Dr. Heinrich Döring hat er wegen: Satyrisch-humoristische Gedichte, besonders in Bezug auf neuere Zeitereignisse; dabey auch mich, den gewöhnlich neutralen Verleger, angegriffen. Herr Börne weiß wohl nicht, daß Wiz auf Namen der schlechteste ist, und daß es scheint, als wenn das kleine Comptoir wenigstens so groß sey, daß es keine Börnesche Wage (die nirgends geseʒlich oder üblich eingeführt ist) zu verlegen braucht. Sollte Herr Börne unwillig auf mich seyn, weil er aus einigen Verlagsartikeln etwa den Schluß zieht, ich sey auch ein Judenfeind?

„Hrn. Börne's Schrek vom 20. Sept. 1819 läßt ihn in Hrn. Dr. Döring einen Septembermann erblicken. Sollte er darum meiner würdig seyn? Dann hat der geschente H. Börne den Hrn. Dr. Döring gar nicht verstanden, und von meinem Wirken weiß er gar nichts. Obgleich Dr. Döring einigen Unfug gerügt hat, so haben doch freymüthige Kritiker seinen Freymuth über die Gebrechen der Zeit gerühmt, und ich habe viel gegen Willkühr zu kämpfen gehabt, ohne diesem durch eine Reise nach Paris auszuweichen."

Ernst Klein, Buch- und Kunsthändler
in Leipzig und Merseburg.

Ich weiß recht gut, daß Wiz auf Namen der schlechteste ist, und daß die Minderrechte, die man mit dem Zufalle der Geburt verbindet, eben so grausam, als die Vorrechte, welche die Geburt sich anmaßt, lächerlich sind. Daher war auch der Wiz ein schlechter, den ich auf Hrn. Klein angewendet. Er war gegen den guten Geschmak, er wäre aber auch unsittlich gewesen, wenn ich den Zwek dabey gehabt hätte, Hrn. Klein zu kränken, oder die Vermuthung hätte haben können, daß er eine Beleidigung darin finden würde. Ich kann meine Uebereilung damit rechtfertigen, daß der schlechte Wiz ansteckend ist, und ich nicht vorsichtig genug war, als ich die satyrischen Gedichte des Hrn. Döring beurtheilte. Es würde mir sehr wehe

thun, den Hrn. Klein gereizt zu haben, wenn er nicht, indem er den Fehler, dessen ich mich schuldig gemacht, selbst, und weit stärker beging, mein Gewissen beschwichtigt hätte. Hr. Klein hat Recht, der Buchhändler ist neutral; aber unter dem Vorwande einer bewaffneten Neutralität darf er an dem Krieg keinen größern Antheil nehmen, als die Vertheidigung seiner Grenzen erfordert. Waren die Ausfälle weit in mein Gebiet hinein gerecht, sind die großen kriegerischen Zurüstungen nothwendig gewesen? Hr. Klein hat nicht blos den ganzen deutschen Bund feindlich gegen mich gestimmt, sondern auch mit den Mächten Frankfurt und Hoffmann Separat-Bündnisse gegen mich geschlossen. Nie habe ich Frankfurt geschmäht; denn Unrecht und Irrthum haben so wenig ein Vaterland als Recht und Wahrheit; wenn ich für diese, wenn ich gegen jene stritt, so mußte es wohl auf irgend einem Schlachtfelde geschehen, aber der Ort des Kampfes ist nicht das Ziel des Kampfes. Habe ich an Hoffmann's Schriften meinen Wiz geübt? Nun wahrlich, und hielt ich mich auch für den besten Schützen, ich wußte immer, daß die Armbrust so hoch nicht trägt, und ich versucht' es nicht. Ich habe Kater Murr und die Serapions-Brüder bestritten, und da ich hierin Muth gezeigt, so geschah es doch ehrenvoller, als wenn ich mich an einen schwachen Feind gewagt hätte. Hoffmanns Wissenschaft, nicht seiner Kunst bin ich entgegengetreten; beyde achte ich, aber nur die leztere liebe ich, und ich wäre sehr zufrieden, wenn mich dieser geistreiche Schriftsteller nur um die Hälfte weniger schäzte, als er selbst von mir geschäzt wird. Wie konnte Hr. Klein auf den Gedanken kommen, ich hätte den Umfang seines Buchhandels mit Geringschätzung bezeichnen wollen? Wäre dieser nicht von Bedeutung, dann freilich hätte Hr. Klein Recht, der Verlag meiner Wage würde ihn nicht größer machen. Ich habe jedoch eine gute Meynung von seinen Geschäften. Denn wenn ich die zwey Artikel erwäge, mit welchen Hr. Klein in dem neuesten Leipziger Bücher-Verzeichnisse steht, und die beyde in neuen verbesserten Auflagen erscheinen, nämlich: „Die Heirathslustigen, ein kurzweiliges Lottospiel mit Karikatur-

karten für frohe Gesellschaften" und: „Wer das Glük hat, führt die Braut heim. Ein neues Würfelspiel für jung und alt" — so schließe ich mit Recht; daß seine jungen wie seine alten Verlags-Werke, neue Auflagen, theils verdienen, theils erhalten haben.

Herr Klein frägt ferner: ob ich vielleicht darum unwillig auf ihn geworden, weil ich aus einigen seiner Verlagsartikel den Schluß gezogen, daß er ein Judenfeind sey? Da ich so schuldlos bin wie ein Lamm, und weder die Schlupfwinkel des Argwohns noch die Schleichwege der List kenne, so verstand ich diese Betonung gar nicht. Ein Anderer mußte sie mir erst aufschliessen. Man erzählte mir, eine Schrift gegen die Juden, von Hartwig von Hundl-Radowsky u. s. w. u. s. w. verfaßt, wäre im Verlage des Hrn. Klein erschienen, und da mich dieser für einen Juden hielte, glaube er, ich sey deswegen böse auf ihn. Die bezeichnete Schrift kenne ich gar nicht; aber wenn sie so schlecht ist als eine andere des nämlichen Verfassers, als Truthähnchen, so ist sie unter allen schlechten Schriften gegen die Juden, die schlechteste. Ist Hr. Klein selbst ein Judenfeind, so gestehe ich es, daß ich ihn verachte, wenn die Feindschaft aus seinem Herzen, und beklage, wenn sie aus seinem Kopfe entspringt. Dem deutschen Volke verzeihe ich den Judenhaß, weil es noch ein Kinder-Volk ist, und darum, eben wie die Kinder, um einst frey auf den Füßen stehen zu können, einer Lauf-Bank bedarf, damit es an der Schranke der Freyheit, die Schranke entbehren lerne. Das deutsche Volk würde hundert Male im Tage umfallen, wenn es ohne Vorurtheile wäre. Aber dem einzelnen erwachsenen Menschen kann ich den Judenhaß nicht vergeben. Doch woraus vermuthet Hr. Klein, daß ich selbst ein Jude sey? weil ich die Juden vertheidige? Also Hr. Klein schließt, alle die Menschen müssen meine Freunde oder Blutsverwandte seyn, die ich nicht berauben und bestehlen helfe? Denn ist es etwas anderes als der gewaltsamste Raub, als der schnödeste Diebstahl, wenn man den Juden das heiligste, das untastbarste, unersezlichste Eigenthum, das, was sie von der Natur selbst erworben, betrügerisch vorenthält? Giebt

es etwas Ungerechteres, als die Minorate, die wir zu unserem Vortheile gestiftet und etwas Lächerlicheres, als die Meynung, daß uns, weil wir die jüngern Söhne des Vaters sind, das Erbe allein gebühre? Und muß man ein Jude seyn, um christliche Gesinnungen zu hegen?

Hr. Klein sagt, die Beschlüsse des 20. Sept. hätten mich erschrekt. Wäre ich der, für den mich Hr. Klein gewiß nicht hält, aber für den er mich geltend machen möchte, dann wäre ich nicht erschrocken, ich hätte mich gefreut. Er sagt, ich hätte Hrn. Döring nicht verstanden, der nichts gethan, als die Gebrechen der Zeit freimüthig rügen. Ich habe Hrn. Döring wohl verstanden, und er hat nicht die Gebrechen der Zeit gerügt. Die Gebrechlichen der Zeit hat er verspottet, statt die zu tadeln, welche durch ihre Mißhandlungen jene dazu gemacht. Hr. Klein sagt, er selbst habe gegen Willkühr zu kämpfen gehabt — das gesteht er, und doch, und doch zürnt er mit mir, daß ich Lehren verdamme, die der Willkühr schmeicheln! Auch hat er die Wahrheit nicht gehört, wenn er sich erzählen ließ, ich sey nach Paris entflohn. Ich kenne nur eine Furcht — ich fürchte das verdienen der Strafe, nicht die Strafe.

III.

Ueber die Beurtheilung des Manuscripts aus Süd-Deutschland, in der Beylage zur allgemeinen Zeitung vom 20. Nov. 1820.

Das beurtheilte Werk selbst werde ich so wenig als möglich berühren. Nicht darum, weil sein Inhalt bekannt, und bekannter als es selbst verbreitet ist, (denn was that es mehr, als die stille Gesinnung aller zur Sprache bringen? — es that nur weniger) sondern aus dem Grunde rede ich nicht davon, weil die Grundsätze des Beurtheilers verdammlich blieben, auch wenn es die des Manuscriptes nicht minder wären. Ich will das Buch nicht loben, ich will es nur tadeln — es war nicht aufrichtig

genug.

genug. Es hat sich gescheut, die Schaamtheile der Wahrheit zu entblößen; aber wenn die Wahrheit krank ist, da ist nicht Zeit mehr zu sittsamen Bedenklichkeiten. Der Beurtheiler ist ein kühnerer Wundarzt; er stößt die Senknadel in die Wunden — der Seinigen, bis er die Knochen spürt. Freilich that er es unbedacht, nicht mit Vorsaz; denn an Wortgaukeleyen ließ er es gewiß nicht fehlen. Er räucherte mit den stärksten Gerüchen, um die Sinne zu betäuben, um die Luft zu verdüstern, damit man an den Geisterspuk um so leichter glaube. Wenn ich einigen verlaufenen Reden des Beurtheilers entgegentrete — unsere Haupt-Ansichten selbst stehen so weit auseinander, daß es zwischen ihnen gar nicht zum Handgemenge kommen kann — so geschieht es nicht, um sie zu widerlegen; denn man täuscht über das Wahre und Rechte nicht einmal die gedankenlose Menge, wo das wahre Rechte ihr auch irrdischen Vortheil bringt; es geschieht, um dem Beurtheiler zu zeigen, daß man ihn verstanden. Der alte Adam spricht aus ihm, die Erbsünde der gewalt-lüsternen Menschen. Eines aber hat er uns verrathen, was erfreulich ist — wo der Gewaltwille sich zu rechtfertigen anfängt, da ist seine Macht im Sinken. Redet nur immer was Ihr wollt, aber redet. Die Wahrheit ist ein Magnet, selbst das Eisen des Feindes fliegt ihr zu, wenn auch der feindliche Arm zurükbleibt. Was vermag er waffenlos?

Der Beurtheiler glaubt die jetzige Zeit erst schildern zu müßen; vergessend, daß sie kenntlich genug bezeichnet ist, wenn er erklärt, wie sie ihm und den Seinigen mißfalle. Er spricht: die einseitige Begriffskultur, und die daraus hervorgehende vermeintliche Welterneuerung und Weltverbesserung dieser Zeit, hätten die Eigenthümlichkeit der Völker in eine gleichartige chaotische Masse aufgelöst, in der nur noch die wandelbare Parteimeynung des Tags, und der eben so wandelbare und unsichere Geldbesiz, trenne und unterscheide. Was sonst Völker waren, wären jezt Parteyen, und der Parteymann in Deutschland sey seinem Geistesverwandten und Bundesbruder in Frankreich, Spanien und Italien näher und be-

freundeter, als seinem andersdenkenden Landsmanne. Er spricht von der zerstörenden Wirkung der Verstandesbildung, und von den gewöhnlichen politischen Tagsschriftstellern, deren ganze Schaar verderblichen Lehren huldige. Ich habe das Erhebliche herausgehoben. Haben die Völker darum ihre Eigenthümlichkeit verloren, weil sie angefangen übereinstimmende Wünsche zu hegen? Man ist eher Mensch als Bürger, und eher Bürger als Landsmann. Wir haben wohl gethan, die Wälder des Tacitus zu verlassen, aber kann die Freyheit nicht auch in Häusern wohnen? Die alten Deutschen hatten auch Könige. Wandelbarer Geldbesiz! — ja wohl, dem fließen die Thränen des Beurtheilers. Geld ist ein Strom, aus dem jeder schöpfen kann, die Durstigen aber sind kraftlos wie man sie wünscht. Es wäre freilich besser, den Werth der Dinge mit leibeignen Menschen, Schaafen und Grundstücken zu bezahlen. Leibeigene kann man binden, Schaafe in den Stall sperren, und Grundstücke mit einer Mauer umziehen — dann wandeln sie nicht. Hundert Jahre ohne Geld, und welche herrliche Zukunft! Dann kommt aller Reichthum und alles Land in die frommen Hände der gottvertrauten Leviten; denn die ganze Erde ist ihnen gelobt, uns nur der Himmel. Wenn der Beurtheiler selbst keine Bundesbrüder mehr in Spanien sucht, ist das Vaterlandsliebe, ist das sein Verdienst? Es ist das Verdienst der Spanier, welche die Inquisition abgeschaft, Pfaffentrug entlarvt, die Oligarchie zertreten haben. Verstandesbildung! Ja freilich; denn eben der Verstand ist der Geldhaushalt des Geistes, der wandelbare; der unwandelbare Glaube aber ist besser, weil er der grundbesitzenden Aristokratie Frohndienste leistet. Guter Gott, wir haben lange genug geglaubt, und schöner Lohn ist uns dafür geworden! Die Krankheit, die wir erduldet, und auch der Schmerz der Heilung, an dem wir gegenwärtig leiden — beydes ist Euer Verbrechen. Daß die Tagsschriftsteller, die jezt für die gute Sache streiten, eine Schaar, daß sie gewöhnlich sind, und nur wenige unter ihnen sich zu feilen Söldlingen erniedrigen, das mag freilich dem Beurtheiler keinen Muth machen. So klein ist die Zahl der Söldlinge geworden, daß,

wie ehemals die Herrscher ein Triumvirat gebildet, jezt die Knechte nur noch ein Triumvirat bilden.

Jenes „beständige im Munde führen des öffentlichen Wohls, dessen Name zu jedem Unrecht und jeder Gewaltthat mißbraucht wird" ist dem Beurtheiler eine der Farben, woran er das Schrekbild erkennt, vor dem wir schon dreyßig Jahre die Phantasie furchtsamer oder Schuldbewußter Menschen haben zittern sehen — des Jakobinismus. „Humanität, Aufklärung, Freyheit und Gleichheit, Menschenrechte, Liberalität, Konstitution u. dgl., wobey sich eigentlich niemand etwas Bestimmtes und Klares denkt," nennt der Beurtheiler Stich- und Modeworte. Wenn der Deutsche das öffentliche Wohl nur im Munde führen darf, wessen ist die Schuld, und wessen ist die Schuld, daß er selbst dieses nicht mehr darf? Wenn, wie es wirklich geschah, verwerfliche (nicht immer verworfene) Menschen, die Freyheit gemißbraucht, um in ihrem Namen Gewaltthätigkeit zu bereiten, hätte es geschehen können, wenn die Völker etwas zu verlieren gehabt, und nicht in dem Wechsel ihrer Zwanggebieter eine willkommene, und eine um so willkommenere Erleichterung gefunden hätten, da Jugend, Leichtsinn und Unerfahrenheit der neuen Tyranney, sich für ihre kurze Dauer verbürgen? Wenn die Menge von Freyheit, Menschenrechten und Konstitutionen spricht, ohne zu wissen, was sie sich klar und bestimmt dabey zu denken habe — diese Einwendung, die der Beurtheiler macht, denkt er uns damit zu täuschen? Er selbst muß es wissen, wie ausgedehnt und kraftlos solche Redensarten sind. Ist der Mensch darum weniger krank, weil er den Siz seines Uebels nicht kennt, fühlt er sich weniger gesundet, weil er nicht weiß, wie er geheilt worden? Die Arzneykundigen kennen jenen und wissen dieses. Wenn das Volk über den Druk der Abgaben klagt, ist seine Klage darum ungerecht, weil es nicht einsieht, daß es die stehenden Heere und die tausend Schmarozzer am Staats-Tische sind, die sich mit dem Schweiße seiner Arbeit tränken? Wenn Millionen Menschen keinen Äcker finden, auch für die Freuden des Lebens zu säen und zu erndten, dürfen sie darum nicht murren, weil sie nicht begreifen, daß ihnen die Wälder von Stammbäumen den Boden ent-

ziehen? Wenn ein schlichter Bürger seufzt, daß er eingekerkert worden ohne Schuld; gefangen gehalten ohne Untersuchung; frey gesprochen ohne Rechtfertigung, verdienen seine Seufzer darum kein Gehör, weil er die Quelle seiner Noth nicht kennt, weil ihm unbekannt ist, daß sie daher entsprungen, daß es kein öffentliches Gericht und keine Geschwornen im Lande giebt? Dazu sind die Staatskundigen. Daß aber dem Beurtheiler selbst Humanität, Aufklärung, Freyheit, Menschen=Rechte, Liberalität, Worte sind, unter denen er sich nichts Bestimmtes und Klares denken kann, würde man ihm glauben, auch wenn er es nicht durch alle seine Reden bewiese. Aber was Konstitution sey, sollte er doch wissen; England, Frankreich, Baiern, Würtemberg, Baden, hätte es ihn lehren können. Oder nennt er eine solche Konstitution auch eine „Revolution von Oben," wie sich Fr. Schlegel in seiner Konkordia „trefflich" ausdrükt?

Endlich steigt der Beurtheiler von seinen erhabenen Ansichten herab, nachdem er oben auf dem Berge, wie Moses, für die Sache seines Volkes die Hände gefaltet — er steigt herab, um nachzusehen, ob das Gebet den Sieg bewirkt, und schmäht nun den Feind, den er geschlagen wähnt. Er wirft dem Verfasser des Manuscriptes vor: er habe versucht die Regierungen zu entzweyen, doch vergebens, die Kabinette seyen nie einiger, das Band gegenseitiger Achtung und befestigten Vertrauens, sey nie stärker gewesen, als jezt. Er wirft ihm vor: jene verrufene Rechenmeister=Politik, jene willkührlichen, weder Recht noch Geschichte beachtenden Länderverth eilungen, jene Staatenmacherey, jene gewaltsame rüksichtslose Beglückung der Völker gegen ihren eigenen Wunsch und Willen. „In Deutschland zerschneidet man für das allgemeine Wohl Länder und Staaten, wie man in Frankreich deshalb Köpfe abschnitt. Die Gesinnung des Manuscriptes sey weniger die republikanische Art und Gestalt, als die weit wirksamere Napoleonisch=Despotische"... Wenn der Verfasser des Beurtheilten Werks die Regierungen zu entzweyen gesucht, dann hat er Unrecht gethan, und nicht blos im Sinne des Beurtheilers. Wo Schlimme und Gute sich gesellen, da verderben oft jene diese, aber nicht selten auch bessern diese jene; wir ha-

den beyde Erfahrungen. Wie man auch gesinnt sey, man darf sich der Einigkeit der Fürsten erfreuen, aber mehr noch darf man ihrer Einsicht und Tugend vertrauen, daß ihnen näher am Herzen liege werde, mit ihren Völkern, als unter sich eng verbunden zu seyn. Man rede uns doch nicht von Kabinetten, es giebt keine Kabinette mehr, seitdem die Fürsten selbst das Hausrecht aller Staats-Bewohner anerkannt haben. Die Kabinette sind nur noch — doch nein, sie sind mehr — sie sind die Thürwächter-Zimmer, worin über alle Theile und über alle Bewohner des grossen Hauses gewacht wird. Wahrlich eine schönere und edlere Bestimmung als die frühere war! Wenn der Beurtheiler gegen die Rechenmeister-Politik, gegen die weder Recht noch Geschichte beachtenden Ländervertheilungen eifert, so danken wir ihm dafür, das war brav gesprochen, und kann er es nicht auf Erden, so wird er es im Himmel verantworten. Auch dafür danken wir ihm, daß er despotische Art verdammt, und wir glauben gern, er habe nicht blos Napoleonische gemeint.

Endlich — endlich, nachdem es lange gesiedet, gebraust, gelärmt und gezischt, erhebt sich Schwanenweiß der kühne Taucher aus der Flut, und winkt, und hoch in seiner Rechten hält er den Becher, den Kelch des Heils, den er im Abgrund fand. Die Preßfreyheit, die seit Jahr und Tag, wie Unkraut, in Deutschland wuchernde Preßfreyheit, hat allen den Jammer verschuldet. Sie müße ausgerottet werden. Zensur-Gesetze genügen nicht, man müße die Preßfrechen bestrafen wie in — England. (Ja, Ihr könnt es lesen, England wurde zum Beyspiel genommen! an Würtemberg läßt der Beurtheiler den Befehl ergehen, es solle über den Verfasser des Manuscripts, wenn er sich im Lande sehen ließe, das Geeignete verfügen. O pfui! Ist das die Waffe, welche die Wahrheit führt? Wenn Ihr Häscher seyn wollt, so redet nicht, schweigt und schleicht wie es die Diebe machen. Meister des Kerkers ist der Beurtheiler, nicht Meister des Worts, und so rassele er denn mit Ketten, nicht mit Reden, die ihm gegen die eigenen Glieder schlagen. Wenn er in seiner Blumengestikten Sprache ausruft: „Wie einst nach jener grossen Fluth Tauben ausgesendet worden, bis eine den Oelzweig

des Friedens zurückbrachte, so senden sie ihre Zwietracht-Raben aus, daß einer ihnen endlich den ersehnten Zweig des Unfriedens bringe" — wenn der Beurtheiler an den Raben erinnern mochte, so vergaß er sicher, daß er dadurch jene Fabel, ihm selbst unwillkommen, aufwecke:

Maître Corbeau sur un arbre perché
Tenoit dans son bec un fromage...

Der Rabe ist der Gewaltwille, der Beurtheiler ist der Fuchs, der Käse ist — der General-Direktor des Buchhandels, welcher in Leipzig thronen soll. Stempeln (Ihr erfahrt es jezt) wollen sie die Bücher lassen! Nur immerhin. Die Zeit hat auch ihren Stempel, und wäret Ihr von Erz und Stahl, flach wie Ihr seyd, Ihr müßt ihn doch aufnehmen.

IV.

Literatur.

Teutschland und keine Revolution, oder einsame Gedanken über das Herkommen des demagogisch-excentrischen Unwesens des Zeitalters und die wahren Abhilfmittel von demselben. Coblenz und Hadamar, in der neuen Gelehrten-Buchhandlung. 1820.

Mit der Dunkelheit kommen die Fledermäuse, das ist in der Ordnung; und auch die Art ist bekannt, wie man sie verjagt — man bringt ein Licht herbey. Aus diesem Grunde allein mag man solche Nachtvögel beleuchten; denn sonst verdienten sie den Aufwand des Schwefelhölzchen's nicht, das man zum Lichtanzünden verwendet. Man lese nur die Aufschrift dieses Büchelchens, das ist wenigstens kein prahlerisches Schild! Der Verfasser ist ein ehrlicher Krämer, der seine Waare nicht herausstreicht, er läßt sie für sich selbst sprechen. Diese zahme Gans von Flugschrift ist flügellahm, sie kann sich über keine Hof-Mauer erheben, sie schnattert auf ebener Erde, und mühsam; denn sie hat den Pips, und kann die Zunge nicht gut gebrauchen. Auf der

Stirne des Büchelchens ist folgender Denkspruch zu lesen: „Die „Tage sind bös (nicht golden, und nüzlich aufgeklärt) Paulus „a. d. Epheser am 5.; darum ihr, die ihr auf Erden richtet, ver„stehet es wohl; nehmet die Züchtigung zur Hand (nicht liberale, „sondern strenge Grundsätze gegen die unlöbliche Seite der mensch„lichen Natur), damit der Herr nicht etwa zörne (strafe), und ihr „vom rechten Wege zum Untergang gerathet. Ps. 2." Der Verfasser nennt seine Abhandlungen klein aber nicht unbedeutend. Das sind sie auch nicht; denn der Werth der guten Sache, zeigt sich an dem Unwerthe der schlechten, und dieser an dem ihrer Anhänger. Solche Schriften darf man ja nicht vertilgen, sie sind Schmarozzer-Pflanzen, welche die großen Bäume, die sie schmeichelnd umschlingen, aussaugen und zerstören.

V.

Frankfurter Dramaturgie.

Am 11. Sept. — Die beiden Gutsherrn, Lustspiel in fünf Aufzügen von Julius von Voß. (Zum Erstenmale.)

Jede erscheinende Schrift ist eigentlich eine Herausforderung sie zu beurtheilen; man braucht aber diese Herausforderung nicht immer anzunehmen, denn manche Schrift ist so ehrlos, daß sie nur verdient durchgeprügelt zu werden. Ich würde also die beyden Gutsherrn, ungerührt von der Milde des Einen, und nicht geschrekt von der Härte des Andern, tüchtig durchprügeln, wenn ich nicht bedächte, daß es hier nicht darauf ankömmt, dem Verfasser Recht anzuthun, und mir Recht zu verschaffen, sondern den Lesern Recht zu verschaffen, die Gründe fordern, und sich mit Handgemenge nicht begnügen. Statt also blos zu sagen: dieses Julianische Lustspiel (ich weiche mit Ehrfurcht dem Geschlechtsnamen des Verfassers aus) ist das ruchloseste, naseweiseste, abgeschmakteste und ungeschliffenste aller Gedankenwerke, die waren und seyn werden — sage ich zwar dieses, erkläre mich aber darüber.

Die zwey Dutzend, theils gutsherrlichen und patrimonial-richterlichen, theils Haus-, Vieh- Feld- und Forstwissenschaftlichen Personen, die in dem Lustspiele auftreten, sind zur Hälfte Klein-Rohrshofer, die alle prügeln oder geprügelt werden, und zur Hälfte Groß-Liebherrnthaler, die sämmtlich Liebe geben oder empfangen. Der dramatisch-publizistisch-diplomatisch kommerziale Zwek des Hrn. v. Voß, läßt sich an den Namen, die er den beyden Gütern gab, schön etymologisiren. Klein-Rohrshofer sind solche Leute, die an — ich wollte sagen auf einem Hofe leben (denn es versteht sich, ich nehme das Wort im landwirthschaftlichen Sinne) wo das Rohr regiert. Der Verfasser, als er das Lustspiel schrieb, dachte wahrscheinlich an ein spanisches Rohr, jezt wäre er genöthigt, ein anderes geographisches Adjectiv zu wählen. Durch den feinen Nebenzug, daß er den Klein-Rohrshofer Gutsherrn einen gewesenen Hauptmann seyn läßt, wollte er zu verstehen geben, daß er unter dem Stocke, dessen Legitimität er vertheidige, nicht den Stock des Civil-Büttels, sondern den Soldaten-Stok des Profoses verstanden habe. Groß-Liebherrnthaler hingegen sind Menschen, deren Herr große Liebe hat, oder Menschen, die einen großen Herrn seiner Thaler wegen lieben. Hr. v. Voß hat das Wort wahrscheinlich in diesem und in jenem Sinne gebraucht. Er stellt also ein landwirthschaftlich-politisch-erotisch-spizbübisches Diorama auf, in dessen einen Halbkreise streng, in dessen Anderem milde regiert wird. Der strenge Herr erlebt nichts als Freude und Segen an Kind und Rind; der Nachsichtige nichts als Jammer und Elend. Die Nuz-Anwendung dieser Lehre mußte, wie allgemein bekannt, Hr. v. Voß sehr handgreiflich finden; uns aber ist sie es gar nicht, und ich sage ihm, um den Ernst im Spaße kurz und trocken abzufertigen, nur folgende wenige Worte. Er mag gewollt haben was er wolle, so wußte er nicht was er wollte. Es ist gar nicht die Frage, ob streng oder milde, sondern es ist die Frage, ob nach Gesetzen oder eigenwillig regiert werden soll. Das Volk, das zu seinem Glücke eines guten Fürsten bedarf, ist immer unglüklich, so wie sein Glük nur dann gesichert ist, wenn es auch ein schlimmer Herr nicht stören kann. Wollte Hr. v. Voß aber be-

weisen, daß Alleinwille nur durch Strenge geltend gemacht werden kann, so hat er zwar Recht, aber die Lehre war überflüssig, es kennt sie Jeder. Man will dem Verfasser die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist der treueste Unterthan von der Welt, und verdiente wegen seiner Bürger-Tugend alle seine Tage unter einem Klein-Rohrshofer Gebieter zu verleben. Aber welcher Teufel blies ihm ein, seine gute Gesinnungen zu dramatisiren? Er hat dadurch die ehrwürdigste Sache lächerlich gemacht. Die erste Scene beginnt der Rohrshofer-Verwalter mit den Worten: „wo bleibt der Schlingel?" und hebt dabey den Stok auf. In der zweiten Scene wirft das Hof-Fräulein, Margarethe, der Vieh-Magd mit lakonischer Kürze den Schlüsselbund an den Kopf. In der vierten führt der Vogt den alten Nachtwächter am Ohrzipfel herbey, und verklagt ihn beym Herrn, weil er vergessen um drey Uhr abzurufen. Vergebens bittet die Tochter, vergebens fleht der zitternde Greis, es sey in zehen Jahren zum Erstenmale geschehen — keine Gnade. Der strenge Regierungskünstler befiehlt dem Vogt, dem Nachtwächter dreysig aufzuzählen „aber aus dem spanischen Pfeffer" (wieder spanisch! Herr v. Voß muß jezt in ein anderes Land gehen, wo der Pfeffer wächst.). „Auf den Abend, wenn die Arbeiter „herein sind; das ganze Dorf soll zusehen, daß der Stok seine Schuldigkeit besser thut, als der Nachtwächter. So lange ins Hundeloch." In der fünften Scene bindet sich die Tochter des Stockes, das Hof-Fräulein Margarethe, eine weiße Schürze vor, und puzt gelbe Rüben; aber nicht etwa theatralisch-symbolisch, sondern reell, einen ganzen Sak voll, so daß bey der Aufführung in Frankfurt das Rübenputzen länger als eine Viertelstunde dauerte. (Es scheint fast Hr. Voß habe foppen, und den Zuschauern Rübchen schaben wollen.) Auf diese Weise geht es fort bis an's Ende. Man sieht, der politische Katechismus des Hrn. v. Voß weicht von dem des Hrn. v. Pradt bedeutend ab. Es ist Schade, daß Hr. v. Voß schon konfirmirt ist. Doch ich kehre jezt von dem dramatischen Schriftsteller zu dem didaktischen zurük — zurük sage ich; denn ich wende mich zur Vorrede, welcher das gedrukte Lustspiel erst nachfolgt.

Hr. von Voß macht es wie Räuber, die, ehe sie einbrechen, die wachsamen Hunde vergiften: er suchte, bevor er mit seinem Lustspiele herbey schlich, die Kritik bey Seite zu schaffen. Die Herrn Kunstrichter werden es mir nicht übel nehmen, daß ich sie einem Gleichnisse aufopfere, es geschieht der Deutlichkeit wegen, und ich opfere mich ja selbst mit. Die Vorrede ist zwar ausgedehnt genug, aber ohne weise Benutzung des Raums hätte der Verfasser doch nicht die große Menge von Irrthümern darin aufstellen können. Die Gedanken-Bevölkerung dieser Vorrede ist zu groß; die Leute können sich unmöglich alle ernähren; auch sehen die meisten schmächtig und verhungert aus. Ich rede natürlich nur von denjenigen, die ich selbst kennen gelernt; denn die vornehmern Gedanken, die den Leser nicht in Person besuchen, sondern durch Visiten-Karten (Gedankenstriche genannt), mögen ein besseres Aussehen haben. Dieser Visitenkarten sind eine bedeutende Zahl, man kann zwey Spiel Karten zu einer Whist-Partie und zu einer Partie Piquet daraus bilden. (Die Leser belieben nachzuzählen, sie werden in der Vorrede 84=52+32 Gedankenstriche finden). Welch' eine behende Sprache hat der Verfasser! Das Kunstgericht kann ihr Stekbriefe auf Stekbriefe nachsenden, sie wird nicht eingeholt. Das klappert wie eine Mühle. Hr. v. Voß hat ganz gewiß einen Sekretär, der ihn in alle Gesellschaften begleitet, und nachschreibt, was er seinen Herrn sprechen hört. Man gewahrt es ganz deutlich, wenn der Prinzipal zwischen zwey Sätzen Thee geschlürft hat, und fühlt es, wenn die Tasse im Eifer der Rede übergeschwabbelt. Es scheint, Hr. v. Voß wolle nicht blos die öffentliche Kritik mit dem Mantel christlicher Liebe bedecken, sondern mit seinem, nach dem Winde hängenden, Mantel jede öffentliche Meinung verhüllen. Wir wollen anhören, was er sagt.

„Weil die Verfasser von Schauspielen sich nennen, auch an „ihrem Wohnort nicht leicht verschwiegen bleiben, sollte die licht„scheue Anonimität der Rezensenten auch nicht gestattet seyn. Wer „öffentlich meistern will, trete darum schon mit seinem Namen „auf, daß man sieht, ob er auch einen Namen hat. Dem Pro„duzenten gilt allein die Stimme eines andern Produzenten für

„eine ihn zu belehren fähige... Wer nicht selbst schaffen „kann, hält oft Schweres leicht und Leichtes schwer, ist darum „schon mangelhaft in seinem Unterricht... Daß eine Kritik, wie „unsere öffentliche, nicht fromme, beweißt der Zustand hiesiger „Bühne und dramatischen Littergtur. Den Scheitelpunkt erreicht „jene von 1797 bis 1801. Damals gab es wenig (öffentliche) „Kritik, und viel Kunst." Da habt Ihr, was ich gesagt! Hr. v. Voß eifert gegen die Laternen; denn da bey Nacht alles schwarz ist, so ist bey Nacht auch alles weiß. Weil die Verfasser von Schauspielen sich nennen, müßten es auch die Rezensenten! Müssen sich denn die dramatischen Schriftsteller nennen? Warum sollen die Kritiker nicht gleiche Freyheit genießen? Es liegt gar nichts daran, wer etwas sagt; es kömmt darauf an, was gesagt wird. Es ist freilich rühmlicher, wenn Rezensenten sich nennen; denn wer den Muth hat, einen Menschen zu verwunden, der sollte auch den Muth haben, sich selbst der Verwundung blos zu stellen. Indessen dieses ist eine Forderung der Sittlichkeit, keine der Wissenschaft; die Kritiker würden dabey gewinnen, nicht die Kritik. Um öffentlich meistern zu dürfen, braucht man keinen Namen zu haben. Das Recht zu meistern ist kein Meister-Recht. Ob Göthe ein Werk beurtheilt, oder ein literarischer Lehrjunge, das ist alle eins, es kömmt darauf an, wie sie Beurtheiler. Wenn einem Produzenten nur die Stimme eines andern Produzenten gelten soll, dann dürfte ich meinen Schneider, der mir ein Kleid verdirbt, nicht tadeln, er könnte mir erwiedern: Machen Sie einen bessern Rok. Die Kritik belehrt allerdings aber nur solche, die gelehrig sind; wenn aber ein dramatischer Dichter kein angebornes Genie hat, dann mögen alle Meister aller Zeiten der poetischen Kunst, von Aristoteles bis Müllner, seine Werke kritisiren, der verlorene Sohn der Natur bessert sich darum nicht. Die Bühne und dramatische Literatur im Brandenburgischen sollen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf ihrer Sonnenhöhe gewesen seyn, weil es damals noch wenig öffentliche Kritik gab? Ey, ey, das ist mir zu rund! Die Logik ist zwar eine langweilige Gesellschafterin; es ist aber unschiklich, einem Frauenzimmer so etwas in's Gesicht zu sagen. Hr. v. Voß ist Trepp ab gegangen, und

glaubte Trepp auf gegangen zu seyn. Die Berliner dramatische Welt mag damals so wenig getaugt haben wie jezt, weil aber die Kritik nicht öffentlich war, erfuhr man ihre Gebrechen nicht! Oder: weil sie besser war als jezt, fand die Kritik nichts zu tadeln, und sprach wenig; denn das Lob ist schnell und geräuschlos. Wenn der Vorredner-Jeremias weiter klagt: „Ausländern „gehn manche seichte Produkte hin, die man einem Berliner nie „verzeihen würde. Hat das Fremde einiges Verdienst, ist des „Ueberschätzens nicht Maaß und Ziel. Bringen Einheimische „aber Gelungenes, wird es übersehn, höchstens mit etlichen „kühlen, oft zweydeutigen Lobsprüchen abgefertigt." — Seine Klage ist gerecht, wenn seine Behauptung wahr ist. Aber beweißt das gegen das Recht der Kritik? Es beweißt nur Brod-Neid. Auf dem Berliner literarischen Markte mag es lebhaft genug hergehen. Berlin ist ein theures Pflaster, die Concurrenz stark, die Zeiten sind schlecht, und ein Familien-Vater mag dort Noth haben, sich und die Seinigen zu ernähren. Da heißt es: aus der Hand in den Mund. Es wäre wahrhaftig gut, man ließe die Bücher-Macher eine geschlossene Zunft bilden, und legte ihnen auf, ein Meisterstük zu verfertigen, bevor sie Büchermeister werden wollen.

Hr. v. Voß giebt nicht undeutlich zu verstehen, er werde sich todt schießen, wenn man grausamer Weise sein Lustspiel nicht vortrefflich findet. Er giebt zwey schreckende Beyspiele von Selbstmördern, des J***, der sich entleibt, weil man seine Andromache ungünstig aufgenommen, und des H. v. K., der es gethan, weil man seinem Stücke die Aufführung versagte. So würde also Thalia zur zweyten, und Melpomene zur dritten Lotte, die zweyte, dritte, zehnte, hundertste von Werthern machen; denn die Muse, diese ewig blühende Nina, wird noch gar vielen Männern unglükliche Liebe einflößen. Welche herrliche Saat zum schönsten Futter, um Romane zu mästen! Pulver auf die Pfanne — Hahn gespannt — losgedrükt! Ein Göthescher Roman ist sein Menschenleben werth.

Das Wiener Kasperl-Theater zieht Hr. v. Voß dem Berliner vor; während dort alles voranschreite, humpeln sie in

Berlin lahm hinterdrein. Er hat es gesagt, er mag es verantworten. Er frägt ferner: „Ists schwerer, ein Trauerspiel oder ein Lustspiel zu dichten?" und entscheidet für das Leztere. Auch recht, und auch klug davon zu sprechen; denn so bleibt uns die Hoffnung, daß Hr. v. Voß doch vielleicht ein gutes Trauerspiel dichten könne. Als ein Beyspiel der Gesellschaftsrechnung der Julianischen Begriffe mag folgende Stelle dienen, worin der Staatsmann, der Hoffmann, der Vaterlandsfreund, der Feldherr und der Dichter die alte Melodie concertirend vortragen. „Sind wir noch vor lauter Zeitgeist Preußen, oder wollen es nach „unserm Staatsgeist erst recht wieder seyn; dann ist's auch ein „trefflich Ding um eine auf Zeit, Oertlichkeit, Bedürfniß im „Gemeinwesen achtende, moralische Komik. Sie thuts nicht „allein, aber helfen kann sie mit zum Guten, daß ermeldeter „Staatsgeist in Staatsbürgerköpfen, in Staatsbürgerherzen fest „wohne, und es ist doch ein holder Genius werth, dort zu hausen. Der zur Sonne fliegende Aar sein Symbol, zum Licht auf, „heißts: Die Preußen müssen die Klügsten seyn, und „sich den Wahn nicht einschwärzen lassen, mögen andere im Dunkel stehn. Und die Streitkraft richtet er so, daß man Angreifer „wie Miltiades und Vertheidiger wie Pereira hat, die um Zahlen „nicht frugen; da wirs auf die Länge in Maßen doch nicht aushielten, und die Väter wohl gezeigt haben, daß Einer sich mit „dem halben Europa schlagen kann. So ein Staatsgeist ist doch „werth, daß ihm alles helfe, mithin auch Thalia. Von jenem „Wesen draußen, halb Apoll, halb ein gespenstiges Ungethüm, „Zeitgeist vulgo, können wir nur das Gute nehmen wollen — „was meistens bereits geschehn — bringt er hingegen Maratiana, „Poloniana, Pöschliana, Sandhäufleins, Hep Heps, erbärmliche Pedanterey, oder will er von Einigung redend, Zwietracht stiften, uns Sekten und Partheywuth aufhalsen mit tönendem Wortgeklingel benannt, da muß alles abwehren helfen, und „Thalia kanns." Wie gefällt euch diese Rede, Leser? Ihr wart doch recht aufmerksam gewesen? wo nicht, so leset sie noch einmal. Ist euch das schöne Stük aus der Lichtenbergischen Raritäten-Versteigerung: Das Messer ohne Klinge wor-

an der Stiel fehlt, noch im Sinne? Dieses Julianische Rede-Stück ist ein solches Messer. Der Styl fehlt, bis auf eine orthographische Kleinigkeit; die Klinge aber fehlt ganz, man kann damit weder schneiden noch stechen. Das ist das leibhaftige Preußenthum, jenes, nicht mit, sondern auf — Wiz endigenden Redners an Blüchers Grabe. Hr. v. Voß tadelt seine Landsleute, sie wären nicht komisch genug, und erscheint als Sittenprediger, wie sie alle seyn sollten; denn er geht mit gutem Beyspiele voran, und zeigt an sich, wie man noch komischer werden könne. Er sagt: Die Preußen müßten die Klügsten seyn; sie sind aber wohl jezt schon klug genug, ihn auszulachen. Das Wort draußen, um das Land zu bezeichnen, das ausserhalb der chinesischen Mauer Preußens liegt, ist höchst mahlerisch. Draußen in der Mongolei, an den unwirthlichen Ufern des Mains, des Neckers, der Ilm, der Isar mögen sie ihr Wesen forttreiben, wir sind munter und vergnügt, und bekümmern uns um nichts weiter. Den aus dem Gefängnisse entwichenen Zeitgeist hat Hr. v. Voß genau und viel kenntlicher signalisirt als selbst Schlegel. Es ist ein musterhafter Stekbrief-Styl. Der Zeitgeist ist halb Apoll, halb Gespenst — jezt erkennt ihn jeder Gensd'armes beym ersten Blicke, und der Spizbube mag zusehen, wie er entkomme. Also ist der Zeitgeist eine Sirene, nur mit einem gespenstischen statt einem Hecht-Schwanze. Und das ist kein Fabel-Thier, wie man bis jezt glaubte; denn ein kürzlich aus Sumatra in England angekommenes Schiff hat eine leibhaftige Sirene mitgebracht. Leser, wie gefallen euch die Sandhäufleins? Sand ist freilich nur Sand, aber die Märkischen Rübchen des Hrn. v. Voß gedeihen gut darin. Und Thalia zur Staatsräthin zu machen, ist gewiß ein allerliebster Einfall!

Das Kunstgericht hat die tausend Albernheiten und Frevel in diesem Lustspiele und seiner Vorrede nur decimiren können. Die verschonten Rebellen, gegen Wahrheit, Recht und Königswürde des Menschen, mögen Schaamroth ihr Verbrechen bereuen, und Besserung geloben.

Am 24. September. — Der Hausdoctor, Lustspiel von Ziegler. (Zum Erstenmale.)

Das Stük ist 24 Jahr alt. Ich weiß dieses nicht historisch, sondern schließe darauf durch Interpretation folgender zwey Stellen. Erstens sagt der Major: „Ist das nicht ein wahres Unglük für mich? Anno 1796 ist ein Mädchen 26 Jahr alt, und hat keine Amour!“ Zweytens steht auf dem Titelblatte des nachgedrukten Buches die Jahreszahl 1804, damals aber waren die Nachdrucker noch so ehrlich, daß sie wenigstens 8 Jahre brauchten, um Spizbuben zu werden. Also ist das Original 1796 erschienen. Unsere kranke Bühne hat lange gezaudert, bis sie zum Hausdoktor schikte, jezt aber liegt sie in den lezten Zügen, und weder Galenus noch Hippocrates können ihr aufhelfen. Dieses Lustspiel ist gut, angenehm, unterhaltend, es hat artige Streiche; doch nur mit Widerwillen lasse ich ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil Aeusserungen gegen Recht und Sittlichkeit darin vorkommen, die nicht zu verzeihen sind. Man pflegt zwar zu sagen, es sey dem dramatischen Dichter und seiner eigenen Gesinnung nicht anzurechnen, wenn er eine dramatische Person nach ihrer bösen Natur, reden und handeln läßt. Das ist freilich wahr; aber es ist doch dem dramatischen Dichter anzurechnen, wenn er versäumt, einer solchen übeldenkenden und übelwollenden Person, eine bessergeartete gegenüber zu stellen, die schlechtes Reden und Handeln rügt und straft. Da ist ein alter Graf Sonnenschild, von dem sie sagen, er habe ein gutes Herz, weil er vier Millionen Allodial-Vermögen besizt, ungerechnet große Fideicommiß-Güter; sein Herz ist aber nicht besser, als es seyn muß, wenn man dik werden will. Dieser fette Herr Graf erlaubt sich mit seinen untergebenen Hausgenossen hochadlige gnädige Späße, die alle schlecht sind, ohne daß sie jemand übel nimmt. Dieses gelassene Dulden der Beleidigungen ist ein Verbrechen des dramatischen Dichters. Nicht etwa darum, weil zu fürchten wäre, die Vornehmen möchten daraus lernen, auf die Geringern mit Verachtung herabzusehen, (sie haben eine größere Schule als die Bühne, worin sie im Hochmuthe unterrichtet wer-

den) sondern darum, weil sich das Volk dabey gewöhnt, sich selbst gering zu schätzen, und zu glauben, es sey geboren, bald das Jagdwild, bald das Hausthier der Großen zu seyn. Ich erzählte etwas von den gräflichen Späßen. Der Herr Graf fahren Abends spazieren, und der Himmel mag wissen, ob durch eine Indigestion oder eine Congestion weich gemacht, es kömmt ihnen in den Sinn, die Pracht und Majestät der untergehenden Sonne zu bewundern. Der dicke Kutscher aber, dem die Natur selbst befohlen, die ganze Breite des Bockes auszufüllen, konnte dem hochgräflichen Auge nicht Plaz machen, und verdunkelte die Majestät der Sonne. Zur Strafe mußte der alte Mann auf einem dürren Klepper sechs Meilen Kourier reiten, so daß er halb todt nach Hause kam. Einen andern Spaß lasse ich eben diesen Kutscher Hannibal selbst erzählen. „Vorigen Sommer fiel ihm „(dem Grafen) auf einmal ein, ich hätte große Anlage zu einem „Seiltänzer. Ich hielt das auch für einen gnädigen Spaß, und „spaßte mit. Aber ehe ich mir es versah, war ein Seil gespannt, „und ich mußte hinauf. Er gab mir einen großen Baum in die „Hand, und mit dem Baum sollte ich mich in der Luft erhalten. „Ich fiel aber herab, und schlug mit der Faust Se. Excellenz „auf die Nase, und da wurde ich einen ganzen Tag eingesperrt, „und bekam nichts als Häringsköpfe zu essen, und keinen Tro„pfen zu trinken." Man sieht wohl, der Kutscher Hannibal war kein Sohn des Hamilkar, sonst hätte er mit dem Balancir-Baume die Rechte der Menschen besser im Gleichgewicht erhalten! Der Schloßinspector des Grafen hatte den gräflichen Kakadu zu füttern vergessen. Was thut der gnädige Herr, um den Tod des Lieblings zu rächen? Er jagt mit dem Degen in der Hand so lange hinter dem alten Inspector her, bis diesem keine andere Zuflucht bleibt, als den Hühnersteig hinauf zu klettern. Darauf läßt er Stroh und Hobelspäne unter das Hühnerhaus legen und sie anzünden. Um dem Feuertode zu entrinnen, muß der Geängstigte wieder herabkommen. Der Graf wirft ihm vor, er habe das Schloß anzünden wollen, und haut ihn mit seinem Hirschfänger. Nach dieses Spaßes Vollendung, läßt der gnädige Herr abermals den Kutscher Hannibal kommen, und sagt

ihm,

ihm, er müße von Moskau nach Lissabon Kourier reiten. Dieser erschrikt, worauf der Graf zu seiner Umgebung mit Lachen die Worte spricht: „Jezt ist der wieder in Todesangst. Das ist so meine Unterhaltung, kostet mir aber viel Geld." Herr Ziegler, schreiben Sie ja keine vaterländischen Schauspiele mehr; lieber verlegen Sie die Handlung nach Nord-Amerika, wo man keinen andern Adel kennt und achtet, als den die Natur verlieh!

Am 8. Okt. — Der Leuchtthurm. Ein Drama in zwey Abtheilungen; von Ernst v. Houwald. (Zum Erstenmale.)

Der Kunstrichter darf sich nie mit der Stimme seines Herzens begnügen, die ihm sagt, er habe ohne Haß und Liebe, und nicht im Dämmerlichte lauer Untersuchung, Recht gesprochen; er muß von der Gerechtigkeit seiner Aussprüche auch Jeden zu überzeugen suchen. Darum sollte der Beurtheilung eines Kunstwerks immer eine Beschreibung desselben vorausgehen, damit die Leser erfahren, ob das beurtheilte Werk die gepriesenen Vorzüge, oder die gerügten Mängel, wirklich an sich trage. Hierbey aber ist schwer, das Angeschaute von der Anschauung so rein zu sondern, daß jenes im farbenlosen Lichte nirgends von dem Rükstrahle des Auges beleuchtet erscheine. So wird es auch dem besten Willen nicht vollkommen gelingen, die einem Schauspiele zum Grunde liegende Handlung so Sachgemäß zu erzählen, daß die Ansicht des Erzählers nicht, wenigstens leise, mitrede. Um dieser Zudringlichkeit der eigenen Empfindung auszuweichen, will ich die Schiksals-Fabel, welche dem Leuchtthurm zum Stoffe gedient hat, nicht mit meinem eigenen, sondern mit den Worten des Hrn. Böttiger erzählen, der in der Abend-Zeitung jenes Drama besprochen hat. Um so willkommener ist mir diese Darstellung des Hrn. Böttiger, da er die Tragödie Houwald's sehr anpreißt, und also gewiß darauf bedacht war, den Gegenstand der Beschauung unter dem vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen.

„Ein Graf von Holm hat die einst tugendhafte Gemahlin seines, ihm brüderlich trauenden Freundes, Ulrich Hort, in dessen

„Abwesenheit mit Liebe bethört, und ist mit ihr und ihrem einzi„gen Kinde, Hort's dreyjährigem Sohn, nach Amerika gegan„gen. Absichtlich ausgestreute Gerüchte hatten ihn todt gesagt. „Hort verliert über diese Treulosigkeit den Verstand. Nun am „Meeresstrande löst sich seine Verrüktheit in freundlichern Wahn„sinn auf. Dort singt er seiner, ihm entflohenen Mathilde, „schon seit 18 Jahren auf seiner Harfe sehnsuchtvolle Wünsche „bey Sturm und Sonnenschein entgegen. Den wahnsinnigen „Harfner pflegt sein einziger Bruder, Caspar Hort, mit seiner „einzigen Tochter Dorothea. In einem Leuchtthurm, auf dessen „Kuppel alle Nächte Signal-Lampen angezündet werden, leben „diese drey zusammen. Die zartaufblühende Dorothea hat fast „mit niemand als mit ihrem sie selbst unterrichtenden Vater und „dem gemüthkranken Oheim Umgang. Da strandet ein Schiff „am nahen Felsenriß. Ein einziger Jüngling, Walther mit Na„men, wird von der ruderkundigen Jungfrau und ihrem Vater, „dem Thurmwächter, geborgen. Sie lieben sich, ohne sich zu „erklären, beym ersten Blik. Der Jüngling weilt im benachbar„ten Dorfe. Eine stürmische Nacht droht auf's neue Allen, die „der Küste sich nahen, wofern nicht Signalfeuer brennen, Un„tergang. Man hört Nothschüsse. Während Caspar Hort vom „Thurm hinabeilt, um auch unten ein warnendes Feuer anzu„zünden, kommt Walther, der Geliebten in diesem Sturm der „Elemente beyzustehn, zum Erstenmale selbst auf den Thurm. „Dem Mädchen lag ob, die Lampen oben brennend zu erhalten. „Indem jezt die Liebenden sich dem Entzücken des ersten gegen„seitigen Eingeständnisses überlassen, hat der wahnsinnige Oheim „die Lampen oben plözlich ausgelöscht. Diese Idee, im Wahn„sinn, also in der Willkühr des Bewußtlosen, einen Lenker und „Ordner der Dinge aufzustellen und dadurch der Vorsehung „gleichsam nachzuspielen, wird stets bewundert werden. Er „ruft nun, als die Aufgeschrekten zum Vater hinunter an den „Strand gesprungen sind, frohlockend über seine That:

„Was zündet der Mensch seine Lampen an?
„Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
„Nacht soll es seyn. —

„Damit schließt sich der erste Akt, der im runden Wohnzimmer

„spielt, auf dessen Kuppeldach die Signale brennen. Das Schiff, „welches Nothschüsse that, ist, der Signalfeuer beraubt, mit „Mann und Maus untergegangen. Nur Ein Mann davon hat „sich auf eine Klippe gerettet.

„Der zweyte Akt zeigt uns unweit des Leuchtthurms einen „Meeresstrand mit vorspringenden Felsenabsätzen, die in die See „hinausstarren. Der Morgen bricht an. Auf dem Vorsprunge „sizt der Harfner und begleitet seine Morgenphantasie mit ein„zelnen Accorden. Da treten unten Dorothea und der, ihrer ver„liebten Nachlässigkeit zürnende, Vater hervor. Die Geängstete „zeigt die tiefste Reue. Allein Ulrich ruft hinten hervor und klagt „sich selbst der That an. Wo das Schiksal Gericht halte, dürfe „der Mensch kein Licht anzünden.

„Quäle nicht das arme Kind.
„Laß ihm seine Liebe immer!
„Liebe thut dem Herzen wohl.

„Walther ist indeß in einen Kahn gesprungen und bringt den ein„zig übrig gebliebenen vom Riß auf's Land. Wir sehen diese „Rettung in der Beschreibung des bangenden Mädchens, die ihm „mit dem Vater vom Felsen herab zusieht. Jezt naht die Ent„wickelung. Walther ist der, mit der Mutter nach Amerika ent„führte Sohn, von dem Entführer treu erzogen. Die Aeltern, „von Reue gefoltert, haben ihn vorausgeschikt, um den rechten „Vater aufzusuchen. Er ist von seinem Oheim unbewußt geret„tet worden; denn Dorotheens Mutter war die Schwester sei„ner Mutter. Den er heute rettete, er ist Graf Holm, sein Pfle„gevater. Sein leiblicher Vater ist der wahnsinnige Ulrich. Er„schütternde Erkennungsscenen zwischen Holm und Hort, Doro„theens Vater, der dem zerknirschten Verführer endlich die Fol„gen seiner Unthat, die im Wahnsinn des so Beraubten endeten, „eröffnet. Mathilde selbst, die reuig zurükkehrende Mutter Wal„ther's, ist beym Schiffbruch in dieser Nacht vor Holms Augen „ertrunken. Da Holm, mit Verzweiflung ringend, abseits gegan„gen ist, hat Ulrich den Leichnam Mathildens am Strande aus„gespült, aufgehoben, und bringt ihn nun auf die Scene getra„gen. Er liebkoset der Wiedergeschenkten mit unbeschreiblicher

„Wehmuth, da er sie nur für eine Tiefschlummernde hält. Da „tritt Graf Holm, der Verführer, hinzu. Ein herzzerschneidendes „Zusammentreffen. Im halbausdämmernden Bewußtseyn fürch„tet Ulrich, daß Holm ihm das wiedergefundene Weib aufwecken, „davon führen wird. Er will sich vor ihm mit ihr in's Heimath„land flüchten. Ein neuer Arion ruft er die Delfinen. Sie sol„len ihn mit seiner Harfe und seinem Weibe über die Fluten „tragen. Da ergreift er die Todte, trägt sie auf den obersten „Felsvorsprung, und stürzt sich mit der Harfe und ihr hinab in's „Meer. Die Herbeyeilenden kommen zu spät. Holm's unaus„sprechliche Reue verdient Mitleid. Die Sühne ist vollendet. In „den zwey schuldlos Liebenden geht das Geschlecht nicht un„ter, es blühet frisch fort.

„Thor, wer jener ew'gen Liebe
„Milde Fügung nicht erkennt:
„Sind nicht in den tiefsten Wogen
„Die gepreßten Herzen selig
„Zu der Heimath hingezogen?"

Ich will bekennen, ob ich zwar weiß, welche Gefahr mir ein solches Geständniß bringt, daß ich dieses Trauerspiel in meinem Sinne schon verurtheilt habe, als ich nur erst seinen Namen erfuhr; denn ich überlegte was folgt. Ob der Name eines Schauspiels seinen Inhalt bezeichnen müße, oder ob er dieses nicht zu thun habe, braucht hier nicht entschieden zu werden — genug, es findet einer von beyden Fällen Statt. Wenn der Erstere, so muß die Bezeichnung gehörig seyn, indem entweder der Eigenname des Helden, wie Othello, Wallenstein, oder irgend ein Verhältniß, wie die Räuber, oder eine Menschenlehre, wie die Schuld, ausgedrükt wird. Nie aber darf die Bezeichnung etwas enthälten, was der Natur des Bezeichneten widerspricht. Ist der Name eines Schauspieles aber gleichgültig, so muß er eben ein gleichgültiger Name seyn, und er darf, weder absichtslos, noch mit Absicht, durch ein marktschreierisches Prunkwort, die Aufmerksamkeit anlocken, und hierdurch zur ruhigen Betrachtung der Umgebungen, die nöthige Besonnenheit rauben. Das Wort Leichtthurm aber, verlezt die eine oder die andere jener Kunstregeln. Wollte es den Bau und die Haltung der Trauergeschichte

bezeichnen, so geschah dieses nicht auf die erforderliche Weise. Etwas Todtes, dem Menschen willenlos dienendes, wurde hierdurch zum Vollstrecker der Schiksalsbefehle, zur Sehne der Handlung, zur Feder des Weltgetriebes erhoben. War aber das Wort willkührlich gewählt, nur um eines Namens willen, so widerspricht es dem Bezeichneten. Es ist eine Art Lustspielerey darin, es enthält eine Mischung von Komischen; denn da man sich denken kann, daß Einer oder der Andere der Leidensgeschwister im Thurme hause, fühlt man sich gekitzelt zu spotten: wäre der Narr nicht hinaufgestiegen, wär' er nicht herabgefallen! Als ich nun in das Drama hineinkam, da begegnete mir schon unter der Thüre einer der Fehler, welche das Wort Leuchtthurm angekündigt hatte. Die Vorsehung, welche die Welt regiert, spielt hier eine niedrige Ortsbehörde, und hat außer ihrem Gerichtssprengel weder Macht noch Ansehen. Die dramatische Kunst mußte bey der Baukunst betteln: ohne Leuchtthurm keine Tragödie. An diesem Leuchtthurme scheitert Menschenleben nicht blos nautisch, sondern auch sinnbildlich — und das ist der Frevel. Das rächende Schiksal soll dem Schuldigen keine Grube graben, die es heimtückisch mit Laub bedekt, noch eine Falle stellen, wohin ein ein tragischer Spek den lüsternen Menschen lokt; es soll offenes Gericht halten. Wie die Schuld des Geistes oder des Herzens, Schuld ist überall, auch weit entfernt von dem Orte der verbrecherischen That, so muß auch die Strafbarkeit überall seyn. Das Schiksal darf dem Wahne und dem Verbrechen, weder eine Freystätte gewähren, wo sie sicher vor dem Schwerte der Gerechtigkeit wohnen dürfen, noch darf es einen Bannkreis ziehen, in dessen Umfange allein die rächende Vergelterin sie trifft. Der Leuchtthurm war ein solcher Bannkreis.

Wenn ich behaupte, der Wahnsinn des Ulrich Hort ist nicht jener heilige Wahnsinn, der, als der lebende Tod, Schrecken und Mitleid einflößt; sondern die Schwachköpfigkeit eines Narren, der zum Tollhause nur die gesezliche Reife nicht hat — so wird französischer Leichtsinn dieses hurtig auffassen, deutscher Tiefsinn aber die Behauptung zurükweisen. Aber der Leichtsinn hat hier Recht, wie er oft Recht hat. Der Leichtsinn dringt

nicht in das innere Wesen, er haftet an der Oberfläche der Dinge, doch diese kennt er. Der grübelnde Tiefsinn aber verkehrt die Oberfläche, weil er den Boden umgräbt. Herr Ulrich Hört hatte eine „tugendhafte" Gemahlin, mit der er schon im vierten Jahre verheirathet seyn mußte; denn es ist von seinem dreyjährigen Sohne die Rede. Da kommt ihm ein Eheteufel in's Haus, ein sogenannter guter Freund, ein Graf, der gelernt hat, wie man Weibertreue entwurzelt, und schlägt sein Nomaden-Zelt im fruchtbaren Herzen der tugendsamen Gattin auf. Herr Ulrich sieht und hört nichts, und da er eine Reise zu machen hatte, empfiehlt er Weib und Kind der Obhut des Nomaden. Dieser Beschützer denkt, man lebe nirgends sicherer als im schönen Lande der Freyheit, und schifft mit seinen Schuzbefohlenen nach Amerika. Was thut Herr Ulrich, als er zurükkommt? Schüttelt er den Kopf? Nein, er verliert ihn. Von allem dem, was er hätte thun sollen oder dürfen, thut er nichts, sondern nur das Eine, was er weder sollte noch durfte. Er hätte toll werden und Tische, Stühle, Fenster und Spiegel des ganzen Hauses zerschlagen können; denn seine Ehre war verlezt, er hätte dem Verführer nacheilen und ihm eine Kugel durch den Kopf, die Frau aber zum Teufel jagen sollen; er hätte höchstens in eine tiefe Schwermuth verfallen dürfen, weil ihm sein einziges Kind geraubt worden. Aber nein, er verliert den Verstand, und findet ihn nach achtzehen Jahren noch nicht wieder. Das ist lächerlich, das ist gegen alle Erfahrung, gegen alle schöne Erfahrung wenigstens, und diese allein darf der Künstler nachbilden. Braucht man ein Pariser zu seyn um zu fragen: Hat Herr Ulrich den Verstand verloren, weil er seine Frau so treu geliebt, oder hat er sie so treu geliebt, weil er den Verstand verloren? Ich sagte, dieser Wahnsinn aus Liebe ist lächerlich. Die Liebe wird, wie eine Katze, blind geboren; aber die Ehe ist eine Staatsnadel in der geübtesten Hand. Der blinden Liebe verzeiht man die Verblendung, aber der sehenden nicht. Die Geliebte hat einen Preis, die Frau nur einen Werth, und wer, statt sich zu freuen ein liederliches Weib los geworden zu seyn, den Verstand darüber verliert, der hatte keinen zu verlieren. Die Ehe giebt dem Manne

ein bürgerliches Recht auf seine Frau, aber eben darum muß die Entführung einer Frau lächerlich erscheinen. Eine entführte Frau ist wie eine gestohlene Sache, eine Sache aber sollte der Eigenthümer unter Schloß und Riegel bringen. Hätte Graf Holm dem verrathenen Freunde nur das entwendet, was man bildlich das Herz der Gattin nennt, so wäre das ein anderer Fall; denn dieses als etwas unkörperliches läßt sich nicht einsperren, nur die Treue kann es sichern. Aber der Graf hat das Herz mit seiner Kapsel, den Wein mit dem Fasse gestohlen, und Gaunerstreiche solcher Art werden mehr belacht als gehaßt, und gehören darum ins Lustspiel; denn der Trauerspieldichter darf nicht die langsame und schwache Wirkung der Sittenlehre, er darf bey seinen Zuhörern nur die rasche und feurige Leidenschaft für Tugend, in Berechnung bringen. Ulrich Hort bildet sich nun ein, das Wasser werde ihm sein verlorenes Erdenglük zurükbringen, und sein Bruder Caspar, der Reil's Rhapsodieen nicht gelesen haben mag; denn er glaubt, eine wahnsinnige Vorstellung wird geheilt indem man sie nährt, führt ihn an Meeresstrand, um sogleich bereit zu seyn, wenn die tugendhafte Mathilde landen sollte. Um nur unter Dach zu kommen, wird Caspar Leuchtthurm-Wächter. Das Opfer der brüderlichen Liebe ist, wenn auch Unheilbringend, doch groß. Diese Brüder waren, wie es sich aus allem, vorzüglich aus dem Umstande ergiebt, daß Andreas einen deutschen Grafen zum Hausfreunde gehabt, Leute von Stand und Vermögen; der Dienst eines Leuchtthurm-Wächters aber ist der allerbeschwerlichste, zu dem sich nur nothdürftige Menschen verstehen. Die Admiralität muß sich gewundert haben, als sich ein gebildeter Mann um diese Stelle bewarb. Jezt sizt Ulrich Hort oben auf dem Thurme, oder unten am Strande des Meeres, bey Tag und bey Nacht, bey Sonnenschein und Ungewittern und spielt die Harfe; selbst die Pauken des Sturmes stören sein Saitenspiel nicht. Das ist nun freilich ein schönes Ossianisches Nebelbild, das ist romantisch! Aber die Romantik ist tödtliche Sumpfluft für alle dramatische Geschöpfe. Wo der Himmel beginnt, endet die Kunst. Der Leidens-Held muß im Strome der Zeit untergehen mit Leib und Seele, und der Dichter darf

ihn nicht, nur den Körper wie ein Kleid abwerfen, und die nakte Seele hinüberschwimmen lassen, um am Ufer der Ewigkeit wieder glüklich zu werden. Wozu unser Mitleid, wozu unsere Thränen, wenn aller Jammer darauf hinausläuft, daß der Held ein bischen naß werde? Die Sonne des ewigen Lebens troknet ihn augenbliklich wieder. Dann ist der Schiksalstod nur ein glüklicher Sprung, kein bejammerungswürdiger Sturz; dann ist die Trauer kindisch, und nur die Lust ist männlich, und dann — ist es aus mit allen tragischem Schrecken.

Da ich erst einige Blätter früher, in der Erwiederung auf das Literaturblatt, zu erläutern gesucht, warum mir scheine, daß eine Krankheit nicht Quelle des tragischen Geschickes seyn dürfe; so brauche ich diese Gründe hier nicht zu wiederholen; sondern nur zu bemerken, daß bey gleichem Falle auf gleiche Weise geurtheilt werden müße. Im Wahnsinne löscht Hort die Lampe aus, im Wahnsinne stürzt er sich ins Meer — das sind aber krankhafte Erscheinungen der körperlichen Natur, nicht besonnene oder auch launige Anordnungen des regierenden Weltgeistes. Zwar ist der Wahnsinn Hort's eine Folge seiner verrathenen Liebe; allein auch den geführten Beweiß nicht beachtet, daß jene Herleitung untragisch ist, so liegt diese Kindschaft ausser dem Drama; denn Hort kommt als fertiger Narr auf die Bühne. Hr. Böttiger sagt in seiner Beurtheilung: „Diese Idee, im Wahn„sinn, also in der Willkühr des Bewußtlosen, einen Lenker und „Ordner der Dinge aufzustellen und dadurch der Vorsehung gleich„sam nachzuspielen, wird stets bewundert werden." Wie! Ist der Lenker und Ordner der Dinge bewußtlos, und heißt es der Vorsehung nachspielen, im Wahnsinne wahnsinnig zu handeln? Doch ja, es heißt, ihr — nachspielen.

Hr. Böttiger sagt ferner: „Wo ist (in unseren neuen „Schiksalstragödien) die Reinigung der Leidenschaften, wo die „Sühne? Von diesen gespenstischen Fantomen empört, entschloß „sich der eben so tief als zart fühlende Dichter des Bildes, in „diesem Leuchtthurme eine wahre, kein Gemüth unheilbar ver„wundende Schiksalsfabel aufzustellen. Es ist ihm zur allgemei„nen Zufriedenheit aller Gleichgesinnten gelungen... Unsere Büh-

„ne ist reicher geworden." Unsere Bühne ist nur reicher an Armuth geworden. Was sie unter Schiksal verstehen, habe ich nie verstanden; ich habe nie verstanden diese Mischung von antiker und romantischer Denkweise, dieses christliche Heidenthum. Entweder ist der Tod ein liebender Vater, der sein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann ist er untragisch; oder er ist der Menschenfressende Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, und dann ist er unchristlich. Euer Schiksal aber ist ein Zwitter, unfähig zum Zeugen wie zum Gebähren. Ich frage: wo ist im Leuchtthurme die Reinigung der Leidenschaften? Wo ist die Sühne? Wo ist die „kein Gemüth unheilbar verwundende" Schiksalsfabel? Wenn von Leidenschaft die Rede ist, so ist die des Schmerzes, die Ulrich Hort zum Wahnsinne und zum Selbstmorde führt, nicht weniger Fleckenvoll, als die der Lust, die Mathilde zur Verbrecherin und Holm zum Verräther machte. Wo werden diese Leidenschaften gereinigt? Hort bringt sich um — und freilich das Kopfabhauen heilt die Zahnschmerzen. Mathilden's Reue kommt achtzehn Jahre zu spät, nicht gereinigt, gesättigt ist ihre Leidenschaft. Holm macht aus Buße eine große und gefährliche Reise, aber noch größer und gefährlicher für seine Tugend ist der Verdacht, Mathilde habe mit ihrer Jugend und Schönheit seine Neigung verloren. Wo ist die Sühne? Hort ist schuldlos, schuldlosen Herzens wenigstens — und sein abgeschiedener Geist muß achtzehen Jahre herumwandeln bis er Ruhe im Grabe findet. Mathilde ist schuldig, aber sie wird nicht gerichtet von der strafenden Vorsehung, der Stab wird nicht über sie gebrochen, sie stirbt von des Zufalls Mörder-Hand. Holm ist am schuldigsten — und er darf sich erfreuen an Walthers und Dorotheens Liebe, und wird im Kreise blühender Enkel noch viele frohe Tage leben. Wenn das keine Schiksalsfabel ist, die das Gemüth unheilbar verwundet, dann müßt Ihr es weit gebracht haben mit euerer dramatischen Chirurgie!

Wir wollen jezt betrachten, wie der Dichter Schuld und Buße an einander gekettet. So mühevoll ist es geschehen, so unhold im Schweiße der Musen, daß man an die fluchbeladenen Adamiten und an den Sündenfall erinnert wird. Leichter, viel leich-

ter könnte man die Spree mit dem Manzanares, die Donau mit dem Tejo, nicht blos durch einen hydraulischen, sondern auch durch einen ethischen Kanal verbinden, als hier das Verbrechen mit der sogenannten Sühne verbunden worden ist. Hort wird auf eine unvernünftige Weise verrükt — es sey. Er bleibt es achtzehen Jahre — gut. Sein Bruder, aus mißverstandener Liebe, wird Leuchtthurm-Wärter — bewilligt. Der nach Ruhe des Genusses lüsterne Entführer macht eine beschwerliche Reise nach Amerika — immerhin. Nach achtzehn Jahren kömmt die Reue — glaublich. Man schikt den Sohn nach Europa, um den Vater zu suchen, das Schiff geht unter, nur der Sohn wird gerettet, von seiner Muhme, künftigen Geliebten und Frau gerettet, so daß er landet an der entscheidenden Stelle, und sich zur verabredeten Stunde zum Rendez-vous der Nemesis einfindet — glükliche Zufälle. Aber jezt kommen Vater und Mutter nachgeschifft; das Schiff strandet abermals, und am nämlichen Orte, abermals ertrinken Alle, nur Holm wird erhalten, und vom Pflegesohne gerettet — nein, das ist zu viel, das mache man einem andern weiß! Ich will nicht zanksüchtig scheinen, ich will nicht von der Logik reden, ich will keinen Wahrscheinlichkeits-Rechenmeister machen; aber in diesen bis zur Bergeshöhe aufgehäuften Wundern, sehe ich eine dramatische Todsünde, die keinen Ablaß findet. Die Bewegungen des Schiksals dürfen nicht unruhig, nicht leidenschaftlich, seine Tritte müßen, wenn auch hart und zermalmend, doch langsam und feyerlich seyn. Die Vorsehung, ihrer Macht wie ihres Rechts bewußt, darf nicht geschäftig zappeln, wie der schwankende zaudernde Mensch. Sie darf den Verbrecher nicht listig auskundschaften, dann fangen, und ihm verfängliche Fragen vorlegen; sie kennt seine Wohnung und seine Schuld. Die Vorsehung, der herrschende Weltgeist — Gott, lenkt die Welt wie er sie schuf, mit einem Gedanken: es werde! Es heißt aber die Macht der Vorsehung verächtlich machen, statt ihr Ehrfurcht zu gewinnen, wenn man sie, gleich schwachen sterblichen Geschöpfen, nur durch mühsames Ringen ihren Zwek erreichen, nur durch Ränke und Liste Recht üben läßt. Dieses geschah im Leuchtthurm. . . . .

Wie dieses dramatische Kunstwerk in seinen einzelnen Theilen ausgebildet sey, darüber kann ich nicht mit Sicherheit urtheilen; ich habe es bey einer einmaligen Darstellung auf der Bühne, nur flüchtig kennen gelernt. Hr. Böttiger sagt: „Um alles Einzelne „zu würdigen, muß es oft gesehen werden... Das in sehr har„monischen, meist gereimten Trochäen zart hinschmelzende Dra„ma, ist mit allen Reitzen der bilderreichsten Phantasie reich, aber „nicht üppig ausgeschmükt. Viel klare Bilder und Sprüche darf „man nur einmal hören, um sie auf immer zu behalten." Doch ich meyne, das gereiche den Sprüchen nicht zum Lobe, daß man sie behalten könne, sondern daß man sie behalten wolle, und ich zweifle, ob sie dieses Lob verdienen, wenn ich aus den einigen Versen, welche die Abend-Zeitung mittheilt, auf die Uebrigen schließen darf. Ulrich Hort ruft, nachdem er das Feuer auf dem Leuchtthurme ausgelöscht, über seine That frohlockend aus:

Was zündet der Mensch seine Lampen an?
Er wird das Rollende nicht wenden. —
Nacht soll es seyn. —

Diese Diction ist fehlerhaft; denn freilich ist eine Laterne weder Hand noch Hemmschuh, man kann ein Rad weder damit sperren noch zurükdrehen. Nach dem Sinne dieser Worte sollte man eigentlich nicht fragen; denn ein Wahnsinniger spricht; aber sobald ihn der Dichter vernünfteln ließ, mußte er ihn auch vernünftig reden lassen. Er spricht aber unvernünftig; denn wenn, worin Hort freilich Recht hat, der Mensch mit seinen Lampen das Geschik nicht abwenden kann, wozu die Lampen auslöschen? Das Schiff wird untergehen, troz des Leuchtfeuers. Gegen die weiteren Verse aus dem Munde Ulrichs:

Quäle nicht das arme Kind;
Laß ihm seine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

— läßt sich freilich nichts einwenden; aber das sind keine Neuigkeiten. Doch wenn am Schlusse, ich weiß nicht wer, folgende Leichenrede hält:

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefen Wogen
Die gepreßten Herzen selig
Zu der Helmath hingezogen? —

— so nenne ich dieses Alfanzereien, werde wild, und kann nicht an mir halten. Ich sage wie ohngefähr Werner's Attila:

Ich lieb' das Sauersüße nicht
Ganz sey, die Lust und auch die Trau'r!

Aber dieser wonnigliche Schmerz und dieses schmerzliche Wonnegefühl, diese Bigotterie oder Scheinheiligkeit, diese Tartüffe der Mystik, diese Hysterie der Musen, sind mir in der innersten Seele zuwider. Man mag mich hart, anmaßend schelten, man hat es gethan; aber wenn ich anmaßend erscheine, ist noch ein anderer als ich allein, das Opfer meiner Aufrichtigkeit? Alle Uebrigen gewinnen dabey. Der Irrende, wenn er schweigt, kann so wenig belehrt, als der verschwiegene Irrthum aufgeklärt werden. Ich weiß freilich recht gut, daß an dieser dramatischen Nervenschwäche die Schuld viel schuld ist; aber die Schuld ist eine schöne Sünderin, und — ein Richter bleibt immer ein Mensch. Ist Sinn, ja auch nur Gemüth in den angeführten Versen? „Jener ew'gen Liebe milde Fügung" — der Himmel bewahre mich und meine Freunde vor einer solchen Milde! „Die gepreßten Herzen selig" — wo stekt die Seligkeit? und muß ein Herz gepreßt seyn, um selig zu werden, kann es nicht auch ein glükliches? „Zu der Heimath hingezogen" — meinetwegen. Aber am Tode hat der Unglükliche nichts voraus, auch der Glükliche stirbt einmal. Fort! Hinaus ins Freie! Geht spazieren; es fehlt euch wahrhaftig im Unterleibe!

O Shakspeare, du ältester Sohn Melpomenens, reicher, kinderloser Mann, wie läßt du so hart deine nachgebornen Brüder darben? Bettler hast du bereichert, Narren begabt, Könige grösser, die Liebe selbst seliger gemacht, und die Söhne deiner Mutter — verhungern. O öffne deine Hand!

Am 18. December. — Abraham, Melodrama in vier Abtheilungen. Musik von Kapellmeister v. Seyfried. (Zum Erstenmale.)

Die gewöhnlichen Singspiele in Versen sind doch wenigstens schmal, und lassen rechts und links einen breiten Papierweg übrig, den tollen Redensarten auszuweichen. Wenn aber die Worte das ganze Blatt einnehmen, wohin soll man sich flüchten

aus dem lärmenden Gedränge, um nicht taub und Glieder-lahm zu werden? Dieser Abraham könnte der Erz-Vater seyn des ganzen Geschlechts sinnloser Schauspiele. Das geistliche Gericht sollte die Gottlosigkeit zum Vorwande nehmen, an dem Verfasser die Geschmaklosigkeit zu strafen. Die einfache und glaubhafte Erzählung der Bibel hat er in einen Hexen-Spuk umgewandelt. Flammende Inschriften am Himmel — Turteltauben, die mit göttlichen Briefen aus den Wolken kommen — Hagar in der Wüste sicht ihren Ismael verschmachten, und verschreibt sich dem Teufel; da fliegt ein Drache herbey, und bringt ihr Wasser! Nach Schwefel gestunken hat der Drache durch das ganze Haus, mit der möglichsten Naturtreue. Möchte doch bey jeder Aufführung solch' ein feueriger Drache erscheinen, und etwas über unseren Köpfen verweilen, damit er uns warm mache; denn wir frieren sehr in diesen Wintermonaten. Wie gefährlich aber das Einschlafen in der Kälte sey, ist Jedermann bekannt, es kostet oft das Leben. Zwar haben wir vier Oefen mit glühenden Steinkohlen, aber da sie vor der Thüre stehen, und nicht im Hause, so heitzen sie ohne Vorliebe ganz Europa, und es kömmt wenig Wärme auf uns Frankfurter.

Möchte mir doch Einer erklären, warum die dramatischen Dichter den Verstand verlieren, so bald sie mit Tondichtern zusammentreffen. Oder wählen sich die Leztern, um gefährliche Nachbarschaft zu meiden, geflissentlich solche, die den Verstand schon verloren? Dann verrechnen sich aber die Herren stark. Für die meisten Menschen ist der Opern-Text das unentbehrliche Geländer woran sie sich lehnen, um in die Musik hinabzuhören. Ist dieses Geländer nicht haltbar, dann bekommen sie den Schwindel, das Ohr dreht sich mit ihnen im Kreise, und sie hören und verstehen nicht das Spiel der Musik. Die zu Abraham ist gut. Seyfried hat die rechte Art, alttestamentarische Geschichten zu betonen; die rabenschwarze Trauer der ägyptischen Völkerschaften, und ihre vierschrötige Lustigkeit, mag man sich ohngefähr so vorstellen.

Am 19. Dez. — 1. Die eifersüchtige Frau, Lustspiel in zwey Abtheilungen; 2. Die Verwandschaften, Lustspiel in fünf Abtheilungen, beyde von Kotzebue; 3. der Zänker, Schauspiel in einem Aufzuge, nach Bruis und Palaprat, frei bearbeitet, von Vielen.

Sieben Akte hinter einander, werden sehr selten auf unserer Bühne gegeben, acht aber wurden es noch niemals; dieses geschah gestern zum Erstenmale. Die eifersüchtige Frau und die Verwandschaften sind alte bekannte Stücke, besonders das Erstere wissen wir besser als das Ein mal Eins auswendig. Es ist wie Sauerkraut, das in unserer bürgerlichen Haushaltung jede Woche wenigstens Einmal auf den Tisch kömmt. Ich brauche daher blos von dem lezten Stücke zu reden, welches neu ist. Es ist dieses ohnedem meine Pflicht; denn das Schauspiel ist mein Pathchen, es kam ohne Namen auf die Bühne, und erhielt ihn erst von mir. Meine einheimischen Leser müßen mir aber erlauben, daß ich zuvörderst über den Inhalt des Stückes, der ihnen selbst schon bekannt ist, wegen der fremden Leser spreche. Wenn ich diesen den nöthigen Elementar-Unterricht gegeben, und ihnen das Abc der Geschichte beygebracht haben werde, gedenke ich über den Werth des Stückes einige Worte zu sagen. Es ist gesagt worden, es sey nach Bruis und Palaprat bearbeitet, nicht etwa als wäre der Zänker eine Uebersetzung des *Grondeur* jener beyden Dichter; das deutsche Schauspiel ist ganz Original (ob zwar auch darin gezankt wird) und hat von dem Französischen nichts entlehnt als die Lehre der Freundschaft, um sie weiter und schöner auszubilden. Wenn dort sich zwey Freunde vereinigt hatten, gemeinschaftlich ein Schauspiel zu schreiben, so haben sich hier einige hundert Freunde verbunden, mit vereinten Kräften ein dramatisches Kunstwerk darzustellen. Die Handlung ist folgende.

Eine Schauspielerin und eine gute, so beliebt in der Welt als auf der Bühne, war seit zehen Jahren mit einem Manne verheirathet, der ihr als Jüngling sein Vermögen, seinen Stand und seine Glükshoffnungen aufgeopfert hatte. Einer vornehmen Familie zugehörend, die, nach den herrschenden Sitten, die Ver-

bindung mit einer Schauspielerin für keine ehrenvolle ansah, ließ er sich enterben, und entsagte dem Range, der ihm offen stand, um seiner Neigung zu folgen. Seine Frau mochte die Künste der Gefallsucht schätzen lernen, wodurch sie eine so heftige, alle Schranken durchbrechende Leidenschaft zu bewirken verstanden, und die Waffen-Uebung fortsetzen, die ihr den Sieg verschaffte. So — sagt man — habe ihr Betragen, das liebloser gegen ihren Mann als gegen die Welt gewesen, jenen nach und nach in die tiefe Schwermuth gestürzt, woran er seit mehreren Jahren leidet, und die endlich, da vor einigen Wochen seine Frau eine Scheidungsklage gegen ihn anbrachte, in einen Versuch der Verzweiflung ausbrach. Man fand und schalt es undankbar, daß ein Weib seinen Gatten, der ihm alles, seinen Wohlstand, die Zuneigung seiner Anverwandten, seine Ruhe, seine Kraft und selbst seine Liebenswürdigkeit aufgeopfert, verlassen wolle, nachdem es ihn hülflos gemacht. Man meynte: die Rechte der Kunst zu achten, das vergüte nicht die Beleidigung der Rechte der Natur — und man murrte. Aber die handelnde Jugend, die sich mit Worten und stillem Tadel selten begnügt, nahm sich vor über die angeschuldigte Schauspielerin ein öffentliches Sittengericht zu halten, sobald sie wieder auftreten würde. Die Theater-Direction erfuhr die Verabredung; aber der Sporteln froh, welche die Gerichts-Handlung einzubringen versprach, (es ließ sich erwarten, das Haus würde voll werden) ließ sie es geschehen, daß jene Schauspielerin spielte, und war sogar unbedacht genug, die Wahl eines Stückes (der eifersüchtigen Frau) nicht zu verhindern, welches auf die Lage der Dinge viele Anspielung gab, und die Erbitterung vermehren mußte. Sobald daher die Schauspielerin auftrat, erhob sich ein Lärmen, ein Pfeiffen, Zischen, Pochen und Schreyen, wie es hier noch nie erhört worden. Die Mißhandelte redete die Zuschauer an, und berief sich mit einer Ruhe, die der höchsten Schuld und der höchsten Unschuld gleich eigen ist, auf die Reinheit ihres Gewissens. Endlich gelang es einigen Gegen-Schreiern, welchen die Ruhe jeden Preiß werth war, den Aufruhr zu beschwichtigen, und das Stük wurde zu Ende gespielt. Die gewarnte Polizey hatte ihre Aufseher zahlreich im Hause vertheilt; man muß aber dieß

mal ihre Klugheit und ihr schikliches Gefühl loben. Sie wollte durch ihre Gegenwart wahrscheinlich nur thätliche Aeußerungen verhüten, den mündlichen Aeußerungen des Unwillens aber, ließ sie ungestörten Gang. Am andern Tage machte die Theater-Direction bekannt, die gerichtete Schauspielerin würde nicht wieder auftreten, da sie „durch die gestrigen Vorfälle im Schauspielhause sich überzeugt zu haben glaubt, daß man ihren Leistungen auf der hiesigen Bühne die frühere Theilnahme versagt."

In Bezug auf den erzählten Vorfall, der, wie alles Geschehene, unabänderlich bleibt, wäre es eigentlich ohne anwendbaren Nutzen, über die Ziemlichkeit oder Unziemlichkeit jenes öffentlichen Sittengerichtes abzuurtheilen. Aber die Menge hat ihre Macht kennen gelernt, und sie könnte wohl geneigt seyn, bey einem künftigen ähnlichen Falle auf eine ähnliche Art zu verfahren, und darum ist es nöthig zu untersuchen, ob die befolgte Handlungsweise zu loben, oder zu tadeln sey. Es ehrt gewiß die Jugend, daß sie die Vertheidigung der Sittlichkeit übernahm, aber heißt es die Macht der Sittlichkeit ehren, wenn man zu ihrem Schutze eine solche Vertheidigung für nöthig hält? War jene sittenrichterliche Handlung, nicht etwa bloßer Muthwille, sondern Ausbruch eines wahren Gefühls, dann darf man freylich nicht fragen, ob recht gehandelt worden; denn das Gefühl hat immer Recht, aber es muß gefragt werden, ob das Gefühl ein Recht hat sich da zu äußern, wo nur der Ueberlegung das Wort gebührt. Man hätte bedenken sollen, daß, da jedes angeschuldigte Weib auch schuldig ist, weil es den Schein der Tugend so sehr zu hüten hat als die Tugend selbst, darum Schuld mit Anschuldigung leicht verwechselt werden könne. Man hätte bedenken sollen, daß, da die verderbte leichtsinnige Welt übereingekommen ist, an dem Vergehen, welches man jener Schauspielerin vorwarf, nicht die Art, sondern die Größe des Vergehens zu bestrafen, es leicht seyn könne, daß nicht die Angeklagte, sondern das alles vergrößerende Gerücht, das Maas der Bewilligung überschritten habe. Man hätte bedenken sollen, daß, wenn jene Schauspielerin viele Freunde gehabt hätte, statt wenige, es jenen gelungen wäre, das Mißfallen mit ihrem Beyfalle zu übertäuben,

täuben, und daß man sie so dafür bestrafte, daß sie nicht schuldig genug war, um ihre Unschuld darzuthun. Freylich kann man auch erwiedern: es giebt Vergehen, welche die öffentliche Meynung rächen muß, weil sie das Gesez nicht erreichen kann — wo der Schuz der Staatsmacht endet, beginnt die Selbst-Vertheidigung — wo das Leben eines Künstlers anfängt öffentlich zu werden, da fällt es mit seiner Kunst zusammen, und wird wie diese, Gegenstand des Urtheils — es ist eine Kränkung der ganzen Genossenschaft der Schauspieler, wenn man ihren Mitgliedern das Vorrecht gewährte, die Sitten ungestraft zu beleidigen und dergleichen mehr. Verlangt man aber, ich solle kurz und bündig sagen, was ich von der Sache denke, so erwiedre ich folgendes. Wenn jene Schauspielerin alles das begangen, dessen man sie beschuldigt, so ist ihr recht geschehen, und die Verseher des Sittenrichter-Amtes sind nicht zu tadeln; ich aber — möchte kein Scharfrichter auch an Missethätern werden, die ihre Strafe voll verdient hätten.

VI.

Unvollständiges Verzeichnis der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Drukfehler.

Wenn ich nicht die Feldschützen fürchtete (denn auch die Wiz-Jagd hat ihre Hägezeit), oder wenn ich ein belletristischer Greco wäre, der falsche Wortspiele triebe, so würde ich ohne Umstände sagen: „Der geneigte Leser wolle die im zweyten Hefte der Wage vorkommenden Drukfehler, wegen der Entfernung des Verfassers vom Drukorte entschuldigen; seine Entfernung vom Drukorte aber bedarf keiner Entschuldigung, denn er wohnt im Drukorte.“ Aber ich mag diese ungeschikte Volte nicht schlagen, sondern ich will die Fehler ganz einfach tadeln und bessern, und zwar dieses und jenes, — ungleich den Hofpredigern und Großen — nur die großen. Seitdem Faust die Drukfehler erfunden hat, ist diese schöne Kunst sehr vervollkommnet worden. In gleichem Verhältniße, als die Größe der Bücher abgenommen hat, ist die Menge der Drukfeh-

ler angewachsen; man findet deren in Folianten weniger als in Almanachen. Die eigentlichen Sprachfehler sind von keiner Bedeutung, sie nützen vielmehr der Jugend als negative Belehrung. Die Sinnentstellenden Fehler werden von den Schriftstellern mehr gefürchtet als von den Lesern, welchen es auf eine Sinnlosigkeit mehr nicht ankömmt. Aber von großer und oft angenehmer Wichtigkeit sind die Sinnverstellenden Drukfehler, und auf diesen typographischen Maskenbällen begeben sich die artigsten Verwechselungen. Z. B. Kuchenfreund statt Tugendfreund, Mädchen statt Mährchen und dergleichen andere, wie sie Göthe in einer Abhandlung über „Hör- Schreib- und Drukfehler" (Kunst und Alterthum, 2ten Bandes 2tes Heft) herzählt. Dort sagt Göthe: „... Ist man nun beym Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht „schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts „Ungereimtes sagen will noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer? Da nun die „werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen „hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die, sowohl „in schönem, prächtigen Druk als, was noch mehr werth ist, in „einem fehlerfreyen, Ehre und Freude setzen; so wäre doch wohl „der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem solchen Uebel durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Drukkundigen entgegen arbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung, „von dem Ganzen der laufenden Literatur, oder ihren Theilen „ununterbrochene Kenntniß behalten, sich die Mühe nehmen wollten, bey jedem Werke nach den Drukfehlern zu sehen, und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meisten incorrecten Bücher „hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Gefühl der „Drukherren beleben; diese würden gegen ihre Correctoren strenger seyn; die Correctoren hielten sich wieder an die Verfasser, „wegen undeutlicher Manuscripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die

„neuerlich in Deutschland angestellten Censoren, „denen als litterarisch gebildeten Männern ein sol„ches Unwesen nothwendig auffallen muß, wenn „sie, wie das Gesez erlaubt, Aushängebogen cen„siren, die Drukherren auch von ihrer Seite unabläs„sig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schnel„ler gefördert werden. Denn wirft man die Frage auf: „warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, „ja oft übereilt gedrukt werden, weniger Drukfehler vorkommen, „als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf „man wohl darauf erwiedern: eben deßhalb, weil zu tagtäglichen „Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bey „langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer „noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sey, wenn das Ue„bel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung „vorbereitet. Mögen einsichtige Drukherrn über diese, sie so nahe „angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern „sich selbst aussprechen, und was zur Förderung der guten Sache „wünschenswerth sey, ihrer nähern Einsicht gemäß, die wirksam„sten Aufschlüsse geben." Was sich doch ein rechtlicher Mann wie Göthe alles erlauben darf! Wir andern verdächtigen Spizbuben hätten nicht den Rath geben dürfen, die Censoren zu Staats-Correctoren zu machen, noch auch äußern dürfen, daß Censoren als solche, litterarisch gebildete Männer wären; man hätte beydes für Satyre gehalten. Aber Göthe's Vorschlag ist gut, nur müßte er weiter ausgedehnt werden. Ohnedieß kann man der Polizey nicht Beschäftigung genug geben; denn Müssiggang ist aller Laster Anfang. Die Censoren hätten nicht blos auf die Fehler der Druckerey, sondern auch auf die grammatikalischen und stylistischen der Schriftsteller ein wachsames Auge zu haben. Gegen alle neologisch-grammatikalischen Umtriebe, wie die neuern, deren sich Jean Paul schuldig gemacht hat, hätten sie kräftig einzuschreiten. Staats-Correctur-Häuser wären zu errichten. In Mainz müßte eine typographische Zentral-Untersuchungscommission für ganz Deutschland unaufhebbar sitzen — und zwar aus keinem andern Grunde in Mainz, als weil von dort die

Buchdruckerkunst ausgegangen ist. Diese stereotype Commission hätte alle fünfzig Jahre über ihre Arbeiten an die Akademie der Wissenschaft in Wien oder Berlin zu berichten, was sie zu berichten hat; hat sie aber nichts zu berichten, nichts. Doch ich will mich eilen, die Drukfehler in der Wage zu verbessern, damit ich in kein Staats-Correctur-Haus abgeführt werde. Ich bitte um Aufmerksamkeit.

Seite 2. Zeile 13. muß es heißen nie statt mir. — S. 3. Z. 15. steht: tout le monde marchand ici; es sollte aber stehen: tout le monde est marchand ici. Der Setzer konnte wahrscheinlich nicht klug aus mir werden, ob ich ein guter oder ein schlechter Franzose sey. An der bezeichneten Stelle hält er mich für einen schlechten, weiter unten aber S. 8. Z. 15. läßt er mich wie einen ächten Pariser, Ick sagen statt Ich — S. 9. Z. 2. von unten, steht Flaylan, statt Flassan; so heißt der französische Schriftsteller, welcher eine Geschichte der französischen Diplomatie geschrieben hat. — S. 12. Z. 11. steht grune st. grunze, und eben dort Z. 12. maue st. miaue. Der Setzer sollte die Sprache der Hausthiere besser kennen. — S. 20. Z. 8. steht Kreuzwägen, st. Kreuzwegen. Postwägen kann man freylich Kreuzwägen nennen, weil das Kreuz ein Sinnbild des Leidens ist; aber ich na... es nicht in diesem Verstande. — S. 22. Z. 5. steht hatte für halte. — S. 23. Z. 4. muß es heißen jambon (Schinken) st. Jean bon. Der kennt die Qualen des Tantalus nicht, der den Schmerz nicht kennt, den ein Spaßvogel empfindet, wenn ihm ein grausamer Setzer einen Spaß ausrupft. Auf der nämlichen Seite Z. 15. steht Tühler-Logen, st. Tochter-Logen. — S. 25. und folgende, wurde st. Grillparzer, immer Grillparzor gesezt. Ich habe um so größern Verdacht, daß diese Vorliebe zum o, eine spanisch-italiänische Tendenz, und irgend einen geheimen Tübinger Freiheitsvertrag zum Grunde habe, da auch S. 60. Z. 8. Meißonisch steht, st. Meißenisch. — S. 28. Z. 16. von unten, steht umgrimter st. umgrünter. Umgrimmte Lorberhaine ist zwar schön gesagt; mancher Dichter geht um den Lorberhain herum, und ist grimmig, daß er nicht hinein darf. — S. 29. Z. 11. muß es heißen West st. Weß. — S. 30. Z. 11. steht verlogenen st. verlegenen; Lügen kann man in keinem Conjugations-Falle mit Theater-Direktionen verbinden. — S. 31. Z. 17. v. unten steht brauche st. braucht. S. 37. Z. 14. steht Ecken st. Erde. — S. 40. Z. 8. steht ein Fehler, über den ich heftig erschrak. Die Worte: „Das Volk ist nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun,“ stehen im Texte, und es sieht aus, als hätte ich sie gesagt. Aber solche gottlose Reden sind mir ein Gräuel. Es ist ein Vers aus dem angezeigten Trauerspiele, den der Dichter zu verantworten hat. Er hätte in der Buchdrucker Sprache, Petit gesezt werden sollen, wie die übrigen Verse. Solche carbonarischen Redensarten können nicht klein und unleserlich genug gedrukt werden. — S. 47. Z. 12. von unten, muß es heißen Sittenprunk st. Ritterprunk wie dort steht. — S. 54. Z. 13. steht Theater-Bären. Theater-Bär ist gut gesagt, aber ich mag mich nicht mit fremden Federn schmücken; ich sprach blos vom Theater-Lärm. — S. 60. lezte Zeile unten, steht Ofen st. Osten. — — — Man hat Beyspiele, daß eingefangene Diebe während dem Verhöre, ihrem Richter den Beutel aus der Tasche gezogen haben, und daß unter der Predigt solche Verbrechen begangen worden sind, gegen welche der Prediger eben eiferte. Vielleicht werden also auch in dieser Drukfehlerreinigung neue Fehler zum Vorschein kommen. Doch können wir zufrieden seyn, wenn die Arzeney nur so viel wirkt, daß sich die Krankheit nach aussen, auf unedlere Theile des Körpers wirft.

issten
e der
erich
will
it ich
bitt

steht:
rchand
ch ein
mich
ernen
la
Ge
stelt
eyer
euy
new
richt
nus
ans
net,
hen
iels
abe
lni

Inhalt

Seite.

Die Wage

Eine Zeitschrift für Bürgerleben Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Börne.

Zweiter Band.

Viertes Heft.

Tübingen, 1821.

bei Heinrich Laupp.

Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von wenigstens 24 Bogen, beträgt 5 fl. Im Auslande wird sie durch die Fürstlich-Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptspedition übernommen hat, und durch die Hermann'sche Buchhandlung daselbst und die Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Bestellungen im Johanniterhof auf der Fahrgasse, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgasse, Lit. G. No. 49. angenommen.

I.

Der ewige Jude.

Deutsche wie Affen, wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe sie zuknacken. Sie spielen so lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber sie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indessen haben sie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen sie auf den Kern. Dieser Kern ist das Leben, und die Schale das Buch. Man ist den Deutschen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geschälte Nuß giebt, sie lieben das Krachen. Ist die Holzschale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann sind sie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch sind sie am meisten lüstern, sie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That schon lang, und freuen sich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer sie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, sondern schreibe, und wer seines Erfolgs gewißer seyn will, der rezensire. Aus diesem Grunde habe ich einige Ansichten über die verwetterte Judensache, in Form einer Rezension eingekleidet, diese aber darum der ewige Jude überschrieben, weil ich tausendmal in meinem Leben, zu diesem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort Jude, der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder Lust und jeder Verdrüßlichkeit. Stellt ein jüdischer Handelsmann seine Zahlungen ein, so machen die Gerichte bekannt: Die jüdische Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingestellt. Ist ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdischer Nation, Advokat jüdischer Nation. Stiehlt ein Jude und man frägt nach dem Diebe, so heißt es: ein Jude war's. Zeichnet sich ein Jude

durch Art und Bildung aus, dann sagen die Spötter: *er bleibt doch ein Jude*, und die Gutgesinnten sprechen: er mache *seiner Nation* große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und bestellt sich einen Rok, so bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Isaac, habe sich ein ähnliches Kleid machen lassen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, so erzählt ihr der Gärtner, Frau Esther habe ihm vor einigen Tagen einen Rosenstok abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigene gedrukte Judengassen für jene Aus- und Einziehenden, und schwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdischen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den christlichen. Kömmt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile sind, und gar nicht an Juden denken, sezt man sich dort an eine Wirthstafel, und ein Reisender aus Frankfurt sizt unter den Gästen, so kann man wetten, daß noch ehe das Rindfleisch kömmt, der Frankfurter ein lebhaftes Gespräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, diese Narrheit schon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde sich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächlend, tadelnd oder bemitleidend, wie ich, auszurufen: *Der ewige Jude!*

Das Buch, hinter das ich mich stecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen dessen Theilen, aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. *Ludolf Holst*. Mainz, 1821. Bey Florian Kupferberg (459 Seiten.)

Der Verfasser sagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutschen Litteratur ein *klassisches* Werk geliefert zu haben. Dieses uneigennützige Geständniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer solchen Aeußerung, das *Bureau der deutschen Klassiker* in Carlsruhe nicht säumen werde, sein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt versichere, daß die Schrift seines Verlages durchaus nicht klassisch sey, und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder

Vertheidiger der unterdrükten Schwäche müßte wünschen, jenes gegen die Juden feindlich gesinnte Werk wäre in der Form eines saubern, mit Kupfern geziertes Taschenbuches Gegen Liebe und Freundschaft, auf das Jahr 1821 erschienen, damit es christlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn diese hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eigenen gesezgebenden Männer günstiger zu stimmen gesucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige sich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche sie hier und dort die Gute nennen, die Schrift des Hrn. Dr. Holst zu lesen; aber so, daß sie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos spielend, die Gänseblümchen darauf pflücken. Der Verfasser hat sein staatswissenschaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börsenhalle, zu einem Handelsschiffe, einem philosophischen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er sich und seinen Freunden ein Lustfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobey alle die Verwirrung herrscht, die wir früher am Landsturme, da er sich erst versuchte, gesehen haben. Der Vordermann stößt dem Hintermanne ins Gesicht, der Hintermann schießt den Vordermann todt. Es ist dieses im wörtlichsten Sinne wahr; ein Paragraph stößt dem andern an den Kopf, und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen, im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonieen, haben aber so ausgedehnte Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfasser sich aus dem freyen Felde zurükzieht; begiebt er sich hinter die Schanze seiner Unverständlichkeit und ist gedekt. Man kann die Festung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Wassergraben umgiebt das Werk; man kann sie nicht aushungern, denn sie hat sich mit dem ganzen Talmud verproviantirt. Der Verfasser ist ein rechtgläubiger Kameralist aus der baufälligen Schule des v. Justi; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine

schwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Christen seyn müßten, ist ihm die höchste Staatsweisheit. Wenn Geistlosigkeit aus Lieblosigkeit entspringt, dann verzeihe sie wer da wolle, meine Milde reicht nicht so weit.

Der Judenhaß ist einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unsrer Freyheit verpesten. Man sieht die hoffnungsvollsten Freunde des Vaterlandes, mit bleichen Gesichtern krank umherwandeln. Der deutsche Geist wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutsche Gemüth keucht in feuchten Marschländern. In unserem Herzen ist holländische Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es so ist; denn nicht der Geist, das Herz macht frey. Jener Haß gegen Juden ist auch der Wezstein, an dem jeder stumpfe Sinn sich scharf zu schleifen, und jeder scharfe sich abzuziehen gesucht; aber der Stein ist zu hart, die scharfen Geister haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen sie nicht auszuwetzen vermocht. In diesem Streite der Meynungen wird wie immer, die Zeit siegen — und die Liebe behält immer Recht, denn sie allein ist unsterblich.

Die Schrift des Hrn. Dr. Holst ist eine Sammlung aller Ansichten, mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmuz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesezt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einmal einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann ohne den mächtigen Trieb, mit welchem selbstgeschaffene Vorstellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des leztern darf man sich freuen; es ist gut, daß endlich die deutsche Wissenschaft sich so eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geistlos seyn kann, ohne zugleich sittenlos zu seyn. Eigentlich verstehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianischen Philosophie des Verfassers zu begegnen hat. Alle seine Reden sind kantirt — ich meyne nicht candirt (überzuckert), sondern in Art und Weise des Kant, wobey die reine Vernunft so lange kritisirt wird, bis ihr kein weisser Faden mehr bleibt. Da-

her, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Hrn. Dr. Holst im Zusammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in seinem Hause gar nicht zu recht finden, und werde darum nur bald an diese bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, sollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verstanden, so verspreche ich gleich jezt, ihm darin nicht zu widersprechen.

Sein Buch ist eigentlich kein practisches, sondern ein metaphysisches Hep Hep; denn die Deutschen pflanzen ihre Grundsätze lieber durch Saamen als durch Sezlinge fort. Die Schrift ist eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt, keinen andern verwundet der Verfasser als sich allein. Er theilt die Welt in zwey Theile, und nennt den Einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum ist ihm das feste Land, woraus Blumen und Kräuter sprießen, Vögel singen, Quellen murmeln, und harmlose Schäfer schuldlose Tage leben. Das Judenthum aber erscheint seinem schwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Hayfische rauben und heuchlerische Krokodille betrügen. Es ist ihm eine Kloacke voll stinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht als seiner Sache gut ist; denn der unterirrdische Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geschaffen, sie wurden ihm zugeführt. Der Verfasser spricht wie alle seine Vorgänger im Verfolgungs-Amte. Er sagt: Haß, Neid, Geiz, Habsucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottlosigkeit und alle übrigen Laster wohnen den Juden bey. Freylich gäbe es auch edle Menschen unter ihnen, allein diese wären nicht als Juden anzusehen, sondern gleichsam als Christen. Auch sey nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menschlichen Geistes und Herzens auch unter den Christen anzutreffen wären, aber solche verworfene Menschen wären keine Christen, sie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch so sprechen? Sie könnten sagen: „Habsucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldsamkeit und die andern ungenannten Laster haften auf den Christen. Es giebt wohl einige, die davon frey sind, das sind aber edle jüdische Seelen, und nicht als Christen anzusehen. Auch

unter uns giebt es Taugenichtse, allein solche Ruchlosen verdienen den Namen Juden gar nicht, sie sind Christen." Nun, wenn das nicht toll ist, so sperrt euere Narrenhäuser weit auf, und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß sie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftsteller werden. Wenn es euch Freude macht, so theilt immerhin die Menschen in Schaafe und Böcke ein, und stellt die Einen rechts, die Andern links; wenn Ihr aber erklärt: alle die rechts stehen, sind Schaafe, und die links stehen, Böcke — so ist das ja entsezlich gottlos, und Ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menschen mit Euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird untersucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in besonderer Beziehung auf Judenthum." Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm gelungen ist, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrscht, sehr anschaulich zu machen. Seine Gedanken spielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhascht, so werden sogleich dieser die Augen verbunden, und sie tappt eben so unwissend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekömmt den Schwindel vom Zusehen. Mein schwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffassen können. Vormals durften sich die Juden keiner Pferde zum reiten bedienen; wollten sie einen Degen tragen, so mußte es an der rechten Seite geschehen; wollte ein reicher Jude mit vieren fahren, so sollten die Pferde hintereinander gespannt werden; bey Krankheiten mußten sie in den Lazarethen die von Christen zubereiteten Speißen genießen, so groß auch ihr Gräuel vor denselben seyn mochte; bey Lebzeiten des Vaters durfte der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobey es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt — einzuschlafen. (Dieses vortrefliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoral-Opiums zu verhindern, sollte die medizinische Polizey auch gegen Christen anwenden!) führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Aussage, dessen Namen und Wohnort er nicht wußte, so mußten alle Juden des Orts demselben im Ge-

fängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der vornehmste in jeder Judengemeinde dreymal im Jahre an den Kirchthüren eine Maulschelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen besondern Leichen-Zoll erlegen; (den Griechen nachgeahmte Sitte — auch Charon erhielt ein Führgeld; doch mit dem Unterschiede, daß bey den Griechen das Geld den Todten, bey den Christen aber den lebendigen Schazmeistern in den Mund gestekt wurde!) getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften, wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Christ Acceptant war, solchen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozesses fand schon dann statt, wenn ein Christ einen andern einen Juden hieß, (unter solchen Umständen war wenigstens dieses Gesez weise). Der edle Verfasser weißt mit gerührter Stimme auf diese guten alten Sitten zurük. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Christen und Juden daraus Trost schöpfen und entnehmen mögen, wie der Geist des Menschen vorschreite, troz der Verhaue der Dummheit, und wie sein Herz sich immer mehr veredle, troz des Beispiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben so lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude seines Glaubens wegen nicht Burgermeister werden konnte, als man es jezt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen seinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfasser selbst bemerkt, (ob er zwar den Saz auf seine Art anwendet) „es steht von „unserm sogenannten (ja wohl!) aufgeklärten Zeitalter zu „befürchten, daß, wenn nach einigen tausend Jahren auf dasselbe zurükgesehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit „war man damals in viel und manchen Dingen zurük, wie „äusserst finster sah es noch in den mehrsten Köpfen damals aus.“ Nach einigen tausend Jahren? Herr Dr. Holst hat große Geduld! Was mich betrift, so hoffe ich, es noch zu erleben, daß man selbst in keiner deutsch-englischen Colonial-Stadt ein aufrührisches oder albernes Buch gegen die Juden wird schreiben

dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfasser, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollständiges Conversations-Lexicon aller gangbaren Spizbübereyen ansieht, begnügt sich damit nicht, und spricht von neuentdekten Betrügereyen, welche die Juden ausüben könnten, wenn sie wollten. Was, frägt er, würde daraus entstanden seyn, wenn man die Juden mit den Christen völlig gleichgestellt hätte? Grosser geometrischer Jammer, antwortet er. „Ein jüdischer Bauer „z. B. würde zu seinem christlichen Nachbarn gesagt haben: mein „Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte sind „sie sich beweißlich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen „lang, und 600 breit, der Meinige enthält in der Breite 25 „Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 „mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird „mit 4375 Quadratfuß betrogen." Der Verfasser, wie man sieht, ist ein guter Feldmesser, und wäre bey Verfertigungen von Katastern und bey Friedensschlüssen gut zu gebrauchen, er versteht sich auf Länge und Breite der Dinge besser, als auf ihre Tiefe.

Der erste Abschnitt enthält eine „allgemeine Uebersicht der in den leztverflossenen Zeiten so zahlreich erschienenen Schriften für's Judenthum, besonders in Hinsicht derer, die von jüdischen Autoren abgefaßt worden." Herr Dr. Holst kömmt niemals in Verlegenheit. Wenn Christen für Juden geschrieben; so sagt er: es wären unstreitig verkappte Juden gewesen; sind aber die Schriftsteller Juden, dann sagt er, sie gehörten zur rohesten Klasse von Menschen, und spricht von ihrer zügellosen Kühnheit und beyspiellosen Frechheit. Man muß gestehen, daß es närrische Käuze in der Welt giebt. Hr. Dr. Holst will die Juden todt schlagen, und wenn sie sich zur Wehre setzen, wendet er sich zum Kreise seiner Zuschauer, und spricht: Da sehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beyspiellos frech nenne; sie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch so wenig den Kopf abschlage, und muksen! Die Einwendungen, welche der Verfasser gegen die erwähnten Judenschriften macht, kann ich nicht beurtheilen; denn ich habe nur wenige

der sowohl für als gegen Juden erschienenen Schriften gelesen. Ich habe sie nicht gelesen, weil ich es eben so lächerlich fand, den Beweis, daß zwey Mal zwey vier ist, dikbäuchig führen, als das Gegentheil beweisen zu wollen — beydes machte mir Langeweile. Es geschieht auch meiner Abhandlung „für die Juden," die in den Zeitschwingen steht, Erwähnung. Ich besitze zwar in diesem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber versichern, daß die mitgetheilten Auszüge entstellt sind. Ich soll gesagt haben: „Der Streit gegen die Juden, und der Streit „gegen den Adel geht aus einer und derselben Quelle hervor, „nämlich: eine vermeinte Aristokratie zu bekämpfen, die in Geld- „vorzügen und Geburtsvorzügen liegen soll." Und an einer andern Stelle: „Da die produzirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt; so mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen." In beyden Sätzen ist weder Sinn noch Ausdruk der Meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft gesprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Physiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klasse gesprochen, so konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da sie ja in einem so hohen Grade thätig sind, daß man ihnen diese Rührigkeit sogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur solche Arbeiten productiv, bey deren Verrichtung man schwizt, so will ich, was ich leicht könnte, diese poröse Ansicht jezt nicht bestreiten; sondern ich bemerke, daß die Juden allerdings stark transpiriren, theils weil sie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den psychischen Einfluß der Furcht und Freude beym Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen sich rühmen, im kritischen December vorigen Jahrs mehr geschwizt zu haben, als die meisten Christen selbst in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Aristokratie gesprochen haben. Die Handels-Aristokratie der Juden ist so wenig vermeint als die Geburts-Aristokratie des Adels, sie sind beyde wirklich vorhanden. Jene aber ist kein Vorrecht der Juden, sondern ein Zwang, da man sie gewaltsam abhält, andere Gewerbszweige

zu ergreifen. Die Aristokratie des Adels aber ist fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieser verhält sich zum Bürgerstande, wie die christliche Welt zur jüdischen. Beyde gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beyde wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten, und uns Philister im Kothe zu gehen nöthigen — eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeschmakt ist, als es ist: sie gelassen dulden.

Es ist komisch genug, zu sehen, wie Schriftsteller, welche gegen Juden eifern, nachdem sie sich schwindelnd hoch verstiegen, und zu beweisen gesucht, daß Sonne, Mond und Sterne bey der grossen Judensache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln, und in einem schmutzigen Sakgäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wechsel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Bestimmung des Menschen, von Theokratie, von Sittlichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Judenthum ein athmosphärisches Gift sey, welches die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin zu bemerken, die Luft sey doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht blos für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdisches Interesse zu vertheidigen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Ekhäuser; in den mit doppelten Ausgängen versehenen Häusern sollen sie an der einen Thüre handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieser Thüre sollen sie mit dieser Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und so wird der dicke Klotz des Unverstandes, in tausend Schwefelhölzer zerspalten. Die Theorie des Hrn. Dr. Holst ist etwas besser, als diese meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hansestädten. Er meynt, diese hätten ihre eigene Natur, und es sey Unsinn, zu denken, daß in den Bundesstaaten über die künftige Stellung der Juden eine

allgemeine Norm werde angenommen werden. Hr. Dr. Holst kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesversammlung ist gewohnt, alles reiflich zu überlegen, und was sie auch wegen der Juden beschliessen möge, sie wird sich nicht übereilen, und hanseatischer Weisheit die Zeit lassen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der bescheidenen Vermuthung geschrieben, daß es keiner lesen werde; denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfasser sich selbst so nahe treten, das Folgende zu äußern. Es ist nämlich die Rede von der grausamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grausamkeiten. (Ist nur allein der Körper verwundbar, und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, frägt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden selbst; denn aus dem Judenthume ist ja das alte blutige Christenthum entsprungen. Ich will seine eigenen Worte anführen: In der Zukunft „wird redend und auf eine unwiderlegliche Weise dargethan „werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entstanden sind, daß, dem Sinn und Geist des Stifters der christlichen „Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen, und unglüklicher Weise, in jener finstern Zeit, auf Christenthum eingeimpft worden; so daß alle jene Gräuel ursprünglich „dem Judenthum einzig und allein zur Last fallen.“ Das ist „ein wichtiges Geständniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß ist dieses Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerrissen werden. Der Verfasser weiß selbst nicht, welch' ein herrliches Wort er gesprochen; wie ein Kind findet er an der Muschelschale Wohlgefallen, und die Perle darin wirft er weg!

Der zweyte Abschnitt betrachtet das Judenthum in religiöser Hinsicht. Auch in dem, zum Theil anerkannt Wahren, was der Verfasser hierüber sagt, redet er gegen seine eigenen Zwecke. Denn indem er von der mosaischen Theokratie und von den Rabbinischen Dogmen spricht, zeigt er, daß die Juden so wie sie sind, haben werden müssen, und

daß bey nun versiegter Quelle nur noch ein stehendes Wasser lästig sey, das man austroknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne stritten, wer mächtiger sey. Da versuchte der Sturmwind einem Wandrer den Mantel zu entreißen — vergebens, je heftiger er wüthete, je fester hüllte sich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wandrer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seyd Ihr, und die Sonne — hat jezt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abschnitte wird das „Judenthum in moralischer Hinsicht sowohl in als ausser dessen Heimath" betrachtet. Der Verfasser behauptet, die Juden wären schon im Lande Canaan Spizbuben gewesen. Haben sie etwa die dort fließende Milch gewässert, den dort fließenden Honig nach falschem Maaße verkauft? Nein, der Verfasser beweißt nichts; er zeigt blos, auf welche Weise die Juden im gelobten Lande haben Betrüger seyn können, wie sie die dortigen Landesgesetze haben umgehen können, und geht dabey eben so sinnreich zu Werke, wie früher bey der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur seines logischen Zirkels. Er bezieht alle Lasterhaftigkeit nicht auf den Wandel, sondern auf den Handel des Menschen; die Börsenhalle ist ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum spricht er auch nur vom Hausiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hausiren ein Laster seyn soll, den Christen pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuser besitzen, und an manchen Orten gar nicht besitzen dürfen, so bleibt ihnen nichts anders übrig, als in fremden Häusern häuslich zu seyn. Was aber der Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrift, so glaube ich nicht, daß die christlichen Kaufleute besser sind als die jüdischen. Auch sie sind Egoisten; man muß sie nur nicht nach ihrem Epistolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie schreiben zwar: „Ew. Edelgeboren

geehrtes vom 13. habe empfangen" — „Sehr schönen geräuchten Lachs und frische Austern habe erhalten," und lassen dabey das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menschlichen Herzens wissen recht gut, daß der Egoismus in den aller Zeiten Zeitwort haben, verstekt ist. Der Verfasser zeigt sich als liebender Vater, indem er dafür sorgt, daß nach seinem Tode kein einziger Jude dem Erbhasse seiner Kinder entzogen werde. Darum beschließt er testamentarisch, daß ein Jude, selbst wenn er Christ wird, immer noch ein Spizbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spizbube werde. Das ist gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdisches Blut bedürfe zu seiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erst dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er sich mit einer christlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfasser schon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In sein väterliches Haus sey einst ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht! Ja, bey Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bey Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an" darauf habe der Jude einen Lotterie-Zettel aus der Tasche gezogen, und geschworen: das Haus sey ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen solle. Das war nun freilich eine unmenschliche Grausamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnst gefallen; aber der wahre und gute Christ kennt die Rache nicht, und verzeiht seinen Feinden.

In dem vierten Abschnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinsicht, in Rüksicht auf Künste und Wissenschaften behandelt, behauptet der Verfasser, die Juden hätten in keiner Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag seyn oder nicht seyn, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben, dann mögen die Rezensenten hep hep rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entschließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich rathen, allen Schreibgesellen in

Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabey gewönnen das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbst Mendelssohn wäre „nicht der vortrefliche Schriftsteller geworden, er hätte seinen Na„men nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Um„gang mit christlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller „Judenthum und Christenthum verschmolzen hätte. Wenige mö„gen hierüber so urtheilen können, als meine Individualität (mei„ne Individualität!) Der vor vielen Jahren gepflogener „wissenschaftlicher Umgang mit Reimarus ließ mich oft und „viel sehen: wie weit der Ideen-Umtausch zwischen diesen beyden „Männern statt fand; wie zutraulich Mendelssohn unserm Rei„marus Aufsätze zur Prüfung vorlegte, und mit welchen An„merkungen sie von diesem Manne begleitet worden sind." Da hört Ihr es mit euern eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: so oft der Verfasser einen Juden trift, von dem er gestehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Mensch sey, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Christenthums, scheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelssohn aus dem Umgange mit christlichen Gelehrten gewonnen, schmälert das seinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, sie wird erworben. Vielleicht ist Hr. Dr. Holst reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müßen; wir andern armen Teufel aber sind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufsätze Mendelssohns verbessert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbessern, wenn jener, um seine abweichenden Ansichten darzustellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf seine Denkweise von einem andern regeln lassen, muß er nicht mit seinen eigenen Gedanken denken? Daß Hr. Dr. Holst mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, ist wohl zu glauben. Reimarus benuzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geschrieben. Aber von diesem Manne konnte er seinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unversöhnlichste Todfeind aller Bedrückungen. Das Conversations-Lexicon sagt von ihm:

„Er war ein Feind jeder Zwangsordnung, wo irgend nur die „Freyheit, die innere oder äußere beschränkt wurde, da nahm er „sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getraidesperre, gegen öf„fentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und „Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er bil„ligte unter gewißen Bedingungen den Nachdruk), gegen medi„zinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das „Positive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht „von Staatswegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbe„gründeter Gottesverehrer, ließ er sich keinen dogmatischen Zwang „in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung „und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion. Die „Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre." Ein solcher Mann konnte unmöglich eine Krämerseele haben, welche Menschenrechte auf die Butterwaage legt, und mit einem solchen Manne sollte man nicht vergebens umgegangen seyn!

Den fünften Abschnitt überschreibt der Verfasser: „Judenthum im Geschäftsleben (in bürgerlicher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergiebige Quelle hinzusehen ist, woraus Judenthum sich einen immer höhern Vermögensstand, selbst Reichthümer zu verschaffen im Stande ist, und dadurch die Verhältnisse der Gesammttheile mehr und mehr zerrüttet." Schon an den Pulsschlägen dieser pochenden Ueberschrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfasser über diese Gegenstände sprach. Judenthum ist ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er schrekt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensstand — selbst Reichthümer! — und warum nicht so gut als wir? Er sagt: „man sagt nicht zuviel, wenn man den gesammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet," und geht dann mehrere Geschäftszweige durch, und zeigt, wie sie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die christlichen Handelsleute besser machen? Der Verfasser selbst bemerkt: „keine menschliche Weisheit ist je ver„mögend, je im Stande, Maßregeln zu ersinnen, sie mögen noch so „durchdacht und geprüft seyn, wie sie wollen, die dem Unfug des „Wuchers je Einhalt thun könnten; er geschehe mit Waaren oder

„mit Geld, noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen „sind, weil Juden dann die schlaue Politik ausüben, christliche „Häuser darin mit zu verwickeln, um von dieser „Seite Schuz finden zu können; denn, die Wahr„heit zu gestehen, es fehlt nicht an Blutsaugern hö„herer Classen, die gerne ihre Hände zum Wucher „hergeben.“ An einer andern Stelle äußert er: „Da, wo „ein christlicher Wucherer statt findet, der die moralischen Grund„sätze verläßt, in welchen er zum Unterschied des Judenthums „erzogen worden.. tritt ein solcher nie selbst auf, son„dern läßt einen Juden als Haupttheilnehmer das „Geschäft allein betreiben.“ Aus diesen wichtigen Geständnissen folgt: 1. daß es auch christliche Blutsauger giebt, die Wucher treiben; 2. daß der Wucher der Christen nicht bestraft wird, denn die Juden glauben sich geschüzt, wenn sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen; 3. daß Christen die Juden zur Theilnahme an Wuchergeschäften verleiten, weil sie sich nicht selbst herausstellen wollen; 4. und aus allem vorigen zusammengenommen, ergiebt sich, daß man nicht unterscheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinschaftliche Rechnung mit Christen getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Christen giebt. Herr Dr. Holst hat dieses alles so unwiderleglich bewiesen, daß ich begierig bin wie er sich bey seinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — diese Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, diese heraufgestiegene Furie der Habsucht, dieser leibliche Goldteufel — mir in der tiefsten Seele verhaßt ist, sie mag in der Gestalt eines Hebräers, eines Muselmannes oder eines Christen, mir entgegentreten. Aber ist diese Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Ist sie nicht die Stikluft, welche die ganze Handelswelt umdünstet, erhaltend zwar das Leben, weil es das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo sie abgesondert erscheint? Ihr murrt und sprecht, die Juden wären die Priester Merkurs, und stekten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann sind sie schlauer,

als

als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Priester, die Anbetung schaft den Götzen. Wirft euern Abgott um, zerstört seine Tempel — und die Fleischgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bey den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen; Ihr aber seyd Sklaven des Handels, und nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr sagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verschwistert, Verborgenes entdekt, das Entdekte herbeygeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu seyn, und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzustreichen, so ist euere Bescheidenheit zu loben. Aber brüstet Euch nicht mit erhabenen Gesinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo euch nichts bewegt, als niedrige Habsucht und gemeine Sinneslust. Mögen die Juden hassenswürdig seyn, aber euch kömmt es nicht zu, sie zu hassen. Euere Sache ist noch lange nicht so schlecht, als sie vertheidigt wird; denn es ist der verdiente Fluch leidenschaftlicher Verblendung, daß sie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Euere Sachwalter sprechen! Sie sagen nicht, man solle die Juden aus dem Lande stoßen, sie sagen es nicht; denn sie heucheln, sie wollen nur, daß man ihren Handel beschränke. Aber indem sie auf diese Weise an der Wohlfahrt vieler tausend Menschen die Zweige abschneiden, nachdem sie die Früchte geschüttelt, wollen sie auch den Stamm umhauen, und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, sollen Juden nicht mit völliger Freyheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an, und verschließt die Hausthüre, daß sie sich nicht retten — Ihr jagt sie in die Schlacht, und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß sie nicht umwenden können. Ist das menschlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Christen seyet, aber es ist doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr christliche Gesinnungen, die Ihr selbst nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuschvollen Mitte dieses Buches, im Hauptquartier des Judenhasses angekommen war, gedachte ich zu spotten, und dem Verfasser zu sagen: er möchte, so sehr auch sein Herz dabey bluten würde, einen Juden lebendig aufschlitzen, und

sich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen, ganz so gebildet und geordnet seyen, wie bey Christen, und dann solle er mir erklären, wo die Anweisung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menschen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu spitzen; die Wahrheit ist schon spiz genug. Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß seine Grundsätze nicht karrikirt werden können. Er geht mit den jüdischen Leibern nicht besser um als mit den jüdischen Seelen. Der sechste Abschnitt seines Buches betrachtet: „Judenthum in physischer Hinsicht." Eine schöne freywillige Beysteuer zu Frank's medizinischer Polizey! Er erschrikt gewaltig vor dem Anwachse jüdischer Bevölkerung, und schreibt sie dem häufigen Zwiebelessen der Juden zu. Er fährt vor Zorn aus der Haut, und nimmt gesellig die Juden mit in seine Kutsche, indem er ihnen die Haut über die Ohren zieht, um deren Krankheiten zu erläutern. Er sagt, sie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, so berührten sie doch „das Wasser kaum mit den Fingerspitzen" und dieses nennten sie ganz lächerlich „sich gewaschen haben." Nach seiner Meynung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäscherinnen ein, und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naschhaften Judenmädchens, so macht er, wie zierliche Redner sagen, aus der Mücke einen Elephanten, und behauptet, das saubere Mädchen habe die Elephantiasis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geschieht, behauptet er, es sey eine jüdische gewesen, und die Juden hätten alle die garstige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II., und der römische Diktator Sylla gestorben sind. Aus diesem Allem aber folgert er, man müße die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Besen wegkehren, und sie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultra's unserer Zeit, hat Aristokratensucht stark gefiebert, aber so heftig als der Verfasser hat noch keiner gerast. Er meynt, eine Judenhaut käme schon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der siebente Abschnitt betrachtet „Judenthum in hi-

storischer Hinsicht" und spricht von den Quellen der ältern und neuern jüdischen Geschichte. Dieses Kapitel giebt weder Stoff noch Lust zu Bemerkungen. Wo der Verfasser aufhört sich selbst zu parodiren, und die natürliche Art seines Geistes und Herzens hervortritt, wird er Meilen-langweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend hassen, oder eben so glühend die bürgerliche Freyheit lieben, um über die ganze Breite dieses Buches zu schwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfasser sagt, seine Litteratur-Sammlung von Judenschriften gehe schon jezt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine schöne Blumenlese von getrokneten Giftkräutern seyn!

Der achte Abschnitt betrachtet: (dieses häufige betrachtet, ist nicht mein Wort, der Verfasser gebraucht es, und mit Recht; denn er beweißt nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er sie eben — betrachtet) „Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Untersuchung, zugleich in politischer Hinsicht, aus einem staatswissenschaftlichen Standpuncte." Der Verfasser mustert darin seine martialischen Grundsätze, um zu sehen, ob keiner desertirt sey, und läßt sie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts geringeres im Sinne, als sich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine schöne Landkarte von allen den Wegen, auf welchen sie, zwar zu Fuße und daher langsam, aber sicher die Weltherrschaft zu erreichen suchen. Er sagt, die Juden hätten schon jezt eine große Menge Tagereisen zurükgelegt. Sie sprächen: „Wir Juden sind nicht mehr das, was wir vormals waren. In „dem damaligen Frankreich bekleideten wir öffentliche Aemter. „In verschiedenen Staaten sind wir zu Reichswürden und Eh„rentiteln gelangt, warum sollten wir denn auch nicht „Siz und Stimme im Senat freyer Städte haben „können?" Der Verfasser fährt fort: „Werden schon gegen„wärtig weit hinaussehende Aeusserungen gemacht; so „wird es, bey höher steigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln „gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter „heißen: warum sollten dann uns Juden die Pforten der „Fürstenhäuser so ganz geschlossen seyn. Was könnte wenig-

„stens hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach „und nach arrondirten Ländereyen nicht den Titel Fürst annäh„me, damit dereinst ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus „werde." Die Wahrheit ist mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beystimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings sind unsere Juden, Fürsten schon sehr nahe, und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den lezten sieben Jahren seinen Garten mit vier angrenzenden Morgen Feld arrondirt, und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlassen. Aber der Verfasser hätte nichts übertreiben, und sich von seinem Hasse so sehr verbleuden lassen sollen, daß er behauptet, die Juden giengen mit dem Gedanken um, Senatoren freyer Städte zu werden. Auch Wahnsinn und Ruchlosigkeit haben ihre Grenzen. Es giebt angeborne Gefühle des menschlichen Herzens, die auch der verworfenste Bösewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden sind schon Erz-Bösewichter genug, daß sie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren! Nein, das ist unglaublich, so tief kann der Mensch nicht sinken!

Der Verfasser beschreibt ferner, die verschiedenen Diebsschlüssel, mit deren Hülfe das spizbübische Judenthum die Pforten der Fürstenhäuser aufzuschließen gedenkt. Zuerst erwähnt er der Tempel-Vereine. Hierunter versteht er den Verein derjenigen jüdischen Glaubensgenossen, welche in Hamburg, Carlsruhe und andern Orten, den von rabbinischen Alfanzereyen entweihten Synagogen-Dienst verlassen haben, und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er sagt: „Der Tempel-Ver„ein schreite mit Umsicht, mit Besonnenheit, mit aller Ueberle„gung vorwärts, beseitige in der Folge blos das eine Formelle, „fremden Himmelsstrichen nicht eigen und überflüssig; so giebt „es für das Judenthum mehr Proseliten in Einem Jahr, als „es durch alle Zeiten hindurch für's Christenthum nicht gegeben „hat." Ich habe hierüber nichts weiter zu bemerken, als daß sich die Juden dieses sollen gesagt seyn lassen; man muß von sei-

nen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfasser, wie folgt, bezeichnet. Die Juden suchen sich die Redaction sehr vieler periodischen Blätter und Zeitschriften zu verschaffen; sie suchten sich Eingang bey Staatszeitungen zu erösnen; sie suchten Censoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums sind, zu Schuzschriften zu verleiten; sie bemühten sich durch Neu-Christen die Direction der Schauspiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht-Judenthum angehört, der Persiflage Preis zu geben. (Zu diesem Zwecke hätten sie sich besser an den Verfasser gewendet.) Endlich hätten sie auch in unsern Tagen den Versuch gemacht, sich in den Buchhandel „hineinzusetzen", um eine völlige Herrschaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „Jeden ein Schauder ergreifen" müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftsteller unter den Juden sich schon so weit geäussert: „Daß jüdische Consistorien in den verschiedenen Distrikten „Deutschlands zu errichten sind; daß alle Consistorien ein Central-Consistorium, ein Concilium zu bilden haben; daß so„dann das Nämliche in allen übrigen Ländern geschehen könne; „und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürst „der Gefangenschaft wie ehemals) über alle Concilien sodann „gesezt werde!... Ob nun hieraus je so ein Wesen als jüdischer „Hohepriester (Pontifex maximus) dereinst daraus hervorge„hen könne, der erst Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, „dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher „und geistlicher Herr werde und sey; stelle ich der Betrachtung „anderer hin." Man wird den Rücken wenden, und die Furcht des Verfassers stehen lassen. Er ist, wie jeder sieht, etwas hypochondrisch, und sieht alles durch einen schwarzen Schleyer. Mit der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Judenthums, hat es in den ersten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere giebt, mag der Hohepriester sein Schwerdt in der Scheide lassen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu schaffen; und was das Rauchfaß betrift, so kann der Hohepriester räuchern so lang er Lust hat, die Juden lassen sich keinen blauen Dunst vormachen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschikt, wenn er die Juden mit den Jesuiten vergleicht, und dabey in den gegen Leztere gerichteten Vorwurf einstimmt, welcher heißt: „Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren eigenen Vortheilen, und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bey jeder widersezlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten.“ Was geht aus dieser Zusammenstellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sey sie auch so groß als behauptet wird, nicht aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil alle Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechtes an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Christenthums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der christlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit, die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt im Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geschichte haben sie wie falsche Spieler gemischt, damit die Karten nach ihrem Wunsche fallen. Nur den Betrüger haben sie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrükt, sondern Gewalt und Betrug unterstüzt, wo sie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Christenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, sie haben eine falsche Vollmacht vorgezeigt. Jezt durchlese man das große, fünfhundert Seiten lange Register jüdischer Sünden, welches der Verfasser verfertigt, und sehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind sie schlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätherische Freunde; morden, rauben, stehlen sie; kennen sie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerey,

die Spielsucht; sind sie unhäuslich, träge; verdammeln sie ihr Leben in Sinneslust? wenn sie das wären und thäten, dann hätte es der Verfasser sicher gesagt. Aber nein, sie berühren das Wasser kaum mit den Fingerspitzen, sie nehmen 20 Prozente, sie messen knapp, wie Hr. Dr. Holst behauptet, sie gewinnen auf 10 Ellen Waaren ⅒ Elle, welches, wie der Verfasser nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bey einem jährlichen Absatze von 10 Millionen Ellenwaaren, einen betrügerischen Gewinnst von 100000 Ellen machen — würde! (Man sieht, der Verfasser ist immer noch ein Anhänger der Conjunctive.) Und das ist alles! Verworfene Juden sind nicht schlechtern Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug, sie sind bessern Geistes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menschen; sie durchschauen die Heucheley, und üben sie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, sie stehlen bey Tage, und die Nachtdiebe sind gefährlicher. Sie thun das Böse, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödsinn oder Ungeschiklichkeit. Sie sind Erdenbürger, nicht Beysaßen eines schmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin sie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenschaften, aber nur große; sie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüsten, wobey man nicht lebt und nicht stirbt. Sie haben Blut, oder sind blutleer, aber sie haben nicht jenen wässerichten Milchsaft, der in Schneckenseelen kriecht. Kurz: sie sind Fleisch oder Fisch; kürzer: sie sind keine Philister. O wehe über die Philister! Ein einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchlosen. Sie morden nicht das Leben allein, sie morden die Freuden des Lebens. Das ist kein tüchtiger Dolchstoß, womit die Rache ihren Durst abfindet, das ist der Rüssel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Nase das Blut ausschlürft, und den gelassensten Menschen zur Verzweiflung bringt. Das ist kein starkes Fieber, das gesund oder todt macht, das ist ein langweiliger Schnupfen, wobey man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das ist nicht Winterfrost, nicht Sommerglut, nicht Sturm, nicht Zephyr, das ist das abgeschmakte, naßkalte Herbstwetter, das verdrüßlich an den Fenstern plätschert,

und — friert man oder nicht; soll man einheitzen oder nicht? — Man weiß es selbst nicht, und keift und schmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So sind die Philister, so seyd Ihr Judenhasser. Ich bitte euch, werdet liebenswürdig. Selbst euere Tugend ist ungefällig, sie ist schön gewachsen, hat aber Sommerflecken. Selbst euer Recht ist ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, sondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet euch der Langweiligkeit; denn sie ist die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden ist fruchtlos, Ihr seyd nur mit eines Esels Kinnbacken zu schlagen, man muß selbst ein Philister seyn, um mit euch fertig zu werden.

Professor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geschrieben (ich kenne es nicht). Hr. Dr. Holst erwähnt dieses Buches, und bemerkt hierbey: „Es würde dem Verfasser der „vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der „Völkerrechte, des Staatsrechts seit mehrern Decennien unter „Augen gehabt hat, ein Leichtes seyn, sich weitläufig gegen die „Herrn Lips, und alle diejenigen zu äußern, welche Menschen„rechte und Civilrechte durchaus nicht unterscheiden, welche „zwischen religiöser und politischer Toleranz nicht den ge„ringsten Unterschied machen. Dabey würden aber unnütze Wor„te verschwendet werden.“ Daß Hr. Dr. Holst die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er sie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes sey, sich weitläufig gegen die Herrn Lips zu äußern, ist gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß sich aber Menschenrecht von Civilrecht, religiöse von politischer Duldung so unterscheiden solle, daß man Ansprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerspreche ich. Ihr glaubt selbst nicht an diesen Grundsaz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber euer Kopf ist besser geworden, Ihr sucht jezt was Ihr früher nicht gethan, euere Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil sie es verdienen; Ihr haßt sie, und sucht so gut Ihr's könnt, zu beweisen, daß

sie es verdienen, und Ihr haßt sie, weil sie — verdienen. Euer Herz konnte euerem Geiste nicht nachfolgen, und dieser kehrt zu jenem zurük; um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr Menschenrechte nennt, das sind nur Thierrechte: das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu verdauen, zu schlafen, sich fortzupflanzen. Diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und diese wollt' Ihr auch den Juden lassen. Die Bürgerrechte, diese allein sind Menschenrechte; denn der Mensch wird erst in der bürgerlichen Gesellschaft zum Menschen. Er wird darin geboren, er wird also als Bürger geboren. Dieses ist der Grundsaz Englands, Frankreichs und jeden freyen Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch nichts bedingt seyn, als durch die völlige Entwickelung der Geisteskraft, und diese muß als vorhanden angenommen werden, sobald die körperlichen Kräfte reif erscheinen. Also ist jeder Mensch Bürger, sobald er mündig ist. Ihr sagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt—gut, auch unter Christen giebt es viele verlorne Söhne der Natur; so laßt sie auch nicht Bürger werden, so macht Klassen. Ihr macht ja so gern Klassen, und jauchzet, nur eine Stufe höher zu stehen als ein Niedrigerer, solltet Ihr auch hundert Stufen niedriger stehen als ein höherer. Weil Ihr selbst Sklaven seyd, könnt Ihr Sklaven nicht entbehren. Euere Bürgerrechte freylich sind keine Menschenrechte; denn sie sind unmenschliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schusterpfrieme, die Krämerelle, diese machen bey euch den Bürger; das Leichentuch ist euere Toga, erst im Grabe bekommt Ihr Gemeinwesen; aber euere Bürger sind auch darnach. Dreyssig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verrosteten Hochmuth eueres Stadt-Philisterthums, diesen ehemals glänzenden Schild, euch in die Hände gegeben, um Bürgerstolz gegen Adelstolz zu bewaffnen— werft ihn weg. Er ist brüchig, er ist euch auch zu schwer geworden; denn Ihr seyd die starken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöse Duldung wollt' Ihr gegen Juden üben, und seit wann führt Ihr diese Sprache? Seitdem euch jede Re-

ligion gleichgültig geworden; seitdem euch gleichgültig geworden ist, ob der Jude einen falschen oder wahren Gott anbete, seitdem euch nur am Herzen liegt, daß jüdischer Schacher den christlichen nicht verkümmere. Euere Vorfahren waren besser als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber sie thaten es um Gottes willen, freylich um des Gottes willen, den sie in ihrem Wahnwitze sich erdichtet; aber so schamlos waren sie doch nicht wie Ihr, daß sie öffentlich dem heidnischen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert, und gelehrt hätten, man müße die Juden schlachten, damit sie den Markt nicht verderben.

Der Verfasser spricht ein „Schlußwort, an das Judenthum selbst gerichtet." Er sagt darin: „Meiner Gesinnungen „bewußt, mag es mir völlig gleich seyn, wie die vorliegende Schrift „von Juden beurtheilt wird; ob sie dessen Verfasser ebenfalls, „höchst ungerechter Weise, zu der Zahl Judenfeinde rechnen, „seine Absicht so ganz und gar verkennend. Er haßt, und kann „keine Juden hassen, sie gehören der gesammten Menschheit an. „Auch unter ihnen giebt es, wie unter allen Glaubensbekennern „gute und achtungswerthe Menschen. Dagegen aber steht das „Rabbinische Judenthum, auf mosaische Theokratie sich „lehnend, nach sorgfältigst vorangegangener Prüfung in aller nur „denkbaren Gehässigkeit vor seinen Augen." Es ist brav, daß der Verfasser die Verkennung seiner Absichten nicht scheut; wer für Wahrheit streitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhasser ansehen; denn das ist wirklich so ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es ist deutsche Art, alles aus der Selbstsucht herzuleiten. Weil die Deutschen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede, als etwas Häusliches beurtheilt; weil sie beständig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinste Zuglüftchen freyer Berührung einen steifen Hals, und jeder Wind ist ihnen ein Bösewicht; und endlich, weil sie aus Erfahrung wissen, daß bey ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meynen sie, das müße jeder verständige Mann auch wissen, und wenn er also dennoch redet, müße er seine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfasser die Juden nicht

haßt? sondern nur das Rabbinische Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum sondert er das Rabbinische Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbinische Judenthum hat kein Auge zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleisch das verwundet, keine Ehre, die verlezt werden kann; Ihr mögt es verfolgen, so viel Ihr Lust habt. Aber der wirkliche lebende Jude, hat Auge, Herz, Fleisch und Ehre, welche Menschlichkeit zu schonen gebietet. Ihr sagt, der Talmud sey ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge, und man müße sie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen euch die jüdischen Magenbeschwerden an? Führt der Rabbinismus seine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgesez verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte, jene Albernheiten sind nicht so gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eisenmenger, und von euern Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jezt lebende jüdische Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreyssig Jahren werden die Juden sich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Hr. Dr. Holst gesteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menschen; er hat aber nicht gesagt, wie man diesen guten und achtungswerthen Menschen begegnen soll. Soll man sie etwa lieben und schätzen? Meynt er das, dann hätte er sich auch damit begnügen sollen, die schlechten und verächtlichen Juden dem Hasse und der Verachtung, und sich nicht erlauben dürfen, sie auch dem Drucke der Staatsgesetze preiß zu geben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreyung von der rechtlichen Gefangenschaft, worin man die übrigen halten soll, gefordert? Man nenne mir ein Gesez, das zum Vortheile der Bessern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorschlag zu einem solchen Gesetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in passenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit euch haben. In Frankfurt am Mayn spricht man so gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabey bewenden, ihren Handel zu beschränken? Man

hindert sogar ihre geistige Thätigkeit, statt sie zu befördern. Nicht mehr als vier jüdische Aerzte dürfen ihre Kunst ausüben, und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt sind, läßt man die Ueberzähligen einem weisen Polizey-Gesetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als daß man sich entschlösse, ein thörigtes Gesez aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht, und einige jüdische Advokaten, die jezt dort sind, dürfen keine Rechtshändel führen, und sollten sie darüber verhungern. Diese Ungerechtigkeit ist um so grösser, da jene Advokaten sich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben, und also damals nicht vorher wissen konnten, daß man in alte Barbarei zurükfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübek und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben sich alle dem Schacher; und dennoch verhindert Ihr die geistige Entwiklung derer, die sich vom Schacher losmachen? Ich lasse mich nicht abweisen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt sagt mir, warum sollen nur vier jüdische Aerzte, warum sollen gar keine Juden Advokaten seyn dürfen? Seyd so gut und antwortet mir. Schreiben die jüdischen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräischer Sprache? Heilen sie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Testaments? Stellen sie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdischen Advokaten die Institutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten sie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdischer Gelehrte Mitglied dieses Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Museums für Kunst und Wissenschaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdischen Freund der Kunst und Wissenschaft, keinen jüdischen Gelehrten oder Künstler auf? Ihr Herren der Frankfurter Lesegesellschaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter euch sitzen, und den allgemeinen Anzeiger lesen? Ihr Herren von der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nüzlicher Künste, antwortet mir: warum darf kein Jude die nüzlichen Künste befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Casino, euch frage ich nicht, warum

Ihr keinen Juden unter euch duldet; denn Ihr seyd Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt, und, noch einmal sey es gesagt, ich lasse mich nicht abweisen und will Antwort haben. Wie! die Körperschaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrtenverein, das Museum, die Lesegesellschaft, die Beförderer nützlicher Künste, diese zusammen bilden vielleicht tausend Menschen, welche alle die Feder zu führen geübt sind, und nicht Einer sollte aufstehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen straft, oder der beweißt, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, so tretet hervor, und vertheidigt euer Recht!

Der Verfasser sagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann „und darf... nie von der Wohlfahrt der Gesammttheile getrennt werden." Dieses ist sehr wahr; aber wenn dieses wahr ist, so darf auch die Wohlfahrt der Gesammttheile nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht Tausend Menschen aufopfern, um zehen Tausenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß euch sehr leicht fallen, zu beweisen, daß der Handel der christlichen Kaufleute dabey gewinnt, wenn der Handel der jüdischen eingeschränkt wird; aber was habt Ihr dadurch bewiesen? — euern Vortheil, nicht euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — sagt Ihr ja selbst, so oft es euch bequem ist; aber wenn es euch nicht bequem ist, sagt Ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in euern freyen Städten eben so gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jezt gegen Juden wüthet; nun die Zeit hat euch zur Menschlichkeit genöthigt, und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben so viel Reitzendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um sie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der euch befiehlt, auch die Juden als euere Gleichberechtigten anzusehen? Aber Ihr wollt gezwungen seyn. Der Deutsche ist taub, der Wagenführer der Zeit mag schreyen so laut er will, daß man ihm aus-

welche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erst zu fühlen, wenn das rollende Rad euere Glieder schon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß euch bey der Brust packen, und euch hier und dorthin schleppen. Zu der Franzosenzeit genossen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte, und — ich habe es gesehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderschaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit, und Ihr hättet Euere Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten sich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hause, und die Mäuse sprangen auf dem Tische; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr eure wie alte Semmel zusammengeschrumpften Grundsätze wieder hervor; da weichtet Ihr sie ein, um ihnen ein frisches Ansehen zu geben; aber sie sind locker und unschmakhaft geworden, und nur wer ein Vetter ist am Geist, mag sie genießen. Schämt Euch! . . . .

Hr. Dr. Holst hat ein Schlußwort an das Judenthum selbst gerichtet; aber damit endigt sein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfasser fiel es wahrscheinlich bey, man dürfe den Juden das lezte Wort nicht geben, und darum ließ er hinter dem Kerne seines Buches noch einen Kometenschweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für diesen Anhang muß groß seyn; denn es ist darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er seine jüdische Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhasses gefällig zu beweisen, den Namen jener beyden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierhersetzen, damit man sich daran erquicke. Man lasse sich von ihrer Schweinsledernen Aussenseite, und ihrer Dicke (jedes derselben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abschrecken. Sie lesen sich so angenehm als Walter Scott's Romane, und mit den Augen der Würfel wird man ein ganz neues Judenthum entdecken. Das erste Buch, welches Hr. Dr. Holst „ein rühmliches Werk" nennt, heißt: „Tractatus de Juribus Judæorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Gesetzen, denen sie unterworfen, deren Heyrathen, Contracten, Wucher, Testamenten, Successionen oder „Erbfolgen, Verbrechen und deren Bestrafungen, Privilegien

„und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beschwerden, insonder„heit der Cronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie „auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen, und andern mehr, „gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen „und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Ge„wohnheiten zusammengetragen, und mit Præjudiciis, decisio„nibus und Responsis überall bestärkt. Denen Richtern, „Amtleuten und sonsten jedermänniglich zum Besten, mit einem „hierzu dienlichen Register versehen, herausgegeben von Joh. „Jodoco Beck. J. U. D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenstinisch „und Hochgrävl. Giechischen Rath, bey Löbl. Universität Altdorf „Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicæ as„sessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4." Der Hochgräfliche Rath Beck ist todt, die Universität Altdorf ist todt, das Hohenloh-Neuenstinische und das giechische Reich, sind beyde todt, und ich weiß nicht einmal, wo die zwey lezteren begraben liegen; aber die Grundsätze des Buches sind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutschen nachrühmen, daß sie die Kunst, Leichname einzubalsamiren, in hohem Grade verstehen. Die meisten ihrer Gesezbücher sind Mumien, mit unverständlichen Hieroglyphen bemahlt — und von solchen Kabinetsstücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Ei„senmengers, Professors der orientalischen Sprachen bey der „Universität Heydelberg, Entdecktes Judenthum, oder: „Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstok„ten Juden die Hochheilige Dreyeinigkeit Gott Vater, Sohn und „heil. Geist erschreklicherweise lästern und verunehren, die heil. „Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evange„listen und Aposteln, die christliche Religion spöttisch durchziehen, „und die ganze Christenheit auf das äusserste verachten und ver„fluchen; dabey noch viel andere, bishero unter den Christen ent„weder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt gewesene Dinge „und große Irrthümer der jüdischen Religion und Theologie, wie „auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere unge„reimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eige„nen, und zwar sehr vielen mit großer Mühe und unverdrosse-

„nem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen „Worte und derer treuen Uebersetzung in die teutsche Sprach, „kräftiglich erwiesen, und in zweyen Theilen verfasset, deren jeder „seine behörigen allemal von einer gewißen Materie ausführlich „handelnde Capitel enthält. Allen Christen zur treuherzigen Nach„richt verfertigt, und mit vollkommenen Registern versehen. Mit „Seiner königl. Majestät in Preußen, allergnädigsten Special„Privilegio. Gedrukt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach „Christi Geburt 1711. 2 Theile." Der erste Theil enthält 1016, der zweyte Theil 1111, beyde Theile zusammen also 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttausend Seiten, und Ihr leset sie mit Vergnügen, warum solltet Ihr vor dem Eisenmenger zurükschaudern? von vielen, sowohl in artistischer als in national-ökonomischer Hinsicht, sehr nüzlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedauerungswürdig, daß der schöne gothische Baustyl der deutschen Sprache ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige hohe und geräumige Portal des Eisenmengerischen Judentempels, mit dem winzigen Titel des Hrn. Dr. Holst: „Judenthum in allen dessen Theilen" das ist so zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Mischung von lateinischer und deutscher Sprache, wie vortheilhaft ist sie allen Lesern! Ist das Deutsche unverständlich, wird es vom Lateinischen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Hrn. Dr. Holst nicht verstehen, das rein deutsch geschrieben ist? Dürfte ein neuer Schriftsteller von sich selbst sagen, was Eisenmenger gestand; daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt gewesene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdrossenem Fleiße gearbeitet, und daß er treu übersezt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftsteller auf sein Buch drucken lassen: Mit Seiner königl. Majestät in Preußen, allergenädigstem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedrukt. Dürfte er humoristisch seyn, und sagen: daß in seinem Werke viel lächerliche und kurzweilige

lige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leser würde es für Ernst halten. Sonst brauchte man nur den Titel eines Buches zu lesen, und man wußte schon alles was im Buche stand; jezt aber muß man das ganze Buch lesen, um den Titel zu verstehen. Kann etwa jemand den Titel folgenden Buches verstehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in cosmischen Beziehungen, von Dr. Bährens Arzt in Barmen?“ Gewiß nicht, ohne das Buch gelesen zu haben, selbst dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin gelesen, daß der Verfasser zeige: „wie die grossen cos„mischen Epochen und Ereignisse, welche das Schiksal ganzer Län„der und Völker entscheiden, auch im organischen Ausdruk sich „wiederholen und offenbaren... und wie von hier aus die dun„kelste Lehre der Pathologie zu verstehen und zu erklären ist.“ Hat Einer eine Vorstellung, wie der Planet Jupiter mit dem Flekfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung stehe? Wird er sich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr besser sollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Astronom ist, die von ihm entdekte Pallas als ein stärkendes Mittel verschreibe? Ein Eisenmengerischer Titel hätte keinen Zweifel aufkommen lassen, und über alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch so umständlich als vormals, welch' ein großer Vortheil wäre dieses für Literatoren und Literatur! Man bedenke nur wie groß der Ehrensold heutigen Schriftsteller ist, und daß sie nur noch zwey Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger selbst. Ein Eisenmengerischer Titel könnte allein schon das Mittagsessen einer literarischen Familie bezahlen, und wie viel solcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre schreiben! Die Bücher selbst brauchten dann gar nicht verfaßt, also auch nicht gelesen, also auch nicht gekauft zu werden, und man hätte nur jede Messe die zehen Bände des Leipziger Verzeichnisses zu bezahlen.

Ich kehre zum Professor Eisenmenger und zum Hrn. Dr. Holst zurük. Lezterer erzählt weiter was ihm ersterer erzählt hat; nämlich: verschiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner.

„nem Fleiß durchles...
„Worte und derer ...
„kräftiglich erwiesen, ...
„seine behörigen all...
„handelnde Capitel er...
„richt verfertigt, und
„Seiner königl. Ma...
„Privilegio. Gedruckt
„Christi Geburt 171...
der zweyte Theil 111...
in Quart. Der Ja...
tausend Seiten, un...
Ihr vor dem Eisenm...
in artistischer als i...
chen Gedanken, ...
ich nur einige mi...
ne gothische Ba...
gen ist! Man ...
tal des Eisenm...
tel des Hrn. D...
len" das ist ...
hoens! Jene
wie vortheil...
lich, wird ...
wir ... B...
...

Schalen nebst den Körnern, die sie aus zarter Aufmerksamkeit herausgenommen, allein gegessen hat, so kommt es auf eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Festtage legt, genossen werden dürfe?“ — Hr. Dr. Holst behauptet, über diese Untersuchung sey ein ganzer Foliant geschrieben worden. Diesesmal hat er Recht, sich lustig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben sich um ungelegte Eyer bekümmert. Aber man muß nicht voreilig seyn. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden so bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbat nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde, und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es essen dürfe, oder nicht.

4. „Ob bey der Auferstehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derselben, besonders die Gelehrten aufstehen werden?“ — Ich glaube, daß alle Juden aufstehen werden, doch nicht alle zugleich; denn sonst würden sie ein solches Geschrey machen, daß die Beysitzer des jüngsten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, so werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen, und werden daher früh aufgeweckt werden müssen. Wenn man sie nicht brauchte, ließ man sie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber, und auch früher auferstehen werden?“ — Dieses wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden sie später aufstehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geschähe, würden sie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürsten wiederum unter den Men- [illegible] werden?“ — Nein; denn es ist bewiesen, daß Fürsten die [illegible]rtreter Gottes sind auf Erden, am Tage des Herrn endet [illegible]re Sendung.

[illegible] „An welchem Orte die Auferstehung vor sich gehen wer[illegible] Die Rabbiner entscheiden für Judäa, namentlich beym [illegible], und sagen, daß diejenigen, die ausser Judäa gelebt

Es scheint, Hr. Dr. Holst beneidet die Juden, daß sie fast noch größere Narren gehabt als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden sind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht so unheilbringend gewesen sind, als die der Christen. Jene trugen eine hölzerne Peitsche in der Hand, statt eines Blutbeflekten Schwertes, und wenn sie ja sich boshaft zeigten, sezten sie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber spanische Autos Da Fe-Mützen. Der Verfasser hat Recht, sich über die Tollheiten der Rabbiner lustig zu machen, er sollte aber dabey nicht maliciös seyn. Ich bin überzeugt, daß er so viele Rabbinische Gelehrsamkeit besizt, als ich, der ich gar keine besitze, und daß er daher so gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbinischen Lehre verstanden, und nur mit Vorsaz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will versuchen, seinen unzeitigen Spas aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holst macht sich lustig über folgende Talmudische Fragen und Räthsel.

1. „Ob des Engels Schwerdt am Eingange des Paradieses wirklich von Stahl gewesen?“ — Ich sehe nicht ein, was hierüber zu lachen ist. Diese Untersuchung hat einen technologischen Zwek, und verdient es, daß sich die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nüzlicher Künste und Gewerbe damit beschäftige, wenn sie auch sonst nichts jüdisches zuläßt. Es kömmt hier darauf an zu entscheiden, ob man zu Adam's Zeiten schon Stahl verfertigt hat, ob es damals schon Damasscener Klingen gegeben, und wenn Eisen und Stahl damals noch nicht bekannt gewesen, wie sich Adam Feuer geschlagen habe?

2. „Wie viel Adam von dem Apfel seiner Gattin bekommen haben möge?“ — Ich sehe in diesem Zweifel von Seiten des Herrn Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Satyre. Wäre es nicht höchst grob gewesen, wenn sie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener sey? Mit der Größe des Apfelbisses steht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen also verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entscheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dik geschält, und die

Schalen nebst den Körnern, die sie aus zarter Aufmerksamkeit herausgenommen, allein gegessen hat, so kömmt es auf eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Festtage legt, genossen werden dürfe?" — Hr. Dr. Holst behauptet, über diese Untersuchung sey ein ganzer Foliant geschrieben worden. Diesesmal hat er Recht, sich lustig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben sich um ungelegte Eyer bekümmert. Aber man muß nicht voreilig seyn. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden so bigott als ihre Herren, und gakkerten am Sabbat nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde, und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es essen dürfe, oder nicht.

4. „Ob bey der Auferstehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derselben, besonders die Gelehrten aufstehen werden?" — Ich glaube, daß alle Juden aufstehen werden, doch nicht alle zugleich; denn sonst würden sie ein solches Geschrey machen, daß die Beysitzer des jüngsten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, so werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen, und werden daher früh aufgeweckt werden müssen. Wenn man sie nicht brauchte, ließ man sie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber, und auch früher auferstehen werden?" — Dieses wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden sie später aufstehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geschähe, würden sie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürsten wiederum unter den Menschen werden?" — Nein; denn es ist bewiesen, daß Fürsten die Stellvertreter Gottes sind auf Erden, am Tage des Herrn endet also ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferstehung vor sich gehen werde?" Die Rabbiner entscheiden für Judäa, namentlich beym Oelberge, und sagen, daß diejenigen, die ausser Judäa gelebt

haben, sich unter der Erde durchhöhlen, wie Säcke fortwälzen müssen, um an Ort und Stelle der Auferstehung zu gelangen. Hr. Dr. Holst nennt diese Lehre ruchlos und wahnsinnig, und frägt: „wie es denn diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenseits der Meeren, Inseln zu geschweigen, gelebt haben?“ Es ist ganz offenbar, daß der Verfasser nur Händel sucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Persien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen; und der gottesfürchtige Chateaubriand wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hamburg à Jerusalem zu schreiben. Napoleon auf St. Helena mag zusehen, wie er am jüngsten Tage fertig werde. Uebrigens was hindert das Meer zur Auferstehung? Hat das Meer nicht einen festen Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdischer Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdische Volk seine Selbstständigkeit verloren habe?“ — Darüber kann ich Bescheid geben. Das jüdische Volk hat ganz genau in der Sekunde seine Selbstständigkeit verloren, wo es aufgehört hat, sie zu verdienen.

Der Verfasser hatte an einer frühern Stelle seines Buches gesagt: „ich bleibe bey dem Worte Juden überall stehen. Ich kenne „keine Israeliten, oder nach der Etymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Christ habe ich die schuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich seyn können, daß Juden sich „noch jezt eines solchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, „versteh' ich nicht.“ Der Verfasser hätte immer so aufrichtig seyn sollen, zu sagen: ich verstehe nicht; dann wären die Irrthümer seines Urtheils doch nur die Seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und sich selbst dieses ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorstellung von Sklaverey und Unehre war mit diesem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, diese furchtbaren geheimen Oberen der Welt regieren im Verbor-

genen. Der Name Israeliten ist keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht, Männer über Gott, sondern Männer, die gottähnlichen Wesen gleich sind. Die Bibel giebt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater Jakob reiste einst bey Nacht; und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er sich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, sprach der Mann zu Jakob: jezt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da hast du was zum Andenken, und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Mensch, wie heißt du? Und der Mensch antwortete: das brauchst du nicht zu wissen, du aber sollst nicht mehr Jakob, sondern Israel heißen; „denn du hast um den Vorzug gestritten mit göttlichen Wesen und mit Menschen, und bist ihnen beykommen.“ Ein göttliches Wesen heißt aber hier nichts anderes als ein starker Mann, ein Held, und Jakob sollte ja nicht blos darum, sondern auch, weil er mit Menschen gekämpft, Israel heißen. Es ist ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte sich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabischen Polizey nicht in die Hände zu fallen, und er wollte seinen Namen nicht sagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte seitdem, und war also ein von Gott gezeichneter Mensch, wie man noch heute zu sagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, essen die Juden noch jezt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Diese Aufmerksamkeit scheint zwar nicht sehr schmeichelhaft zu seyn, indessen bedenke man, daß in der zwischen einem Menschen und einem Ochsen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt ist, können Parallellinien nie zusammenstoßen, sie bleiben immer auseinander stehen. So glaube ich also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Verfasser die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte, um sie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weise Männer sind, die man, ohne ihnen zu schmeicheln, nach meiner mathematischen Theorie, mit verrükten Menschen in Parallele setzen kann. Dem Verfasser habe ich jezt nur noch ein beruhigendes Wort zu sagen. Er äußert in seiner Vorrede: wie weit es

ihm gelungen seyn mag, der deutschen Litteratur ein klassisches Werk geliefert zu haben; solches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenossen ab, mehr von der Entscheidung *der streng richtenden Nachwelt*." Ich darf ihn versichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jezt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig thun, ist verständiger als unverständig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, *weil* Jude oder Christ; ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind, und zur Freyheit geboren. Freyheit sey die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist, oder meine Hand gelähmt. Leben ist lieben, Ihr aber seyd Sklaven Eures Hasses. Ihr seyd Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frey seyn wollen, heißt frey seyn. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für Einen Einzigen zu bergen, nur in der ausgeleerten Brust kann Raum seyn, um Tausende zu hassen: Ihr steht am sichern Strande, hinausschauend in das sturmbewegte Meer; Ihr seht Schiffe mit den Wellen, Menschen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichen Zwiste aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr seht reiche Ladung an der drohenden Lippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige streiten? Der Schaum der zürnenden See benezt euch den Fuß, Ihr müßt *vor* euch blicken, um euch zu wahren, und Ihr schaut zurük Jahrtausende weit? Die Zeit ist reif an großen Dingen. Glüklich Ihr, daß Ihr nicht zu seyn braucht, von den schweißtriefenden Schnittern, sondern nur munter zur fröhlichen Erndte, wenn der schöne Tag der Garben kommt. Liebt euch und vereinigt euch. Doch *müßt* Ihr hassen, ist der Haß der Sauerteig eures Lebens, der allein ihm Würze giebt, so haßt, was hassenswürdig ist: Die Falschheit, die Gewalt, die Selbstsucht. Seyd was Ihr wollt, gut oder schlimm, fromm oder ruchlos, weise oder wahnsinnig, doch seyd nur etwas! Seyd Glühwein oder brunnenkühles Wasser, nur nicht abgestandenes Naß, das Jeden aneckelt — *seyd keine Philister!*

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutschland erduldet, ist keine frisch Aufgelebte; sie hat sich nur aufgerafft im lezten Kampfe des Todes. Die Flamme des Hasses loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöschen. Das tröste die Leidenden. Shakespeare und seine Schwester Erfahrung, sprechen:

Vor der Genesung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblik der Kraft und Besserung, ist
Am heftigsten der Anfall; jedes Uebel,
Das Abschied nimmt, erscheint am übelsten.

II.

Romane, keine Romane, mehr als Romane.

Wem sollte nicht schaudern wenn er gewahrt, wie die finstern Wolken der negativen Literatur, immer drohender, immer näher heranziehen? Eine Gefahr, ein Schrecken giebt es, der auch das kühnste Herz erbeben macht — es ist jenes furchtbare unbekannte X, Grab und Wiege aller Dinge, die da sind und seyn werden. Die Lichtverdunkelnden Heuschreckenzüge der Romane, hat noch kein Sterblicher ermessen; aber der Herr der Heerschaaren kennt ihre Zahl, und läßt sie nicht überwachsen. Doch die Keine-Romane und die Mehr-als-Romane, die man jezt schreibt, wo endigen sie, im Raume oder in der Zeit? Da alles in Nichts zurükkehrt, so entspringt alles aus Nichts, über das Nichts aber hat selbst Gott keine Gewalt. Uns eiteln Thoren dünkte, die Romanenschreiberey habe die höchste Vollkommenheit erreicht, und jezt kommen kühnere Schiffer, die sich hinauswagen in das grenzenlose Meer der Keine-Romane und Mehr-als-Romane, und zeigen uns, daß wir bisher nur feige Küstenfahrt getrieben. Niemand ist mehr zu bemitleiden bey dieser destillirten Pest, als die hinkenden Ergänzungsblätter der Hallischen Literatur-Zeitung, diese löschpapiernen Todtengräber der Bücher. Sie konnten ohnedieß kaum fertig werden mit dem Einscharren der verstorbenen Romane; die Keine-Romane und

Mehr= als=Romane, werden um so gewisser kein kritisches Grab erlangen, und auf Leipzigs Rosen= und Lerchengefilden, den Raben zur Beute werden. Eine Hoffnung bleibt uns noch. Der heiße ausbrütende Sommer der Keine=Romane ist noch fern, wir müssen die junge Brut zerstören, wir müssen die Raupennester und Ameisen=Eyer verbrennen, ehe es warm wird. Aber wie unterscheidet man die Keine=Romane und Mehr=als=Romane von den eigentlichen Romanen? Ja, das eben ist der Jammer! da es auch Romane giebt, die keine Romane sind, so haben die Keine=Romane mit den Romanen eine große, verwirrende Aehnlichkeit. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als daß ich positive Romane, mit Plus= und Minus=Romanen zusammenstelle; der Leser mag dann zusehen, wie er durch Hülfe der Regel de Tri das Facit finde.

1. Positive Romane.

Wintergrün von Georg Lotz. Hamburg, bey Hoffmann und Campe. 1821.

Die drey Erzählungen, welche dieses Buch enthält, sind mit so vieler Kunst als Natur vorgetragen. Sie erheitern und belehren zugleich. Man darf sie der Schuld wie der Unschuld in die Hände geben — jener, um Reue zu befördern, dieser um Reue zu verhindern. — Der Schwur. Die Wiederbelebung eines scheintodten Glückes überrascht froh. Der Erzähler verbirgt das Erröthen der gefallenen Unschuld barmherzig hinter einen Schleyer, und giebt es nicht gleich Andern, unter dem betrüglichen Vorwande heilsamer Warnung, nakt dem Auge preis. — Elisens Prüfungen. Endlich bezahlte Tugend, nach langer Zögerung des saumseligsten aller Schuldner, des Schiksals. Die Handlung rasch; nicht jener langweilige Minutenzeiger jedes Seufzers und jedes Kusses, nur auf die Stunden der Empfindungen wird hingewiesen. — Die Abentheuer einer Nacht. Gut erzählt; aber auch die längste Nacht ist zu kurz, um eine so große Reihe von Begebenheiten auszumessen. Diese Geschichte ist nicht blos unmöglich, sie ist mehr als das, sie ist unwahrscheinlich. Einem Schriftsteller, der auf das Herz zu wirken sucht,

muß die Empfindung des Lesers, welche zweifelt, unwillkommner seyn, als selbst die Empfindung, welche verneint.

Bilder aus dem Leben, gezeichnet von einem Blinden. Altona, bey J. F. Hammerich. 1820.

Der Verfasser dieses Buches ist Einer mit dem des Vorigen. Er hat das Licht der Augen verloren, welches den Schein der Dinge, nicht das innere Licht, welches das Wesen der Dinge beleuchtet. Beschäftigung giebt ihm Trost gegen sein Mißgeschik, und Muth, das untröstbare zu ertragen. Möge seine Kunst ihm selbst die Heiterkeit gewähren, die sie den Lesern seiner Schriften gewährt! Die acht Erzählungen, welche hier mitgetheilt werden, verdienen gleiches Lob mit dem vorigen Werke — Geschichten, worin Scherz mit Ernst wechselt, sittlich belehrend, überraschender Entscheidung, gut, oft rührend, immer Naturtreu erzählt.

Iduna, Schriften deutscher Frauen, gewidmet den Frauen. Herausgegeben von einem Verein deutscher Schriftstellerinnen. Ersten Bandes erstes Heft (und alle noch ungeschriebenen und ungelesenen Hefte). Chemnitz. 1821. Kretschmar.

Für Frauen, das lasse ich mir gefallen; aber von Frauen, das kann ich unmöglich zugeben. Doch, daß ich es nicht vergesse! Ich rechne aus keinem andern Grunde diese Schriften deutscher Frauen zu den Romanen, als weil der weibliche Geist der Roman des männlichen ist. „Der Frauen himmlischer Antheil ist die Liebe, ihr höchstes Glük erblüht aus Entsagung, Aufopferung und Schmerzen.“ Nicht ein Mann, ein Weib hat dieses gesagt. Aber sie sollen auch thun nach ihren Reden, sie sollen entsagen der Lust zu glänzen, sie sollen aufopfern die Kraft zu glänzen, und sie sollen diese Lehre willkommen heissen, auch wenn sie schmerzt. „Wenn Gott als etwas persönliches gedacht, in dem männlichen Geschlecht seinen Verstand abdrücken wollte, so hat Er ohne Zweifel das weibliche als Sinn-

bild seines Herzens erwählt." Auch dieses sind Worte einer Frau, und sie sind wahr oder falsch, je nachdem sie gedeutet werden. Der Geist ist Sonne, das Herz Erde des Erkennens; der Strahl leuchtet, aber nur der Rükstrahl erwärmt. Die Sonne erzeugt, die Erde empfängt; und so wurde dem weiblichen Herzen die Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute gegeben, aber mit dem Geiste wurde den Frauen auch jede Zeugungskraft versagt. Sie sind die Monde des Himmels, in der dunkeln und stillen Nacht ist ihre Zeit und ihre Herrschaft. Sie sollen lesen, aber niemals schreiben, und wenn sie glauben, im Lande des Gefühls kennen sie alle Wege besser als Männer, so ist dieses nur ein Wahn mehr. Frauen haben niemals gerührt in ihren Schriften, weil sie über das Herz, aus dem Herzen reden. Wer bewegen will, muß seine eigene Empfindung handhaben, wer seine Empfindung handhaben will, muß ausser ihr stehen, aber dieser Punkt ausser dem Gefühle ist der Verstand, und der Verstand mangelt den Frauen, wie sie selbst gestehen. Und wenn eine Stael selbst diese „Schriften deutscher Frauen" sammelte, ich würde ihr so kek entgegentreten als dem ärmsten Mädchen, das um Tagelohn Sonnette näht. Wie wollte die große Frau, selbst mit dem kleinsten aller Lateiner fertig werden, wie wollte sie sich retten, wenn ich so grausam wäre, nachfolgende catilinarische Rede, nicht übersezt, sondern, wie es mit den ersten Zeilen geschah, in der Ursprache vorzutragen?

Matres conscriptæ! *)

Quousque tandem abutere, matrona, patientia nostra? **)
In zehen Gleichnissen werde ich nur dunkel sagen können, was ich einem Manne in zwey Worten verständlich gemacht hätte — so sehr hindert mich die pflichtmässige Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Seit zwanzig Jahren, schöne Frauen, küsse ich Ihnen bey jeder Gelegenheit auf's zärtlichste die Hand, sie mag

---

*) Ich will großmüthig seyn, d. h. auf deutsch: Zusammengeschriebene Weiber!

**) Wie lange noch, edle Frau, willst du unsere Geduld mißbrauchen?

stricken oder spinnen, oder süsse Kinderlippen tränken, oder wie eine Biene die Blüthen eines Buch's durchblättern; aber schon meiner Wärterin habe ich nach dem Finger geschnapt, weil ein garstiger Dintenflek daran mich ungemein verdroß. Und doch war die gute Anna so mannichfaltig beschäftigt, mit der Wirthschaft und mir! Um wie viel schwärzer mögen daher die schwarzen Blutflecken der Feder auf einer Lilienhand erscheinen! Penelope hatte große Langeweile und duldete keine Anbeter, aber dennoch schrieb sie nicht, sondern webte. Sie aber Holde, haben weniger Grausamkeit und mehr Kurzweile, und dennoch schreiben Sie Bücher. Ihr literarischer Frauenverein hätte nicht Chemnitz zum Sammelplatze wählen sollen; denn dieser Fabrikant ist berühmt wegen seiner Bleichen und Strumpfwirkereyen, und erinnert daher an Ihre Pflicht und deren Uebertretung. Männer brauchen nicht gut zu schreiben um schreiben zu dürfen; die Schriftstellerey hat eine ganz andere Bedeutung als man gewöhnlich glaubt. Das Schreiben ersezt die Stelle des öffentlichen Redens, das in den Staaten des Alterthums gefordert und bewilligt ward. Jeder Bürger darf und soll seine Meynung sagen, wie sie auch beschaffen sey. Frauen aber, haben weder Bürger-Pflichten noch Bürger-Rechte; sie werden erst auf dem Markte geduldet, seitdem wir Männer Marktweiber geworden sind. Sie müssen sich ändern, wie wir uns. Auch als Gewerbe dürfen Männer schreiben, Weiber aber nicht; sie haben den Reichthum nur zu erhalten, nicht zu vermehren. Jason schiffte auf dem schwarzen Meere, um das goldne Vließ zu gewinnen; aber der Frauen goldnes Vließ ist das natürliche Schaaf-Fell, und nicht in Kolchis dürfen sie es holen; denn voller Klippen, Stürme und anderer Gefahren ist das schwarze Dintenmeer. Wissen sie durch ihre Reitze, gleich den Frauen auf Lemnos, uns Argonauten zu fesseln — das mögen sie! Iduna reichte den Helden in Walhalla die Aepfel der Unsterblichkeit, aber sie selbst durfte nicht davon naschen. Die Idunesinnen mögen zürnen und weinen, wir kritischen Hussiten sind nicht so leicht gerührt wie jene vor Naumburg; kommen uns Weiber mit ihren Geisteskindern entgegen, und betteln um Barmherzigkeit, so drücken wir die Augen zu,

und gebrauchen die Lanze. Die Amazonen verbrannten sich die Brust, bey den literarischen Amazonen findet sich auch oft das Herz ausgebrannt. Uebrigens kann ich diese Schriften deutscher Frauen nicht tadeln — ich kann es nicht, sonst thät' ich es herzlich gern. Das Bessere und minder Gute darunter auszuzeichnen, davor hüte ich mich. Ich theile den Apfel in neun Theile, lege die Stücke auf den Teller und eile davon. Die neun Idumeserinnen mögen zugreifen.

2. Plus-Romane.

Der Selbstmörder. Mehr als Roman. Nach dem Französischen. Leipzig. 1820.

Leihbibliothekare, die auf meine Wage Gewicht legen, werden verdrüßlich seyn, daß ich den Verleger dieses Werkes nicht genannt; denn jezt wissen sie nicht, wo sie es zu bestellen haben, wenn ich es loben sollte. Sie verlieren aber nichts dabey; denn ich werde es nicht loben. Darum verschwieg ich auch den Namen des Verlegers. Die Erfahrung hat mir hierüber eine strenge Lehre gegeben. Ein Buch, das ich vor einiger Zeit getadelt, hat mir die Feindschaft dessen Verlegers, des Hrn. Ernst Klein zugezogen, der gespreizter als der Coloß zu Rhodus, mit einem Fuße in Leipzig und mit dem andern in Merseburg steht. Dieser Feind verfolgt mich von Morgen bis Abend, nämlich von dem Morgenblatte durch alle Tagesblätter, bis zur Abendzeitung. Noch nie hat ein Verschwender einen solchen Luxus der Rache getrieben, als Hr. Klein; die Inserat-Gebühren sind gar nicht zu berechnen. Hierbey wieder einmal, hat mich die Güte der waltenden Vorsehung gerührt, die wir kindische Menschen so oft verkennen. Wie thörigt habe ich über die Beschränkung der Preßfreyheit gemurrt, der ich doch allein mein Leben verdanke. Wenn der Rheinische Merkur, die deutschen Blätter, der hanseatische Beobachter, die Nemesis, das Oppositions-Blatt, die Zeitschwingen, die Rheinischen Blätter, noch bestünden, und durch so viele Trompeten mehr mein Feind gegen mich bliese, dann wären die Jericho-Mauern meines guten Namens schon

längst eingestürzt. Durch diese meine Leiden gewarnt, habe ich mir vorgenommen, künftig die Verleger ungünstig beurtheilter Werke zu verschweigen. Auch sezt mich dieses in den Stand, die kürzesten und bündigsten Rezensionen zu schreiben; ich brauche von allen Werken nur die Titel hinzusetzen, da die Bemerkung oder Auslassung des Verlegers, Lob oder Tadel gehörig bezeichnet. Nur mit diesem Selbstmörder will ich eine Ausnahme machen, und einige Worte darüber sagen, weil es der erste Hyper-Roman ist, der mir unter die Augen kömmt. Es ist sehr traurig, daß der Mensch erst in den Jahren der Vernunft unvernünftig wird, und sich tod schießt. Wenn schon Säuglinge sich entleibten, so würden die wenige Tage solcher Selbstmörderchen nur niedlichen Stoff zu kleinen Romanen geben, der aber zu großen und langweiligen nicht hinreichte. Doch jezt muß man zwanzig Jahre warten bis der Narr Feuer giebt, so daß ein Lamm darüber die Geduld verlöre. Von diesem Selbstmörder nach dem Französischen, gedenke ich den Leib nur wenig zu berühren, mehr aber Kopf und Schwanz, welche Theile, ungleich an Heringen, an schlechten Romanen die besten sind. Kopf — Ich meyne das antititularische und antidiluvianische Kupfer. Ein junger Mann und ein junges Frauenzimmer halten sich Pistolen entgegen. Er zielt nach ihrem Herzen, sie nach seinem Kopfe, beyde wechselseitig dahin, wo bey Mann und Weib das Leben sizt. Es kömmt aber nicht zum bluten. Ueber der Scene sizt eine Nachteule auf einer Sanduhr und hält eine Sense in den Krallen. Aus einem länglichen Gefäße, das aussieht wie ein hohler Scepter, kömmt Rauch hervor. Unter der Scene ist eine ganze mystische Teufeley: Grabstein, Spaten, Lilie, Rose, Todenkopf, Urne, Eidechse, Kette — man kann nicht recht klug daraus werden. Leib — wie versprochen, nur ein bischen. Ich mache aufmerksam auf Seite 157 und flg. wo auf fünf Seiten von den Gesängen Philomelen's die Rede ist, und der Generalbaß der Nachtigall-Musik gründlich gelehrt wird. Schwanz — delikat. Gewöhnlich schreiben die Selbstmörder ihre lezten Briefe bey gesundem Leibe, und erst

wenn sie damit fertig sind, machen sie die Anstalten zum Tode. Unser Selbstmörder aber, will wie ein Held mit der Feder in der Hand sterben. Er nimmt Opium, sezt sich in ein warmes Bad, läßt ein schwimmendes Pult aus Korkholz in die Wanne legen, und schreibt daran mit nassen Fingern bis ihm der Athem ausgeht. Natürlich mußte durch das unvermeidliche Plätschern der Brief etwas wässerig werden. Der Philopiat endet sein Leben und Schreiben mit folgenden Worten: „Freund, „ich fühle, es geht zu Ende. Mein Kopf wird schwerer, meine „Arme, meine Füße erstarren; der Schlaf überwältigt mich. „Noch einige Worte will meine kraftlose Hand niederzeichnen. „Delive . . . ich liebe dich unaufhörlich . . . Gott ist gnädig . . . „Meine Mutter . . . mein Vater . . . Elise, Eduard . . . „Delive! . . . O die Wonne! . . ." Das heißt wahrlich mit Geistesgegenwart den Geist aufgeben! — — Man muß sich zum täglichen Umgange nur gute Bücher und gute Menschen wählen. Wer aber die schlechten Bücher und schlechte Menschen durchaus meidet, der bleibt so fremd in der wissenschaftlichen als in der gesellschaftlichen Welt.

3. Minus-Romane.

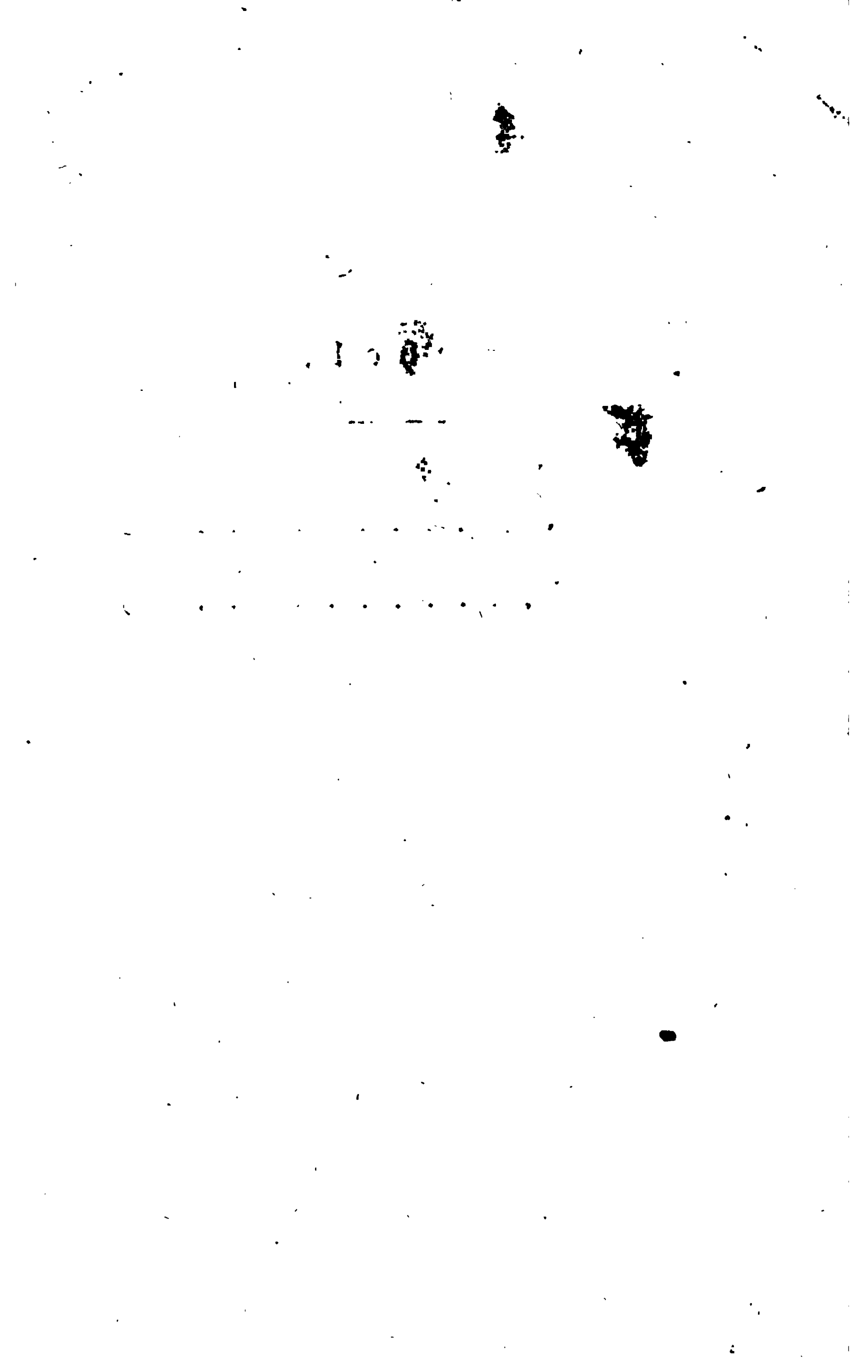
Erna. Kein Roman. Herausgegeben von C. Altona, bey Hammerich. 1820.

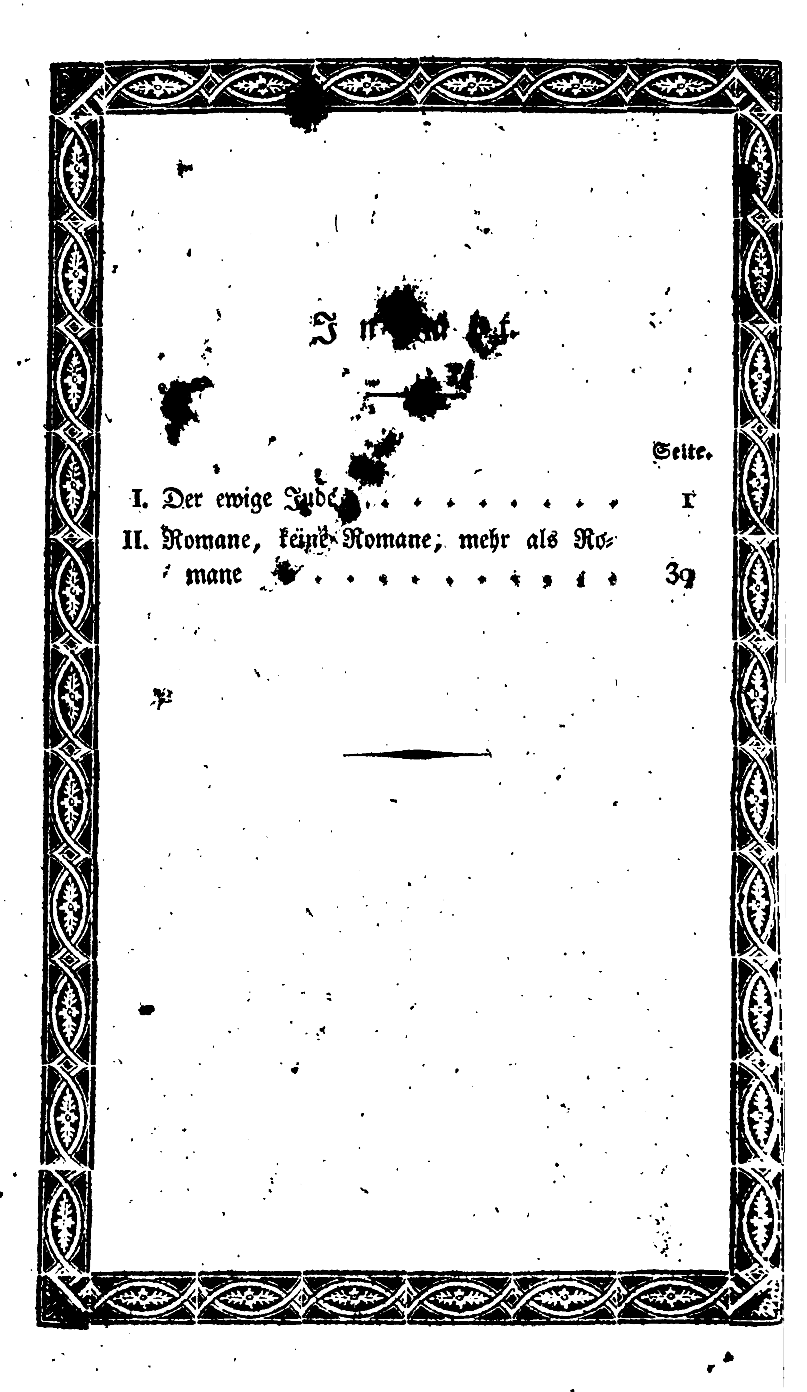
Hätte ich es auch nicht aus einer andern Rezension erfahren, so würde ich doch bald gemerkt haben, daß dieser Kein-Roman von einer Frau geschrieben ist. Die Sorgfalt, mit welcher das C. sich über Männerschönheit und Weiberpuz verbreitet, verrieth mir sein Geschlecht. Es macht mir vielen Kummer, daß ich weder Stoff noch Bildung dieses Kein-Romans loben kann. Die Hand Erna's eines fünfzehnjährigen Mädchens ist für Alexander einen zwanzigjährigen Jüngling bestimmt; beyde Familien sind darüber einverstanden. Sie lernen sich kennen. Er gefällt ihr und flößt ihr heftige Liebe ein, aber sie gefällt ihm nicht, er findet sie zu blaß, zu schmächtig, zu

fromm. Doch ist er leichtsinnig genug und schmeichelt ihrer Neigung. Nachdem er seine Eitelkeit gesättigt, sucht er von ihr loszukommen, indem er sich selbst als einen Taugenichts schildert, mit dem keine Frau glüklich leben könne. Er verläßt sie und stürzt sich in den Strudel der Welt. Um Erna's Gram zu heilen, macht ihre Mutter eine Reise mit ihr durch verschiedene Länder. Nach fünf Jahren wird Alexander eines Tages zu einem Balle eingeladen. Im Saale gewahrt er ein Frauenzimmer, schön wie Venus, hochblühend, königlicher Gestalt, aller Blicke, aller Bewunderung, aller Herzen an sich ziehend — es ist Erna, die einst verschmähte, die er aus dem Gesichte und ganz aus dem Sinne verloren hatte. Die Reihe zu lieben kömmt jezt an ihn, die Reihe zu verschmähen an sie, nun verzweifelt er, und durchreist Europa, um vor seinem Schmerze zu flüchten. Nach abermals fünf Jahren kehrt er zurük, und findet abermals Erna, zwar etwas blaß geworden, doch um so reitzender, da sie ganz für ihn verloren ist; denn er findet sie verheirathet, und schon im Kreise holder Kinder. Diesesmal erneuert sich in beyden zugleich alte Liebe und alter Schmerz. Erna's Ehe war lau, und ward kalt, als der Freund schönerer Tage den Winter des Herzens fühlbar machte. Zwar hielt sie den Freund und sich in den Schranken der Pflicht zurük, doch unterlag sie dem Kampfe und starb ... Dieser Liebe, die durch fünfzehen Jahre fließt, und wie gewiße Ströme sich bald in den Sand verliert, bald wieder zum Vorschein kömmt, fehlt es an Einheit, um guter romantischer Art zu seyn. Sie ist eine Drei-Liebe, Erna das Kind, Erna die blühende Jungfrau, und Erna die Gattin, sind verschiedene Gegenstände wandelbarer Neigung, und nur der Zufall hat Alexanders dürstendem Herzen abgewechselte Tränke in dem nämlichen Becher gereicht. Die Behandlung wie die Wahl des Stoffes ist mißlungen, und sie konnte nicht gelingen, weil eine Frauenhand den Pinsel führte. Frauen mahlen mit Pastellfarben; der leiseste Athemzug verhaucht die Farben, und das nakte Papier tritt hervor. Ueberhaupt haben Männer auch darin einen Vorzug vor Weibern,

daß ihre Schriften, wenn sie schlecht sind, doch nie gewöhnlich sind. Ein schlechter Roman ist die Parodie seines bessern Vorbilds, so daß ein verständiger Geist wohl seine Lust dabey finden mag. Frauen aber sind zu zart um possierlich zu seyn, und da ihre Schriften mit Anstand langweilig sind, werden sie um so lästiger. Das ist es.

(Die Frankfurter Dramaturgie fand in diesem Hefte keinen Raum, sie wird im nächsten nachgeholt werden.)





Inhalt.

Seite.

Die Wage

Eine Zeitschrift für Bürgerleben Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben
von
Dr. Ludwig Börne.

Zweiter Band.

Fünftes Heft.

Tübingen, 1821.
bei Heinrich Laupp.

Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften. Die Vorausbezahlung für den Band von wenigstens 24 Bogen, beträgt 5 fl. Im Auslande wird sie durch die Fürstlich-Turn- und Tarische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition zu Frankfurt, welche die Hauptspedition übernommen hat, und durch die Hermann'sche Buchhandlung daselbst und die Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen bezogen. Am Wohnorte des Herausgebers werden die Bestellungen im Johanniterhof auf der Fahrgasse, und in der Leihbibliothek des Herrn Demmert, Döngesgasse, Lit. G. No. 49. angenommen.

I.

Briefe.

1.

S. den 16. März 1816.

Es ist schon stokfinstre Nacht, mit Licht und Allem, und noch nicht gar lange, daß mir Ihr Brief überreicht wurde. Da es zum Kommen zu spät ist, so will ich Ihnen doch durch einige Zeilen, und wo möglich Punkt für Punkt, antworten. Ja, ich bitte Sie, liebe Freundin, denken Sie „an die wenigen Wochen, da ich zufrieden mit Ihnen war." Nicht deßhalb, weil ich zufrieden mit Ihnen war, sondern, weil Sie vergnügt waren, mich in die Seele hinein freuten, weil jene Zeit Ihnen Bürge ist, daß Sie, daß man vergnügt seyn **kann**, wenn man nicht körperliche Leiden hat; daß andere Trauer durch Untersuchung, Ueberlegung, Zerstreuung — welches alles in der Zeit geschieht, darum nennen's die Menschen „mit der Zeit" — vergehen muß. Hätte ich nur das leztemal mit Ihnen aussprechen können! aber ich glaube, obgleich ich noch zwei sehr gute Dinge zu sagen hatte, daß es so gut wie geschehen ist. Sie haben es geendigt! „Kein Zug, der dem Urbilde gleich käme," sagen Sie ja, den Göttern gelobt, selbst! Sein Sie getrost, arme Leidenerwählte! Solche Gedanken **hat man nie umsonst**! Ja, ja, es sind die herbsten Leiden: einen solchen selbstgeschaffenen Gegenstand zu lieben, der einem nur das bischen Eindruk verleiht, und einen solchen Gegenstand **nicht** mehr zu lieben! Alles gleich. Alles Schmerz; Verneinung. Diese ist der **reinste** Schmerz. Aber nun alle andern scheuslichen Gemüthsbewegungen, welche daraus entspringen! O welcher innerliche Jammer, welche Noth! welcher **wahre** Krieg mit **allen** seinen Folgen und Gefolge, in der tiefsten Aehnlichkeit. Wer kennt dies besser als ich. Aber

unendliche Kraft soll man dagegen anwenden: ich bin zernichtet, und ich rathe noch zur Vernichtung; alles ist besser, als ein Spott seiner selbst seyn, und ein selbstgeschaffenes Werk anzuschmachten. Todtes erlangt man nie! man kann es nicht besitzen. Auch so scharf braucht es nicht immer herzugehn, und man stößt unverhofft auf sanftere Mittel; nur scheuen soll man auch Verzweiflung nicht, die unbekannt ist. — Sie sagen gut: „ich werde gar nichts gethan haben, und es wird mit einemmale alles fertig da stehn;" so ist es immer, alles, ich behaupte ja —, auch das Alter, kommt plözlich, — das Fertigwerden ist nur immer ein Moment! Nun setz' ich noch hinzu: Und wanken und erschrecken Sie doch nicht, wenn Sie auch oft glauben werden fertig zu seyn, und plözlich die ganze Krankheit wieder fühlen! Sehnsucht ist's alsdann: und diese ein Zeichen des Lebens. Mehr als das Leben kennen wir ja ohnehin nicht; das sind wir; das haben wir; und daraus kann immer etwas Schönes werden. Und wie wunderbar! Fühlen Sie sich nur einmal! Rechnen Sie das bischen Liebeselend nicht. Die Elenden sind elend! —

Sie werden genesen! Lassen Sie sich auch nicht irre machen, wenn ich nicht immer freundlich seyn kann: ich kann es bey meiner innern Verfassung, bey gewißen Verwirrungen, nicht; auch Krankheit! Und wenn ich in diesem Briefe gehemmt spreche, so ist's, weil auch ich an mir hämmere, und ein Paar schlimme Wachnächte in meinem Bette mit meinem Herzen verbracht habe; und zum Theil wie zu mir selbst sprach. Sie sehn, wie freundlich und gesprächig ich gleich werde, wenn Sie gesund werden wollen. Die Welt ist so voll! Ihr Herz thätig: wo sollte Armuth, Noth in Armuth, herkommen, mit gesunden Sinnen, und dem Muthe, sich jede Wahrheit zu sagen! —

2.

S. den 28. März 1816.

— Liebe Freundin! Lassen Sie große Herzen für sich mitgelitten haben; entzünden solche Geister das Licht des Ihrigen früher! Haben Sie nur den Willen sich zu heilen — es ist wie eine Wunde: auch sie entzündet fieberhaft jedes Lebensprin-

zip, — verbannen Sie, wenn es nur möglich ist, das Willkührliche, wahrhaft Leidenschaftliche! — Hören Sie auf Goethe — mit Thränen schreibe ich den Namen dieses Vermittlers in Erinnerung großer Drangsale, — der es im Meister deutlich sagt, daß die Jugend zu viel Kräfte zu haben glaubt, und sie aus Willkühr dem verlorenen Gute wie nachwirft. Er sagt es anders. Lesen Sie es nach, liebe Tochter, wie man die Bibel im Unglük liest: wo Meister Marianen verliert, im ersten Bande steht es; er wird krank, und Goethe schließt ein Kapitel damit; es ist eine Götterstelle, ein Wolkenspruch über diesen Drang der Jugend. Sträuben Sie, in der Ehrlichkeit Ihres Herzens, sich nicht gegen Farbe und Gestalt; wenden Sie keinen Reiz von sich! Doppelte Natur trägt der Mensch in sich; wo ihn das Schiksal krönt, darf er sie beide gebrauchen; der Augenblik, mit seinen sichtbaren wandelnden Schätzen, ist ein freudiger Spiegel für ihn; und er darf auch dann wagen, sein Herz einer Ewigkeit zu überlassen: beachtet aber das Schiksal uns nicht, so dürfen wir unser Wesen trennen! Thun Sie's jetzt. Lassen Sie Geist und Sinne spielen: halten Sie sich nicht mit Gewalt an einen schon entflohenen Gegenstand, der das Gebilde Ihres eigenen Verlangens war! — Des Menschen Geist ist unendlich, sein Herz unzerstörbar. Da Sie weiter leben müßen, leben Sie wirklich! Daß Welt und Luft und Leben und Gestalt auf Sie eindringe! Nur gefalle Ihnen nichts im Schmerze; er vergeht doch; und dann ist Jugend, Schönheit und Gesundheit weg, und man hat ehrlicher- und unehrlicherweise sich selbst etwas aufgeführt. — Sie aber, Liebe, müssen wahrhaftig gegen die Empfindlichkeit arbeiten; verdrießlich müssen doch Ihre Freunde seyn dürfen! es nicht verbergen dürfen, ist großer Trost — wo nicht der einzige! Wie wollen Sie Ihren Freunden denn ernst schützend beitreten? — Im Ganzen bessern Sie sich! An der Seele zimmert jeder ordentliche Mensch, so lange er lebt. Fassen sie sich in dieser Arbeit, und zerstören Sie nicht mit jugendlicher Ueberkraft alles von neuem. —

3.

S. den 1. May 1816.

— Seyn Sie nicht so ängstlich! Selbst physischen Schmerz halte ich für Verwirrung, in die wir nicht einzudringen vermögen: und es ist nicht gleich, ob uns diese das Leid macht, oder etwas andres, weil unser ewig bewegter Geist, unsere Arbeit, unser Schmerz selbst, sie unfehlbar auflösen müssen. Alles kann sich nicht allein ändern, alles ändert sich ganz gewiß; von heut zu morgen, ganz unvermuthet. Die größte Veränderung kommt auch von Innen heraus: in uns geht sie vor, und wie plözlich; wie eine Blume sich erschliesst, immer in einem Moment; sieht die Welt auch den Prozeß vorher, jene selbst erathmet Licht nur mit Einemmale. Kleinere Vorfälle aber sind beinahe immer eins, wie sie kommen; und auch selbst muß man sie sich nach geschehener That zurechte legen, und mit Kunst und Gewalt Honig aus ihnen ziehen. Wer vermag die zu berechnen! Ich spreche heute aus voller Seele! denn auch mir ist viel Mißwachs vorgekommen, und nicht ganz von der geringsten Art. Aber den ganzen gehässigen Eindruk, den er mir macht, nehm' ich dazu hin, um mir zu sagen und zu zeigen, wie ich mir nichts mehr weis machen lasse, wie jedes Ding nur droht, und weder freut noch schadet, und jedes Ereigniß erst durch die, welche es gebiert, fertig wird, und man die künftigen Geschlechter beider Welten nicht kennt, nicht weiß neben wem im Gedränge man Tod oder Leben findet! Klarheit im Geiste, reiner und wo möglich starker Wille, ist unsere Aufgabe und unser einziges Glük: zu dem Uebrigen können wir lachen, beten, weinen. — —

4.

S. den 10. Juni 1816.

— — Sie sind mir lieb, folglich auch der Brief: aber welche Mühe haben Sie sich gegeben! Nicht allein, so viel, so klein geschrieben zu haben; — aber den Egoismus heraus zu stöbern! Wenn Sie schon auf's Allgemeinste gehn wollen, es giebt noch etwas Allgemeineres, als ihn! Lassen wir dies! — Können Sie mir gut seyn, liebe Freundin? Ja! Weil ich Ihnen gut seyn kann, Keine von uns stumpf oder zunichte ist. Gut! Ich bin eigenthüm-

lich? Bin ich dieß mit Bewußtseyn und Geist, so werd' ich jede Eigenthümlichkeit ehren, und eine schöne schützen und pflegen. Das kann uns aber nicht verhindern, uns mit Gründen so ernst zu bekriegen, bis eine jede von uns in das Gebiet gedrängt ist, wo andere Waffen gelten. Dies ist geistiger Umgang, ohne den ich — eigentlich nicht umgehen kann! Dieß wird sich bey uns schon machen, dafür laß' ich uns beyde sorgen; — wie ich es überall liebe, viel vorauszusetzen! — Machen Sie sich keine zu große Idee von mir; sonst könnten Sie mich nicht lieben! Denken Sie, wenn Sie wollen, alles Gute von mir, das Sie zu denken fähig sind; nur denken Sie sich nicht Nichts — und überlassen es meinen etwanigen Fähigkeiten, dies auszufüllen. Ich habe Sterbliche, die ich bis zur Vergötterung liebe; aber es sind nur mir bekannte, gesteigerte, geordnete, glükliche Eigenschaften in ihnen, nicht dunkle Unbestimmtheiten, die mir diesen Trost, diese Wonne gewähren. —

— 5 —

S. den 28 Sept. 1816.

— Neue Städte, neue Orte, sind für Unglükliche, wie das Stellewechseln für Kranke in ihrem Bette: immer doch für's erste besser! — Man gewöhnt sich nur mit einer schielen Seele an Unnatürliches; graden Gemüthern bleibt eine verrenkte Lage ewig verhaßt, und so soll's auch bleiben! Vorschreien muß man sich das bis an's Grab, so ist man doch bis dahin würdig eines bessern Schiksals gekommen. — Wie lange sag' ich Ihnen schon, daß ein arges Ereigniß, ein Aerger u. d. gl. nur die ersten Stunden auf mich wirkt: nun wird's mit Ihnen auch so. Ja, ja! man erfährt alle Tage mehr! Aber nicht in dem hausbacknen Sinn, wie es die dummen Leute mit Gedankenlosigkeit und Anmaßung sagen; was man so durch ruppiger Menschen Kenntniß und durch Verstandeseinsicht über Fortuna, ihre Gunst und ihre Wahl; — die paar Bemerkungen, — über Völkerregierung, über die Bildung der Staaten, über den ewigen Krieg aller Verkehrtheiten und Mißverständnisse, an Erfahrung erlangen kann, das sind Kinderspielwerke für einen schnellen Kopf! Aber die Ho-

rizonte, die sich in uns selbst einer nach dem andern erhellen; die Abgründe, die man mit Strenge da gewahr wird, vor denen man umsonst zurükscheut, durch die man hindurch muß; die Gefilde auch, die Vegetationen, die Reiche, die da erblühen; das sind die Erfahrungen, die man macht, und wovon geschwiegen wird! Sie werden mal sehen, was Sie alles noch in sich erleben: geben Sie nur Acht, *das ist die Kunst!* Alle Menschen werden Sie nach und nach verstehen, und am Ende sich selbst. Hier springt mir eine Frage vor's Gesicht, die gar nicht hieher zu passen scheint: Was lieben Sie denn an mir? So heißt die Frage. Bald sind Sie böse auf mich, bald sehnen Sie sich nach mir. Noch nie habe ich diesen Widerspruch bewirkt. Bin ich an diesem Wechsel Schuld? Ueberlegen Sie's; ich glaube nicht. Ich bilde mir auf mein Wesen nichts Besonderes ein; aber wahr und einfach, weiß ich, daß ich bin, und dies kann ich nicht mit Wissen läugnen lassen. — Ich sage stolz von mir wie ich denke, und thue ich bescheiden, so habe ich die Leute nur zum Narren, d. h. ich spreche nach ihren schwachen Ohren, — denn Bescheidenheit kann wohl Ursache seyn, keine Ansprüche zu machen, aber die allergrößten zu haben kann sie nicht verhindern. — —

6.

S., den 24. September 1816.

Ihr Brief, liebe Freundin, machte mir Vergnügen, weil er voller Wahrheit ist. Das Gute, welches darin für mich steht, kann ich gleich glauben! Und glauben auch Sie nur, wie in diesem Briefe, daß meine *Härten* (ächter Umgang sind — ich nenne die Dinge so, *mit Ihnen* — und mein Lob jedesmal freudig aus meinem Herzen dringt. Diese Art zu seyn muß einen eben so natürlichen Zustand des Gemüths in andern hervorbringen, wenn sie rein gestimmt sind; natürlich, ohne befangenes Urtheil, ohne eine Forderung, die, gesichtet, auf nichts gegründet wäre, als auf den Wunsch, es möchte so seyn, wie es einmal *nicht ist!* Gewöhnlich dann auch sind solche Forderungen verdrießlich ausgedrükt, welcher Verdruß von dem heimlichen Bewußtseyn ihres Ungrundes herrührt, und den Gemißhandelten

auch sehr aufbringt, weil er oft schweigen muß, um nicht ganz zu verletzen. Doch ist dies thöricht und unrecht: und ich will's noch mehr aus mir ausrotten.

Wie Sie aber nicht mehr durch meinen Umgang verändert sind, bewundre ich in der That, mit Ihnen! Und das ist es auch, was mich oft aufbrachte, wenn es oft und oft den Schein haben mußte, daß ganz etwas andres meinen Zorn erregte. Nicht, daß Sie nicht unendlich seit unserer Bekanntschaft gewonnen hätten! Der ganze Horizont Ihrer Begriffe ist erleuchtet; ein ganzer Wust von alten Meynungen, Urtheilen und Wünschen bey Seite geschafft; ganze Felder sind mit neuer Saat versorgt; Ihr Geist ist beweglicher und selbstthätiger geworden. Eine neue Welt haben Sie in's Auge bekommen; eine lächerliche, in betrüglichem Schein schwebende, bey Seite rollen lassen. Aber im Zusammenhange Ihres Wesens haben Sie nicht gewonnen. — Und wie ist es möglich, daß man eine Gemüthsehrlichkeit in Jemanden bewundert, ohne auf der Stelle eben so zu werden? Ohne so zu seyn! Kraft der Ausübung kann man bewundern, ohne sie zu besitzen, Fähigkeit des Geistes, Stärke des Kopfes, Reichthum des Herzens, seine Empfindlichkeit, sein Vermögen! Gut. Aber wie kann man ein strenges Bemühn, in alles dies Zusammenhang zu bringen, einen ehrlichen Umgang im Innern der Seele, im Gebiete des Gewissens, lieben und preisen, ohne immer und ewig dasselbe, was man bewundert, zu üben! — Der Mensch kann nicht recht auseinandersetzen, was das ist, der Wille. Aber ein Jeder sieht, das Aug in sich gekehrt, vernimmt, nach seinem Innern horchend, daß es ein leztes Wollen in ihm giebt, unterschieden von dem vielen zerspaltenen, ein Wollen, welches mit den besten Ueberzeugungen zusammenstimmt, und der reinste, also der, uns bekannte, beste Willen ist. Dieser, im Zusammenhange mit jedem unsrer Bestreben und all unsern Aeußerungen, macht wahrhaft liebenswürdig, und ist allein liebenswürdig. Wenn Sie, meine Freundin, also mich lieben, so muß dieser Punkt Sie anziehen, diese Sonne Sie erwärmen und Ihr Auge leiten. Ich habe den vorzüglichen Geist nicht, den man mir so verschwenderisch zugesteht, oder vielmehr tausend und tausend Men-

schen haben ihn auch. Verstand haben gar die meisten Leute, und hundert Bekannte mehr als ich. Kenntnisse und Talente habe ich gar nicht. Und doch eine sichere Meynung, ein treffendes und eigenthümliches Urtheil auch über diese Dinge. Durch Kraft der Ehrlichkeit: durch den großen durchgehenden Zusammenhang aller meiner Fähigkeiten, durch den ewig unzerstörbaren Zusammenhang und das unauflösliche Zusammenwirken meines Gemüths und meines Geistes, durch die ewig redliche Wachsamkeit darauf, durch die unerschrockene Kühnheit gegen arge Resultate meines Urtheils und meines Betragens, sobald ich beyde für richtig erkenne. Dieß ist meine ganze Grazie, nur die schafft Liebe. Wer mich um etwas andres liebt, der betrügt mich, oder sich, der lügt, oder ist albern. Darum freut mich nicht allein so selten Aeußerung von Liebe, sondern empört sie mich sogar. Aber wie verloren rinnt mein ganzes Herz in ein anderes über, wenn ich dieses wirklich durch das meine gerührt, berührt glauben kann. —

Nehmen Sie um alles, was man in der Welt Freundschaft nennen kann, ja diesen Brief gut! Es ist der beste, den ich Ihnen noch je geschrieben habe. Ich will es Ihnen erklären. Ich dachte bis heute, bis gestern eigentlich — bis Ihr Brief kam — ich könne Ihnen nie ganz die Wahrheit sagen, sie sey zu hart, dachte ich, sie beziehe sich zu unmittelbar auf Ihr Inneres, auf den lebendigsten Mittelpunkt desselben, — es giebt eigentlich keine andere Wahrheit — ich würde verwunden, und nicht ändern. Ihr Brief aber war so naiv, daß er mir Hoffnung machte, Eingang bey Ihnen zu finden: und, mir selbst unverhofft, ist gleich dieser da! Ich habe Ihnen noch nie so über Sie gesprochen: aber wenn Sie jede Zeile durchgehn, die ich Ihnen je schrieb, so wird dieser Brief immer als Text zum Grunde liegen. Ihn trug ich immer in der Seele; nur schmeichelte ich zuweilen, wo ich nicht verletzen wollte, und oft kam ich der Wunde doch hart und nah an! Dies ist mein Unrecht; und Ihnen nicht bekannt, in seiner Erscheinung oft so gefällig, und dann wieder so unleidlich! Es soll wo möglich alles anders werden: nämlich besser, wahrer, unter uns. —

7.

S. den 12. May 1817.

Die vier eitelsten Menschen, die ich gekannt habe, sind Frau von S—, Doktor G—, Oberst W—, und Graf T.— Doch müssen Frau von S. und Doktor G. an der Spitze stehen, weil die beyden ganz ausdrüklich sich selbst etwas vorlügen, und offenbar nun bereits seit 40 Jahren Schmeichelvisiten an sich selbst ablegen. Sie möchten vor Glük und Süssigkeit untergehn! wiederholen sich ewig; können sich ganze Geschichten einbilden; geben sich Kenntnisse, die sie nicht haben, versagen sich keine Gabe, kurz, machen sich ohne Umstände glüklich; und haben nur — auch keinen ächten, einen falschen Aerger, wenn sie ja einmal bemerken, daß Einer wohl anders über sie meynte, als sie selbst; da es sie aber in ihrer Meynung und in ihrer großen behaglichen Lüge nicht sehr stört, so fügen sie es blos wie eine Erdreistung, die geahndet werden müßte, als eine in der Gesellschaft eingeschlichene Unordnung, die sie nur scheinbar ergreift: denn auch Gesellschaft an und für sich interessirt sie nicht, und nur im oberflächlichsten augenbliklichsten Bezuge auf sie selbst. Sie sind beyde unbedingt die größten Narren, die ich kenne! Mir aber doch bemerkenswürdig; weil die erstere sogar eine Anlage, wenn man so sagen dürfte, zur edlen Seele hat; von übereckelhafter Süssigkeit gegen sich selbst, aber in schlaffer, nicht derber, Gemeinheit aufgelöst; kurz, eine offenbare Närrin, so daß man sich ihrer schämen muß, und nur als ein Gesellschaftsheld ihre bessern Eigenschaften nennen kann, in förmlicher Verhandlung, und von den Dümmsten und Klügsten bestritten. Doktor G. hatte Anlagen zum Verstand; bey ihm geht aber die Vertheidigung seiner Behaglichkeit bis zur gewaltsamsten Härte; womit er die Verkehrtheit verbindet, sich auf Ehrlichkeit so viel einzubilden, daß der größte Sänger z. B. mit diesem Maß von Einbildung auf sein Talent ein unerträglicher Narr wäre. Er sieht in der ganzen menschlichen Gesellschaft n i c h t s — als sich selbst auf einem Thron von Arzeneyen, und die übrigen Sterblichen im Staub! Der ist ordentlich blind. Noch ist es sonderbar, daß beyde aus einer und derselben gebildeten Stadt Deutschlands sind, dort un-

ter sehr günstig scheinenden Umständen erzogen wurden, und Gelegenheit hatten, Europa kennen zu lernen. Sie sind Eines Alters, und haben dieselben Gesellschaften gesehn; sie verachten sich einander sehr. —

Dann kommt Oberst W., der mit Gewalt eitel war, aus dem klarsten Bewußtseyn; der den Moment der Negation für sich nicht ertragen wollte; der es sich deutlich gesagt hatte; der alle Menschen, und sich selbst an der Spitze, zur Huldigung zwang; der überall der merkwürdigste war. Von dem ich oft gedacht habe, und sagen muß, er war eines höhern Grades von Schmerz fähig, als alle mir bekannte Menschen, mich mit eingerechnet; denn er ertrug ihn schlechterdings nicht. Stellte ihm sein Geist und sein Körper die Dinge auf die Weise, und so erhöht, oder forderte seine Seele schärfer und mächtiger ihr Wohlseyn: genug, er erzwang's in äußern Bedingungen jedesmal. Daher war er gewaltthätig: und so auch in seiner Eitelkeit. Er selbst war nie sein Narr; die Mitspielenden mußten es aber seyn: Verführung, Ueberredung, Gewalt, Ueberzeugung, galten ihm nicht gleich, mußten ihm aber dienen, helfen. So konnte er närrisch scheinen ohne es zu seyn. Weinen, sich rächen, drohen, seicht leben, zwingen, klügeln, sich anstrengen, schmeicheln — natürlich nicht lange, — alles konnte und gebrauchte er, nichts war ihm zu groß, nichts zu klein, um den Moment des Zurücktretens zu vermeiden. Von eigenem Geiste getrieben, stellte er sich wohl selbst zurück; und beurtheilen konnte er sich sehr gut, wenn es wieder auf Urtheil ankam. Niemals hat jemand das Schöne seines Gemüths weniger in Umkauf gesezt, es selbst weniger besichtelt! Seine Moralität fühlte er immer fertig; er wollte aber mit vieler Gewalt und ununterbrochener Anstrengung auch ein Asyl in der Welt für sein besseres Seyn: er war durchaus kein Dulder; und so ergriffen von dem Gefühl, welches ihm dies verbot, so durchdrungen von der Einsicht, daß der Moment auch eine Zukunft ist, daß er mir oft aus dem tiefsten Geiste sagte: „Ja! das Würmchen, sehen Sie's kriechen, es hat seinen Moment, er ist alles. Es lebt wie ich; es ist an seiner Stelle, niemand kann da seyn!“ — und so sprach er von niederschlagenden Scenen — deren Rich-

tigkeit er schärfer als irgend ein Mensch wußte — „der Moment ist doch da! in diesem Moment ist des Kerls Vortreten etwas; denn ich fühl's ja: ich habe ja den schlechten Moment.“ Einen solchen Moment zu vernichten, wandte er alles an. Dieß war seine Eitelkeit. —

Nun kommt Graf T. Der ist komisch und schlecht; denn er hat Reue, und ist unsicher über sich; bey eben so anhaltender und heftigen, aber mehr beschränkten Gewaltthätigkeit, weil er dabey so ausserordentlich viel nicht allein auf Andrer Aeußerung über ihn und Behandlung seiner, wie alle Eitlen, giebt, sondern sogar auch sein besseres Urtheil sehr leicht, und fast immer, dem ihren nachstellt: dieß bringt nun alle Augenblicke die ausgelassenste, gewaltthätigste Anmaßung zum Vorschein, die plötzlich an Kinderzweifeln über alle gesellige Gegenstände bricht, und ihn von dem empörtesten und empörendst ausgelassenen Zorn in die ungewisseste Bestürzung und lächerlichste Ungewißheit schleudert; dieß in den geringsten Kleinigkeiten, die seinem beweglichen treffenden Verstande und seiner immer fertigen und glüklichen Gabe sich auszudrücken bey weitem nicht gewachsen sind. Ich glaube, die gegen seine übrigen Gaben unverhältnißmässig große Gabe zu sprechen war davon ein verstekter Grund. Er war leicht von seinen und auch Anderer Behauptungen bestochen und überwältigt, wenn sie nur gut und in einem gewissen Zusammenhange gestellt waren, und handelte ganze Lebenszeiten hindurch nach einem solchen Ausspruche, ohne daß er mit seiner Ueberzeugung und seinem Gewissen Eins gewesen oder geworden wäre. So ward er tugendhafte und religiöse Vorstellungen seiner Erziehung und seines Familienlebens nie los; und sein Leben war halb lächerlich halb schreklich anzusehn: für ihn gewiß meist eine innere Angst und Marter, von Mitteln der Eitelkeit zur augenbliklichen Ruhe gebracht; ein schwankender Zustand, zu welchem auch Geburt, Schönheit und Geistesgaben ihm wirkten, und alte verderbte Erziehung, die sonst häufiger mit großen Vorstellungen und Achtung der Religion und Sitte zusammenging. Er war ein Exempel ehmaliger verkehrter Franzosenwelt und ihrer Erziehung. Er genoß all ihre Vortheile, und erlag ihren tiefen Fehlern. —

8.

R. den 14. May 1817.

Das Widerspiel zu den vier Eitlen ist die Gräfin M., welche mit Wahrheit in einem Briefe an eine Freundin von sich selbst sagte: „Wenn ich in der Nähe von Fürsten wäre und mit ihnen lebte, würde ich für die niedrigste Schmeichlerin gehalten werden! Weil ich jedes Menschen Persönlichkeit umgehe, und bey der größten Meynungsunabhängigkeit nur immer aus allgemeingeltenden Gründen widerspreche; ein solcher Widerspruch wird gar nicht bemerkt, so sehr er auch wirkt; Beyfall und Lob suche ich aber so persönlich zu machen, als möglich. Dieses Verfahren, welches unbegreiflich unbemerkt bleibt, würde bey hohen Personen sehr auffallen. Meine besten Freunde, wenn sie dieß lesen, werden mir nicht beypflichten, sondern meynen, ich lobe mich ungeheuer aus Vorliebe; ich aber bin überzeugt, daß dieß Gesagte die strengste, in jedem Tage zu erprobende Wahrheit ist, und bin gar nicht beschämt." —

9.

W. den 9. Januar 1818.

Wie irrt sich Frau von Stael über sich selbst in ihren Briefen über Rousseau! Welche Anstrengung von verkehrter Vertheidigung, gegen ganz unwesentliche Angriffe einer ganz verirrten Ansicht der Leidenschaft, der Pflicht, der Moral, des ganzen Lebens! Nicht ihre Ansicht, sondern der Abweg, die Lügenpfade der ganzen Franzosenwelt, das heißt der ganzen neuern. Frau von Stael liebt Rousseau'n, er ergreift sie, sagt ihr zu; aber sie fürchtet sich, ihre guten Freunde werden sie für unmoralisch halten, sie beschuldigen, dem Laster, der Leidenschaft das Wort zu reden. Sie hat weder Rousseau's Aussprüche in seinen Schriften, und insbesondere in seiner neuen Heloise, in eine durch Gründe vorbereitete Denkungsart erfassen können; noch war sie so ungründlich und fade, und viel zu vollherzig, als daß es ihr möglich gewesen wäre, seinen gemeinen Tadlern und deren Ausstellungen beyzupflichten. Frau von Stael war von einer andern Art von Furien, als denen, die das Gewissen geisseln, verfolgt; aber diese garstigen Teufel waren eben so fleißig, als jene zu

seyn pflegen. Sie verfolgten sie unaufhörlich in und aus den Sälen und Gemächern von Paris, und diese Zerrgesichte allein sind es, meines Bedünkens, die ihr ganzes Talent verwinzigt, in Unordnung gebracht und getödtet haben. Weil doch nur unsre sittliche Ansicht, von uns und der Welt, den Ertrag ausmacht, der unsere Gaben zu Talent ordnen und steigern kann. Wer nur für sittlich hält, was Andre loben, ist nicht mehr keusch; und ohne Unschuld, immer neu wiederkehrende Unschuld, die im reinen Willen besteht, verwirrt sich jedes Talent, und gebährt Geschöpfe ohne Proportion und ohne Einheit in ihren Lebenselementen, daher das unvermuthet Widerspenstigherbe, Fremde, aus der Bahn gleitende in den Werken der Frau von Stael, daher das ganz Unzusammenhängende in ihren Kritiken und Behauptungen, das Abwechseln von wahrhaftigsten Ausbrüchen wirklicher Gedanken und des ganz eitlen Nichtigen nebenan. Sie horchte nicht auf sich selbst; und dieß, weil sie, nach jedem Einfall und Gedanken, gleich hinhörte, wie ihn das geehrte, geistvolle Paris, ihr Publikum, ihre Welt beurtheilen würde, oder vielmehr mißverstehn könnte. Es war nicht blos Eitelkeit von ihr, und sie mochte nicht um jeden Preiß gelobt seyn: aber sie war zu empfindlich gegen Paris — dieß hielt sie einzig hoch! — sie mochte um keinen Preiß getadelt seyn. Ihre Moral, ihre Religiosität, ihre Tugend, ja zulezt ihre Liebe zum konstitutionellen Königsthum, sollte in nichts dem Tadel ausgesezt seyn. Arme Philosophie! solche reicht nicht weit. Ich glaube doch, hätte sie sich mehr Kräfte der gründlichen Untersuchung gefühlt, sie wäre von solcher Nachgiebigkeit zurükgekommen. Wer Gründen widerspricht, muß es mit Gründen thun; und jeder, der denken kann, wird doch für seine Gedanken die ungedachten Aussprüche der Gesellschaft nicht fürchten? Im Gegentheil, diese ändert sich allmählig nach den Urtheilsaussprüchen, welche die zulezt ausgesprochenen Gründe für sich hatten, und daher siegten. Frau von Stael kommt über Rousseau beynah ins Faseln, und man wundert sich dieses Herumfahrens der Aussprüche, Behauptungen, und was sie als feste Voraussetzungen annimmt, nicht sowohl, als daß da drunter mit von dem Besten zum Vorschein kommt, und sie öfters bis auf den reinen

Grund untertaucht. Dieß allein machte mich so aufmerksam, so böse und so gut gegen sie. So beurtheilt sie Rousseau's **discours sur l'inégalité des conditions** und andre Schriften solcher Art immer nur aus dem Standpunkte, was man darüber sagen könnte, vermag also Rousseau'n auf keinem reinen oder abstrakten Wege zu folgen. Sie quält ihren armen schönen Verstand: er muß ihr immer unwürdige Dienste leisten. Wie sie aber gar auf die neue Heloise kommt, plumpt sie unterwürfig in alle alte dünkelhafte geheiligte Rohheiten. Ließe sie doch Rousseau'n lieber angeklagt, als ihn so zu vertheidigen! — Ihr in allen ihren verwickelten Läufen zu folgen, ist hier für mich zu schwer; gehörte das Buch mir, so schriebe ich an den Rand. Sie bleibt immer in derselben Furcht für sich, und auch für Rousseau, man möchte ihre Tugend, ihre Moral nicht für die ächten halten; fürchtet sich, der Leidenschaft das Wort zu reden — die sie auch in ihrem Buche **sur les passions** mit Sucht verwechselt. Was ist Leidenschaft? diese Frage wäre zuerst zu beantworten. Dann verläßt wieder die Angst sie nicht, daß Schriftstellerinnen nicht könnten weiblich gefunden werden, oder ihre Werke doch nicht so hoch zu stellen seyen, als die der Männer. Arme Furcht! Ein Buch muß *gut* seyn, und wenn es eine Maus geschrieben hat, und wird nicht besser, wenn sein Autor Engelsflügel an den Schultern trägt. So viel für's Buch selbst! Ob eine Frau schreiben soll, ist eine andere Frage, und so possierlich als ernsthaft zu beantworten. Wenn sie Zeit hat; wenn sie Talent hat; wenn's ihr Mann befiehlt — wird's eheliche Pflicht sogar — wenn er's leidet, gerne sieht; wenn es sie von Schlechterem abhält, wenn sie Gutes thut für den Sold ꝛc. ꝛc. und sie muß es, wenn sie ein großer Autor ist. Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter? Oder ist es aus der Organisation bewiesen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann? Wäre dieß, so blieb es doch noch Pflicht, oder erlaubt, den Versuch immer von Neuem zu machen.

In Rousseau's Heloise wäre ganz etwas anderes zu beurtheilen, als was Frau von Stael anzugreifen scheint: aber das vollständige Werk drükt diesen Tadel selbst aus, wenn auch durch

kein Raisonnement; durch Juliens Unglük, welches sie uns im Tode bestätigt; und so soll jedes Gedicht, jeder Roman verfahren, keine einzelne Lehre der Tugend dramatisiren, keine Maxime der Klugheit, was gewöhnlich so begierig und selbstzufrieden aufgenommen wird. Alle schönen Werke dieser Art tragen ein ganzes Stük wahrgenommener Welt vor; was da mit vorkommt, wird schön seyn; jedes Genie wird ein ander Theil ausheben, und es nach seiner Gemüthslage darstellen und färben, wie jedes Tages Licht uns die alte Erde neu zeigt, ja jedes Tages Stunde. So sind auch alle grossen Werke der grossen Meister, alles findet man darin, was man in der Welt zu finden vermag; alle grossen Betrachtungen; aber ich glaube nicht, daß diese Meister ein Gedankengerüst bekleidet haben. —

10.

W. den 26. März 1818.

Sie, liebe Freundin, werden mein Federverstummen nicht an meinem Herzen für Sie abmessen wollen! Ich hatte Sie, während er lebte, über Ihren Freund gesprochen, ich habe sie miteinander leben sehn. Ein Todschlag, auch aller Gefühle und Worte darüber, aller Aeußerungen, war dieser Sterbefall für mich, weil ich Sie kannte; da ist nichts zu sagen, das ist wie unser eigener Tod, wie alles Elend hier, nicht zu fassen! Nichts erregte mich aus dieser tiefsinnigen Stumpfheit, beleuchtete zuerst die dunkeln Wogen in des Busens Tiefe, als die wahrhaft schöne Weise, wie Sie den Verlust auffaßten und ausdrükten! Ein Künstler im Unglücke, im Schmerz, — meine höchste Bewunderung, wie ich sie für jeden Virtuosen empfinde, woraus gleich die leidenschaftlichste Liebe für ihn entspringt, und die größte Dankbarkeit gegen die Natur, die so schön machte und beschenkte! — Daß Ihres Gatten Ende hier durch sie so wirken mußte, ist Ihnen gewiß eine genugthuende Betrachtung! Aber in's Tiefste gekränkt war ich, und bin es noch, daß er so schmerzvoll leiden mußte. Es bleibt entsezlich, daß ein Mensch, ein Wesen mit Gedanken, fähig ist gemartert zu werden. Wissen Sie, die bloße Möglichkeit, die Vorstellung davon, bringt mich in meinem ruhigen

schen haben ihn auch. Verstand haben gar die meisten Leute, und hundert Bekannte mehr als ich. Kenntnisse und Talente habe ich gar nicht. Und doch eine sichere Meynung, ein treffendes und eigenthümliches Urtheil auch über diese Dinge. Durch Kraft der Ehrlichkeit: durch den großen durchgehenden Zusammenhang aller meiner Fähigkeiten, durch den ewig unzerstörbaren Zusammenhang und das unauflösliche Zusammenwirken meines Gemüths und meines Geistes, durch die ewig redliche Wachsamkeit darauf, durch die unerschrockene Kühnheit gegen arge Resultate meines Urtheils und meines Betragens, sobald ich beyde für richtig erkenne. Dieß ist meine ganze Grazie, nur die schafft Liebe. Wer mich um etwas andres liebt, der betrügt mich, oder sich, der lügt, oder ist albern. Darum freut mich nicht allein so selten Aeußerung von Liebe, sondern empört sie mich sogar. Aber wie verloren rinnt mein ganzes Herz in ein anderes über, wenn ich dieses wirklich durch das meine gerührt, berührt glauben kann. —

Nehmen Sie um alles, was man in der Welt Freundschaft nennen kann, ja diesen Brief gut! Es ist der beste, den ich Ihnen noch je geschrieben habe. Ich will es Ihnen erklären. Ich dachte bis heute, bis gestern eigentlich — bis Ihr Brief kam — ich könne Ihnen nie ganz die Wahrheit sagen, sie sey zu hart, dachte ich, sie beziehe sich zu unmittelbar auf Ihr Inneres, auf den lebendigsten Mittelpunkt desselben, — es giebt eigentlich keine andere Wahrheit — ich würde verwunden, und nicht ändern. Ihr Brief aber war so naiv, daß er mir Hoffnung machte, Eingang bey Ihnen zu finden: und, mir selbst unverhofft, ist gleich dieser da! Ich habe Ihnen noch nie so über Sie gesprochen: aber wenn Sie jede Zeile durchgehn, die ich Ihnen je schrieb, so wird dieser Brief immer als Text zum Grunde liegen. Ihn trug ich immer in der Seele; nur schmeichelte ich zuweilen, wo ich nicht verletzen wollte, und oft kam ich der Wunde doch hart und nah an! Dies ist mein Unrecht; und Ihnen nicht bekannt, in seiner Erscheinung oft so gefällig, und dann wieder so unleidlich! Es soll wo möglich alles anders werden: nämlich besser, wahrer, unter uns. —

7.

S. den 12. May 1817.

Die vier eitelsten Menschen, die ich gekannt habe, sind Frau von S—, Doktor G—, Oberst W—, und Graf T.— Doch müssen Frau von S. und Doktor G. an der Spitze stehen, weil die beyden ganz ausdrüklich sich selbst etwas vorlügen, und offenbar nun bereits seit 40 Jahren Schmeichelvisiten an sich selbst ablegen. Sie möchten vor Glük und Süssigkeit untergehn! wiederholen sich ewig; können sich ganze Geschichten einbilden; geben sich Kenntnisse, die sie nicht haben, versagen sich keine Gabe, kurz, machen sich ohne Umstände glüklich; und haben nur — auch keinen ächten, einen falschen Aerger, wenn sie ja einmal bemerken, daß Einer wohl anders über sie meynte, als sie selbst; da es sie aber in ihrer Meynung und in ihrer großen behaglichen Lüge nicht sehr stört, so fügen sie es blos wie eine Erdreistung, die geahndet werden müßte, als eine in der Gesellschaft eingeschlichene Unordnung, die sie nur scheinbar ergreift: denn auch Gesellschaft an und für sich interessirt sie nicht, und nur im oberflächlichsten augenbliklichsten Bezuge auf sie selbst. Sie sind beyde unbedingt die größten Narren, die ich kenne! Mir aber doch bemerkenswürdig; weil die erstere sogar eine Anlage, wenn man so sagen dürfte, zur edlen Seele hat; von überekelhafter Süssigkeit gegen sich selbst, aber in schlaffer, nicht derber, Gemeinheit aufgelöst; kurz, eine offenbare Närrin, so daß man sich ihrer schämen muß, und nur als ein Gesellschaftsheld ihre bessern Eigenschaften nennen kann, in förmlicher Verhandlung, und von den Dümmsten und Klügsten bestritten. Doktor G. hatte Anlagen zum Verstand; bey ihm geht aber die Vertheidigung seiner Behaglichkeit bis zur gewaltsamsten Härte; womit er die Verkehrtheit verbindet, sich auf Ehrlichkeit so viel einzubilden, daß der größte Sänger z. B. mit diesem Maß von Einbildung auf sein Talent ein unerträglicher Narr wäre. Er sieht in der ganzen menschlichen Gesellschaft nichts — als sich selbst auf einem Thron von Arzeneyen, und die übrigen Sterblichen im Staub! Der ist ordentlich blind. Noch ist es sonderbar, daß beyde aus einer und derselben gebildeten Stadt Deutschlands sind, dort un-

ter sehr günstig scheinenden Umständen erzogen wurden, und Gelegenheit hatten, Europa kennen zu lernen. Sie sind Eines Alters, und haben dieselben Gesellschaften gesehn; sie verachten sich einander sehr. —

Dann kommt Oberst W., der mit Gewalt eitel war, aus dem klarsten Bewußtseyn; der den Moment der Negation für sich nicht ertragen wollte; der es sich deutlich gesagt hatte; der alle Menschen, und sich selbst an der Spitze, zur Huldigung zwang; der überall der merkwürdigste war. Von dem ich oft gedacht habe, und sagen muß, er war eines höhern Grades von Schmerz fähig, als alle mir bekannte Menschen, mich mit eingerechnet; denn er ertrug ihn schlechterdings nicht. Stellte ihm sein Geist und sein Körper die Dinge auf die Weise, und so erhöht, oder forderte seine Seele schärfer und mächtiger ihr Wohlseyn: genug, er erzwang's in äußern Bedingungen jedesmal. Daher war er gewaltthätig: und so auch in seiner Eitelkeit. Er selbst war nie sein Narr; die Mitspielenden mußten es aber seyn: Verführung, Ueberredung, Gewalt, Ueberzeugung, galten ihm nicht gleich, mußten ihm aber dienen, helfen. So konnte er närrisch scheinen ohne es zu seyn. Weinen, sich rächen, drohen, seicht leben, zwingen, klügeln, sich anstrengen, schmeicheln — natürlich nicht lange, — alles konnte und gebrauchte er, nichts war ihm zu groß, nichts zu klein, um den Moment des Zurüktretens zu vermeiden. Von eigenem Geiste getrieben, stellte er sich wohl selbst zurük; und beurtheilen konnte er sich sehr gut, wenn es wieder auf Urtheil ankam. Niemals hat jemand das Schöne seines Gemüths weniger in Umlauf gesezt, es selbst weniger besichtelt! Seine Moralität fühlte er immer fertig; er wollte aber mit vieler Gewalt und ununterbrochener Anstrengung auch ein Asyl in der Welt für sein besseres Seyn: er war durchaus kein Dulder; und so ergriffen von dem Gefühl, welches ihm dies verbot, so durchdrungen von der Einsicht, daß der Moment auch eine Zukunft ist, daß er mir oft aus dem tiefsten Geiste sagte: „Ja! das Würmchen, sehen Sie's kriechen, es hat seinen Moment, er ist alles. Es lebt wie ich; es ist an seiner Stelle, niemand kann da seyn!“ — und so sprach er von niederschlagenden Scenen — deren Rich-

tigkeit er schärfer als irgend ein Mensch wußte — „der M o m e n t ist doch da! in d i e s e m Moment ist des Kerls Vortreten etwas; denn ich f ü h l ' s ja: ich h a b e ja den schlechten Moment.“ Einen solchen Moment zu vernichten, wandte er alles an. Dieß war seine Eitelkeit. —

Nun kommt Graf T. Der ist komisch und schlecht; denn er hat Reue, und ist unsicher über sich; bey eben so anhaltender und heftigen, aber mehr beschränkten Gewaltthätigkeit, weil er dabey so ausserordentlich viel nicht allein auf Andrer Aeußerung über ihn und Behandlung seiner, wie alle Eitlen, giebt, sondern sogar auch sein besseres Urtheil sehr leicht, und fast immer, dem ihren nachstellt: dieß bringt nun alle Augenblicke die ausgelassenste, gewaltthätigste Anmaßung zum Vorschein, die plözlich an Kinderzweifeln über alle gesellige Gegenstände bricht, und ihn von dem empörtesten und empörendst ausgelassenen Zorn in die ungewisseste Bestürzung und lächerlichste Ungewißheit schleudert; dieß in den geringsten Kleinigkeiten, die seinem beweglichen treffenden Verstande und seiner immer fertigen und glüklichen Gabe sich auszudrücken bey weitem nicht gewachsen sind. Ich glaube, die gegen seine übrigen Gaben unverhältnißmässig große Gabe zu sprechen war davon ein verstekter Grund. Er war leicht von seinen und auch Anderer Behauptungen bestochen und überwältigt, wenn sie nur gut und in einem gewissen Zusammenhange gestellt waren, und handelte ganze Lebenszeiten hindurch nach einem solchen Ausspruche, ohne daß er mit seiner Ueberzeugung und seinem Gewissen Eins gewesen oder geworden wäre. So ward er tugendhafte und religiöse Vorstellungen seiner Erziehung und seines Familienlebens nie los; und sein Leben war halb lächerlich halb schreklich anzusehn: für ihn gewiß meist eine innere Angst und Marter, von Mitteln der Eitelkeit zur augenbliklichen Ruhe gebracht; ein schwankender Zustand, zu welchem auch Geburt, Schönheit und Geistesgaben ihm wirkten, und alte verderbte Erziehung, die sonst häufiger mit großen Vorstellungen und Achtung der Religion und Sitte zusammenging. Er war ein Exempel ehmaliger verkehrter Franzosenwelt und ihrer Erziehung. Er genoß all ihre Vortheile, und erlag ihren tiefen Fehlern. —

8.

N. den 14. May 1817.

Das Widerspiel zu den vier Eitlen ist die Gräfin M., welche mit Wahrheit in einem Briefe an eine Freundin von sich selbst sagte: „Wenn ich in der Nähe von Fürsten wäre und mit ihnen lebte, würde ich für die niedrigste Schmeichlerin gehalten werden! Weil ich jedes Menschen Persönlichkeit umgehe, und bey der größten Meynungsunabhängigkeit nur immer aus allgemeingeltenden Gründen widerspreche; ein solcher Widerspruch wird gar nicht bemerkt, so sehr er auch wirkt; Beyfall und Lob suche ich aber so persönlich zu machen, als möglich. Dieses Verfahren, welches unbegreiflich unbemerkt bleibt, würde bey hohen Personen sehr auffallen. Meine besten Freunde, wenn sie dieß lesen, werden mir nicht beypflichten, sondern meynen, ich lobe mich ungeheuer aus Vorliebe; ich aber bin überzeugt, daß dieß Gesagte die strengste, in jedem Tage zu erprobende Wahrheit ist, und bin gar nicht beschämt." —

9.

W. den 9. Januar 1818.

Wie irrt sich Frau von Stael über sich selbst in ihren Briefen über Rousseau! Welche Anstrengung von verkehrter Vertheidigung, gegen ganz unwesentliche Angriffe einer ganz verirrten Ansicht der Leidenschaft, der Pflicht, der Moral, des ganzen Lebens! Nicht ihre Ansicht, sondern der Abweg, die Lügenpfade der ganzen Franzosenwelt, das heißt der ganzen neuern. Frau von Stael liebt Rousseau'n, er ergreift sie, sagt ihr zu; aber sie fürchtet sich, ihre guten Freunde werden sie für unmoralisch halten, sie beschuldigen, dem Laster, der Leidenschaft das Wort zu reden. Sie hat weder Rousseau's Aussprüche in seinen Schriften, und insbesondere in seiner neuen Heloise, in eine durch Gründe vorbereitete Denkungsart erfassen können, noch war sie so ungründlich und fade, und viel zu vollherzig, als daß es ihr möglich gewesen wäre, seinen gemeinen Tadlern und deren Ausstellungen beyzupflichten. Frau von Stael war von einer andern Art von Furien, als denen, die das Gewissen geißeln, verfolgt; aber diese garstigen Teufel waren eben so fleißig, als jene zu

seyn pflegen. Sie verfolgten sie unaufhörlich in und aus den Sälen und Gemächern von Paris, und diese Zerrgesichte allein sind es, meines Bedünkens, die ihr ganzes Talent verwinzigt, in Unordnung gebracht und getödtet haben. Weil doch nur unsre sittliche Ansicht, von uns und der Welt, den Ertrag ausmacht, der unsere Gaben zu Talent ordnen und steigern kann. Wer nur für sittlich hält, was Andre loben, ist nicht mehr keusch; und ohne Unschuld, immer neu wiederkehrende Unschuld, die im reinen Willen besteht, verwirrt sich jedes Talent, und gebährt Geschöpfe ohne Proportion und ohne Einheit in ihren Lebenselementen, daher das unvermuthet Widerspenstigherbe, Fremde, aus der Bahn gleitende in den Werken der Frau von Stael, daher das ganz Unzusammenhängende in ihren Kritiken und Behauptungen, das Abwechseln von wahrhaftigsten Ausbrüchen wirklicher Gedanken und des ganz eitlen Nichtigen nebenan. Sie horchte nicht auf sich selbst; und dieß, weil sie, nach jedem Einfall und Gedanken, gleich hinhörte, wie ihn das geehrte, geistvolle Paris, ihr Publikum, ihre Welt beurtheilen würde, oder vielmehr mißverstehn könnte. Es war nicht blos Eitelkeit von ihr, und sie mochte nicht um jeden Preiß gelobt seyn: aber sie war zu empfindlich gegen Paris — dieß hielt sie einzig hoch! — sie mochte um keinen Preiß getadelt seyn. Ihre Moral, ihre Religiosität, ihre Tugend, ja zulezt ihre Liebe zum konstitutionellen Königsthum, sollte in nichts dem Tadel ausgesezt seyn. Arme Philosophie! solche reicht nicht weit. Ich glaube doch, hätte sie sich mehr Kräfte der gründlichen Untersuchung gefühlt, sie wäre von solcher Nachgiebigkeit zurükgekommen. Wer Gründen widerspricht, muß es mit Gründen thun; und jeder, der denken kann, wird doch für seine Gedanken die ungedachten Aussprüche der Gesellschaft nicht fürchten? Im Gegentheil, diese ändert sich allmählig nach den Urtheilsaussprüchen, welche die zulezt ausgesprochenen Gründe für sich hatten, und daher siegten. Frau von Stael kommt über Rousseau beynah ins Faseln, und man wundert sich dieses Herumfahrens der Aussprüche, Behauptungen, und was sie als feste Voraussetzungen annimmt, nicht sowohl, als daß da drunter mit von dem Besten zum Vorschein kommt, und sie öfters bis auf den reinen

Grund untertaucht. Dieß allein machte mich so aufmerksam, so böse und so gut gegen sie. So beurtheilt sie Rousseau's **discours sur l'inégalité des conditions** und andre Schriften solcher Art immer nur aus dem Standpunkte, was man darüber sagen könnte, vermag also Rousseau'n auf keinem reinen oder abstrakten Wege zu folgen. Sie quält ihren armen schönen Verstand: er muß ihr immer unwürdige Dienste leisten. Wie sie aber gar auf die neue Heloise kommt, plumpt sie unterwürfig in alle alte dünkelhafte geheiligte Rohheiten. Ließe sie doch Rousseau'n lieber angeklagt, als ihn so zu vertheidigen! — Ihr in allen ihren verwickelten Läufen zu folgen, ist hier für mich zu schwer; gehörte das Buch mir, so schriebe ich an den Rand. Sie bleibt immer in derselben Furcht für sich, und auch für Rousseau, man möchte ihre Tugend, ihre Moral nicht für die ächten halten; fürchtet sich, der Leidenschaft das Wort zu reden — die sie auch in ihrem Buche **sur les passions** mit Sucht verwechselt. Was ist Leidenschaft? diese Frage wäre zuerst zu beantworten. Dann verläßt wieder die Angst sie nicht, daß Schriftstellerinnen nicht könnten weiblich gefunden werden, oder ihre Werke doch nicht so hoch zu stellen seyen, als die der Männer. Arme Furcht! Ein Buch muß gut seyn, und wenn es eine Maus geschrieben hat, und wird nicht besser, wenn sein Autor Engelsflügel an den Schultern trägt. So viel für's Buch selbst! Ob eine Frau schreiben soll, ist eine andere Frage, und so possierlich als ernsthaft zu beantworten. Wenn sie Zeit hat; wenn sie Talent hat; wenn's ihr Mann befiehlt — wird's eheliche Pflicht sogar — wenn er's leidet, gerne sieht; wenn es sie von Schlechterem abhält, wenn sie Gutes thut für den Sold 2c. 2c. und sie muß es, wenn sie ein großer Autor ist. Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter? Oder ist es aus der Organisation bewiesen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann? Wäre dieß, so blieb es doch noch Pflicht, oder erlaubt, den Versuch immer von Neuem zu machen.

In Rousseau's Heloise wäre ganz etwas anderes zu beurtheilen, als was Frau von Stael anzugreifen scheint: aber das vollständige Werk drükt diesen Tadel selbst aus, wenn auch durch

kein Raisonnement; durch Juliens Unglük, welches sie uns im Tode bestätigt; und so soll jedes Gedicht, jeder Roman verfahren, keine einzelne Lehre der Tugend dramatisiren, keine Maxime der Klugheit, was gewöhnlich so begierig und selbstzufrieden aufgenommen wird. Alle schönen Werke dieser Art tragen ein ganzes Stük wahrgenommener Welt vor; was da mit vorkommt, wird schön seyn; jedes Genie wird ein ander Theil ausheben, und es nach seiner Gemüthslage darstellen und färben, wie jedes Tages Licht uns die alte Erde neu zeigt, ja jedes Tages Stunde. So sind auch alle grossen Werke der grossen Meister, alles findet man darin, was man in der Welt zu finden vermag; alle großen Betrachtungen; aber ich glaube nicht, daß diese Meister ein Gedankengerüst bekleidet haben. —

10.

W. den 26. März 1818.

Sie, liebe Freundin, werden mein Federverstummen nicht an meinem Herzen für Sie abmessen wollen! Ich hatte Sie, während er lebte, über Ihren Freund gesprochen, ich habe sie miteinander leben sehn. Ein Todschlag, auch aller Gefühle und Worte darüber, aller Aeußerungen, war dieser Sterbefall für mich, weil ich Sie kannte; da ist nichts zu sagen, das ist wie unser eigener Tod, wie alles Elend hier, nicht zu fassen! Nichts erregte mich aus dieser tiefsinnigen Stumpfheit, beleuchtete zuerst die dunkeln Wogen in des Busens Tiefe, als die wahrhaft schöne Weise, wie Sie den Verlust auffaßten und ausdrükten! Ein Künstler im Unglücke, im Schmerz, — meine höchste Bewunderung, wie ich sie für jeden Virtuosen empfinde, woraus gleich die leidenschaftlichste Liebe für ihn entspringt, und die größte Dankbarkeit gegen die Natur, die so schön machte und beschenkte! — Daß Ihres Gatten Ende hier durch sie so wirken mußte, ist Ihnen gewiß eine genugthuende Betrachtung! Aber in's Tiefste gekränkt war ich, und bin es noch, daß er so schmerzvoll leiden mußte. Es bleibt entsezlich, daß ein Mensch, ein Wesen mit Gedanken, fähig ist gemartert zu werden. Wissen Sie, die bloße Möglichkeit, die Vorstellung davon, bringt mich in meinem ruhigen

Bette oft zur angstvollsten Spannung; das ist meine größte Hypochondrie und Schwäche. Nein, mit Ihnen kann ich mich hier gar nicht vergleichen! Und wenn ich Stärke habe, so kommt sie mir auf eine so andere Weise als Ihnen, daß ich mich dabey nicht liebenswürdig finde; bey Ihnen werden Schmerz und Leid ein schönes Gebild, weil sie zur That, zur ruhigen That, werden, eine Gestaltung zum Weiterleben, zum Weiterbilden, eine Art Elysium, wo, wenn auch nur Gedanken gebildet werden, sie doch für Sie und Andere ein abgeschlossenes schönes Leben führen, unserem Schönsten ähnlich, und anfeuernd hier zum Weiterhandeln; kurz, bey Ihnen wird der Verlust schön, der Schmerz eine Federkraft zum Leben! Bey mir ist es jedesmal ein gewaltsames Abtödten, — und „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben" heißt es beym Dichter. Kann es das Schiksal wollen, Gott, — nun dann, ich muß es leiden; daß es recht ist, ist jener Sache. Ich kann nichts Schönes darin finden, nichts Schönes daraus machen. Ich trage es so, so wie es ist. Und meine Freude ist, mir recht zu sagen, was ich nicht bin, was ich nicht habe, was mir fehlt. Nun sollte man denken, daraus käme eine Erbitterung, eine Schärfe gegen Menschen? Vielmehr die reinste Milde! Alles verzeihe ich ihnen; das Meiste von ihnen verstehe ich, ihre Lage finde ich so erbarmungswürdig, so gedrängt, erkläre mir alles daraus! Nur Eines empört mich noch zum augenbliklichen Zorne, wenn ich Wahrheitssinn, und die Liebe — eigensten Geist — zu ihr, vermisse, und wenn mich dünkt, die Menschen wollen nicht verstehn, aus stumpfen, niedern kleinen Absichten. Vor dem großen Werke des Daseyns überhaupt bin ich in der demüthigsten Bewunderung! Und ganz guten Muths! das überragt mich ganz. Alle nur ersinnlichen Vorstellungsweisen und sogar die Unverständlichkeit davon, machen mich eigentlich in der Tiefe munter; diese große Betrachtung reißt mich fort zur größten Hoffnung, wie hier, jezt schon in's Leben, zum Leben, diese große zu erwartende Neuigkeit! Und dieß ist auch eine Gemüthsart, woran die Mischung des Blutes Schuld ist und der Leichtsinn, der bey Schwermüthigen mit dem Alter kommt, da sie früher müde werden müssen, und auch sehen, daß bey

allem

allem Abarbeiten sie doch mit dem Strome schwimmen, wie seitwärts sie auch getrieben haben, und daß die Ufer nur scheinbar da sind. So steht's um mich; das kann wohl weich und hülfreich machen, stark und gewandt, das eigene Leben zu ertragen; aber sonst Schönes, Kunstwerken zu Vergleichendes, auch nur Fabrikenartiges zum Lebensgebrauche, bringt es nicht hervor. Keine rechte Erdentochter bin ich nicht, wenn auch ein rechtes Erdenkind; ich hänge gewaltig an dem, was die Erde mit bieten kann; aber es müssen alles reine Geschenke von ihr seyn; ihren Handel verstehe ich nicht, oder vielmehr in den kann ich mich nicht einlassen, und thue ich's einmal, so hat sie mich angeführt, und dem Necken kann ich mich auch bey keinem Gotte fügen, auch fällt es mir gegen Niemanden niemals ein. So bleib' ich denn eine Art Betrachter von ihr und keine Tochter, die ihre Art annähme und Heirathsgut und Geschenke aller Art erhielte! Ich bin eine Art gesunderer, vergnügterer und brünetter Hamlet. Mit großer Bewunderung für geistreiche Leute, die nicht so sind wie ich, wohin ich besonders Sie zähle. —

11.

W. den 22. Juni 1818.

— — Frau von Staël über die französische Revolution. Dieses europäische Buch, weil ganz Europa es liest, ist nicht so gut, als seine Wirkung seyn wird. Die Verfasserin sagt alles: wiederholt alles, und sich selbst auf jeder Seite; dieß oft in Antithesen, also nicht allein mit Löffeln eingegeben, sondern mit Messern eingeschärft, was nun einmal noch nicht in Europa's Blut gegangen ist! Es ist keine Ruhe in der Frau, und sie wäre nie reif geworden, hätte sie auch so lange gelebt, als ich es ihr wünschte. Verstand hat sie genug, aber keine horchende Seele, nie ist es still in ihr; nie als ob sie allein nachdächte, immer als ob sie's schon Vielen sagte; ihr thaten die frühen Gesellschaftssäle Schaden. Es war kein Verhältniß in ihrer Seele zwischen Geistesthätigkeit und andrer. Gleich kam sie wieder auf den Beyfall zurük; und da sie nicht gemein war, so sollte die Nachwelt es ausrichten, für die, für deren Beyfall, will sie und sollen alle

Bessern alles thun! — Aber sie rüttelt in ihrem Buche tüchtig hin und her, und daher alles auf, wovon allerdings die Rede seyn soll. Haben Sie eine gutgeschriebene, das Buch von einer Seite gut betrachtende Critik in Vrai Libéral gelesen? — Sehr schlecht schreibt die Staek; oft gar nicht wie eine Französin; ich meyne hier nicht die Stellen, wo sie absichtlich neue Wendungen gebraucht oder neue Worte, sondern ihren gewöhnlichen Gang der Rede; es klingt ihr nie, ihr Ohr lokt die Worte nicht, sie stellen sich ihr nicht willig, wie bey den guten Schriftstellern, wo jedes g e r n dem Meister sich fügt. Alles ist hart und störrig bey ihr, ohne Süssigkeit. Mich dünkt, ich sehe die Worte im Aufruhr um sie her, wie fliegende Geister, wenn sie vor weißen Papierbogen am Schreibtische Plaz nimmt; nie wird es Musik! Und auch kein Thema hält ihr still; sie schwingt sich hinauf und es geht mit ihr durch, auf andre los, sie springt auf diese, und so geht es weiter, und auf Schönes auch, nur wie von ungefähr, bis! — Halt! Es ist genug von ihr. Und hier nur noch so viel, weil dieß lezte Buch mir im ersten Bande Yllusion machen wollte. Aber sie k a n n kein Buch bezwingen; es geht immer mit ihr durch, und was sie schreit ist kein Gesang. Schade, eben wegen der vielen Gaben! denen eine fehlt, die sie harmonisch machte, eine stille unschuldige Seelensphäre. —

12.

W. den 16. September 1818.

Zu Johann Caspar Lavaters Handbibliothek für Freunde (IV. 1793. Manuscript S. 40.) findet sich folgende Stelle über das Gebet:

„Verharret im Gebete! Soll ich dieß Wort erklären? Ist es nicht überflüssig, dem Weisen zu sagen, was Weisheit sey? den Liebenden zu belehren, was Liebe — und dem Beter zu erklären, was Gebet sey? — Dennoch hört der Weise gern von Weisheit, der Liebende gern von der Liebe sprechen, und der Beter gern vom Gebete."

„O Ihr wisset es, Ihr redlichen Beter, auch wenn Ihr eben nicht gleich dieselbe wörtliche Erklärung davon gäbet, die ich al-

lenfalls zu geben wage — Ihr wisset es — das Gebet ist ein Streben der Seele nach dem Urheber der Seele — ein inniges merkbares Bedürfniß des Geistes nach dem Vater der Geister, eine spürbare ausdruksuchende Regung des Glaubens, daß ein Gott sey, und daß er denen, die ihn suchen, ein Belohner sey — eine Darstellung seiner selbst vor dem unsichtbaren Urheber alles Sichtbaren und Unsichtbaren; eine eben so einfältige, als höchst kühne Eröffnung seines innern Sinnes gegen den Vater, der da ist über Alles, durch Alles, und in uns Allen — oder gegen Den, welchen die allerglaubwürdigsten Zeugnisse für den Stellvertreter dessen, den kein Mensch gesehen hat, noch sehen mag, erklären, für den einzigen Mittler zwischen Gott und dem Menschen — dem der Vater Alles, alle Menschen und aller Menschen Schiksale und Angelegenheiten, übergeben — eine demüthig muthige Aeußerung aller seiner Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, an den allwissend geglaubten, allgenugsam geglaubten, väterlicher als väterlich gesinnten Gott, der gleichsam ein Bedürfniß hat, sich allen gottesbedürftigen Seelen zu offenbaren und mitzutheilen — eine Offenbarung seines Willens und seiner Willenslosigkeit vor dem Alleinweisen und Alleinmächtigen — Gebet, du bist die Geistes- und Herzenssprache des Menschen mit dem Vater und Könige der Menschheit — und die Summe aller deiner Regungen ist, entweder — Vater! es ist dir alles möglich! nimm diesen Kelch von mir! — oder — nicht mein, sondern dein Wille geschehe!"

Die Stellen, lieber Albert, die ich unterstreichen werde, haben mir in den abgeschriebenen aus Lavater am besten gefallen, und um derentwillen schrieb ich es, was hier steht und sonst seinen Zusammenhang verloren hätte. Was er weiterhin noch über dasselbe sagt und empfiehlt, ist mir sehr fremd, und wird Ihnen sehr gefallen. Ich kann nach Ihrem Briefe nunmehr Ihnen B e i d e n antworten, daß ich's nicht verstehe, wie man sich mit Bedacht zu irgend einem Seelenzustand, mit Geflissenheit oder Willkühr, stimme! Nur zu E i n e m G u t e n i n d e r W e l t muß man sich zwingen, und nur das Eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes, zum R e c h t t h u n nämlich. Alles andre läßt sich, bey mir wenigstens, gar nicht erzwingen. Am

allerwenigsten das Gebet; das Gebet, durch Gebet. Dieses Ausströmen der Seele! Wo sie losgelassen seyn muß von allen Gedanken und Banden des hiesigen Daseyns, welche ihr nur Angst oder Entzücken, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch, abstreifen können! Jeder Gedanke hemmt alles Gebet; ist selbst ein Gebet auf andern Wegen unserer Seele entströmt; oder halten Sie die übernatürliche Gabe — Kraft, Macht, Fähigkeit — denken zu können, zu müssen, nicht eben für ein Band zwischen uns und dem Höchsten, was wir zu fassen vermögen? Unsere hiesige Gefangenschaft, Lehrschaft, spaltet unsre Gaben der Zeit nach, und scheinbar dadurch der Art nach; ist nicht die eine so wundervoll, prachtvoll und furchtbar, und zum nicht zu fassenden All hinreichend, wie die andern? Wenn wir denken, können wir nicht beten; und unterhalten wir uns dann weniger mit dem höchsten, allesverstehenden Geist? Ist Gott fragen, oder zu ihm beten, nicht Eins? Wenn auch das Eine mehr ein Genießen, ein Seligseyn? Kann ich mir kindisch den höchsten Geist denken, wie ich selbst nicht mehr bin? daß er gelobt, gepriesen, gehalleluja't seyn will? Verstehen, begreifen muß ich ihn; immer mehr von ihm, durch *ihn* wissen; empfinden muß ich ihn; mit ihm seyn können; so viel als möglich; immer mehr! Wenn meine Thätigkeitskräfte sinken, die Verständnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerste von uns, das Herz, erleuchten, beruhigen kann: wenn wir erliegen in Entzücken oder Angst, dann strömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Daseyn hebt an, wir haben eine augenblikliche Kraft, eben weil die andern Kräfte schweigen, aufzufahren, ohne hiesige Bedingung. Kurz, es ist dumm und frevelhaft, vom Gebet und seinen Erhörungen zu sprechen, weil wir eben durchaus zu einem andern Daseyn, zu einer andern Thätigkeit ausgestattet sind. Ganz anders, ohne Sinne, Glieder und Verstand, wären wir, sollten wir nur beten: und beten, anstatt ringen, denken, ja sogar thun. Beten stärkt, erhellt die innere Richtschnur. Ein Gedanke an Gott ist beten. Heilige, fromme, ernste, rechtliche Vorsätze sind beten. Gründlich, recht, angestrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergrün-

den, ist beten. Wenn sonst hier nichts, und nichts besseres zu thun wäre, als beten, Lavaters Beten, wie müßt' ich mir den höchsten Geist denken? Ich soll beten, bis er mich erhellt; wieder zu sich, oder überhaupt mich ihm näher bringt. Warum läßt er sich so sehr bitten? Oder, ist's eine selbstthätige Arbeit, ein Weiterschreiten, das Beten, so ist's das Denken auch, und dem lieben Gott gewiß lieb! Es ist überhaupt kindisch — meinen besten Menschen kann ich diesen Gedanken nicht als ein Geheimniß hehlen! — vom lieben Gott zu sprechen, und den anders, als in der Person der Vernunft und Güte in unsere Angelegenheiten einzuführen. Wir sind gezwungen, einen höheren, einen höchsten Vernunftgeist, der sich und alles versteht, anzunehmen: das angst- und entzückenfähige, helle, für's Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an dessen Hand es sich schmiegt. Eben weil wir ihn nicht begreifen und verstehen, und er in allem, was begriffen werden kann, nicht zu fassen und über uns steht: und ewig legen wir seinem Urtheil, seinen Absichten unsern Maßstab an; den höchsten, den er uns gab, das ist Vernunft und liebliche Güte; ein Mitgefühl für Andere, ein Stükchen Persönlichkeit, in ihrer Persönlichkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wissen wir von einander, und verkehren wir mit einander. Dieß hat uns Gott verliehen. An den beyden Enden, Entzücken und Verzweiflung: an beyden Enden einen gedankenlosen Aufschwung, Gebet! Den können wir aber nicht machen: sonst ist's ein Bitten um dieß und jenes; welches ich kindisch den ganzen Tag ausführe, aber schon weiß, was ich davon halte. Innere Erleuchtung, Wunder, alles ist möglich; mir sind sie nicht fremd, ich erwarte sie immer: und glaube sie ehrlichen Menschen. Sie müssen wissen, wen Sie vor sich haben, lieber Albert; es war mir Bedürfniß, Ihnen zu sagen, wie ich denke, nach dem, was Sie mir vom höchsten inneren Ueberzeugen gesagt. Nur noch das! Was Einer ernst meynt, was ihn erhebt, was ihn beruhigt, was ihn kräftigt, ist mir recht: nur muß sein Inneres und sein Leben aus Einem Stük gehen; derselbe Ernst bey Allem: nämlich die kleinste Meynung, die kleinste Regung, muß sich bis auf seine ihm wichtigste, richtig und ohne Abschnitt, hinauf- oder zurükführen. Dann ist

es gut: und der Mensch ein treuer Gottessohn, und kein verzerrtes Unbild. —

13.

W. den 5. December 1818.

— — Ich möchte dir doch gar zu gerne bey dieser Gelegenheit sagen, wie ich über Religion denke: weil ich ein Drängen habe, bey diesen tiefen und umfassenden Gegenständen, den wenigen Menschen, mit denen ich eigentlich rede, kein Geheimniß zu seyn, und besonders ihnen nicht gar ein falsches Bild von meiner innern Gedankentafel zu lassen. Ich war gestern besonders gegen eine gewisse Art von Religiosität sehr aufgebracht, weil ich eben gestern viel in einem ganz neu erschienenen Buche von St. las. Dort spricht dieser Gelehrte, als hätte er dem lieben Gott in die Karte gesehn, und wäre zu allem geistigen Anfang durch bloße Frommheit gekommen, und sezt diesen in die Sünde. Ist aber tiefsinnig, geistreich und scharfsinnig genug, um sich häufig, auf jeder Seite, könnt' ich sagen, zu widersprechen. Zum Beyspiel, behauptet sein guter Verstand, neben seinem willkührlich — eitel — stolz — oberflächlich — demüthigen Setzen seiner Sünde, daß Schuld aufhören könne, und man immer von neuem wieder unschuldig würde. So phantasirt er, geistvoll, unwahr, tiefsinnig, fade, das ganze Buch hindurch; schlägt an alle Geistesgränzen an, braucht Wissenschaft und Systeme aller Art, und — bringt mich in einen wahren Aerger! Solch kluger Mann! Solche Gaben, solche Hervorbringungen des Denkens, so leicht zu verschleudern, mit aller Emphase der Wahrheit, und dem Schein des Ergriffenseyns! — Was zwingt einen menschlichen Geist, eine Sünde anzunehmen, durch die wir hier seyn sollen? Neben einem lieben Gott! das heißt, neben einem Geiste, der Alles begreift, sich, uns, alle Nothwendigkeit, alles Daseyn, alle Verhältnisse; und den durchaus wir nicht begreifen, weil wir nichts evidenter wissen, als unsre Gränzen; den wir nur durch eine uns eingegebene Gabe voraussetzen müssen, nämlich durch unsres eignen Geistes Fähigkeit, uns unendliche Geister zu denken, und weil es, der Natur unsres Geistes gemäß, sinniger

ist, einen alles begreifenden, verstehenden Geist uns zu denken, als bey Unsinn, wie Vieles für unsern Geist ist, stehen zu bleiben. Diese Voraussetzung ist uns zugleich Trost; wäre sie aber nur Trost, — so sehr wir seiner auch bedürfen, so könnte doch unser Geist, aus Trostesbedürfniß allein, ihn nicht annehmen. Was in der Welt — die Bibel nicht! — kann mich zwingen, neben Gott, für dieses Daseyn eine Sünde anzunehmen? Mir ist folgendes natürlicher und einleuchtender. Wie finden wir uns? frag' ich. Mit einem persönlichen Bewußtseyn; erstlich begränzt in dieser Persönlichkeit selbst, dann in den Bewegungen unsres Geistes, so sehr dieser auch das Weitreichendste in uns ist; die Persönlichkeit ist die schärfste Bedingung und der für uns zu erreichende Grund unsres Bewußtseyns. Durch sie wird allein Sittlichkeit möglich: unser Höchstes, jezt; einzig Sicheres; einzig mögliches Handeln, mögliches Schaffen. Nur in Persönlichkeit können wir Glükseligkeit und Unglükseligkeit finden. Daß uns der größte, also auch gütigste Geist diese Persönlichkeit nur unter so harten Bedingungen verleihen möchte oder konnte — hier gleichviel! — ist sein Geheimniß; die Ergebung in dieses Geheimniß, meine Religion, meine Demuth, meine Weisheit, meine Ruhe! Alle andere Voraussetzungen sind mir kindisch und willkührlich. Mein Geist kann immer höher steigen, mächtiger, schauender werden; und ist Gott mit Allem Eins, so ist's wie mit uns selbst; auch zu uns gehört unser ganzer Leib und die Intelligenzen aller unserer Organe, und es ist doch eine vornehmste da: der Kopf weiß vom Fuß; der nicht vom Kopf! Diese ganze Voraussetzung hier nur ganz beiläufig, nur zum Beweise, daß sie nicht passe. Denke dir nun, wie mir ein Gott, oder wie mir Menschen vorkommen, die Opfer fordern; das Unsittlichste in der Welt; wie das Sittlichste, diese Forderung an sich selber zu machen, und die Opfer zu leisten. Daß überhaupt Opfer gebracht werden müssen, würde ich tadeln, wenn dieß nicht ganz auf Gott zurükfiele; der aber hat den größten Wiz darin angebracht, den wir hier kennen, nämlich hat es zur tiefsten Aufgabe unseres persönlichen Daseyns gemacht, zur Aufgabe der Sittlichkeit, die aber ein Jeder nur an sich selber machen kann und denk-

theilen kann. Rechne es mir hoch an, daß ich dir dieß alles schrieb, es ist das Höchste, was ich weiß. Mir ist unter allen philosophischen Systemen — ich kenne ja was sie aufstellen — keines haltbarer, natürlicher, wahrhafter, einfacher in der Voraussetzung. — —

Ich muß noch ein Wort hinzufügen. Das Buch von St. ist, ich wiederhol' es, ein Werk voller Geist, handelt von den wichtigsten Gegenständen, regt unendlich zum Denken auf. Wenn der Verfasser mich in Aerger brachte, so liegt das in seiner und meiner Art zu seyn, und in der, wie wir zu unsern Gedanken kommen, und sie zu Folgerungen gebrauchen. (Frau von Stael z. B. ärgert mich auf dieselbe Weise). So ärgert mich nicht sowohl seine Religiosität, als vielmehr die Stellen, wo er sie anbringt, und die Wege, wie er zu ihr kommt; dich aber wird sie unendlich ansprechen, weil es ganz deine ist; und du wirst ihn, wo du ihn ehrlich (hier nur konsequent) findest, darum besser verstehn, als ich. Ich empfehle dieß Buch, weil es dich sehr beschäftigen und dir in Vielem neu seyn wird. Lavater aber und St. Martin, die ich dir auch zu lesen empfahl, und andre solche großartige Seelen, kommen wie aus einem religiösen Meere mit *ihren* Gedanken hervor, ohne zu ihren Beweisen ein Stük Religion vor sich zu nehmen und daraus eine Mosaik von strengen Folgerungen und Axiomen *einer bestimmten* Religion zu machen, wodurch mir dann diese bestimmte bewiesen seyn soll! Mein Urtheil nimmt das nicht an, mein Geist sträubt sich, meine Seele empört sich gegen solche Zumuthungen; daher scheine ich dann zornig. — —

14.

F. den 9. April 1819.

— — Wenn es nur irgend passen will, und thunlich wird, so komme ich zur Hochzeit: obgleich ich keine Hochzeiten — von Kindheit an — liebe. Sage dem Bräutigam, ich gedächte ihm dann auch durch die That zu beweisen, durch einen Ball, wie schön, heilsam, erfreuend und ergötzend das Tanzen sey! und ich hätte noch ganze Batterien von Räsonnement, die er mir erst

erstürmen müßte. — Die schönste Kunst! Die Kunst, wo wir selbst Kunststoff werden, wo wir uns selbst, frey, glüklich, schön, gesund, vollständig vortragen; dieß faßt in sich, gewandt, bescheiden, naiv, unschuldig, richtig aus unsrer Natur heraus, befreyt von Elend, Zwang, Kampf, Beschränkung und Schwäche! Dieß sollte nicht die schönste Kunst seyn? Gewiß, sie, und die andre, welche entstünde, wenn die Sittlichkeit bis zur sichtlichen Darstellung gesteigert oder gebracht werden könnte, verdienten vor allen diesen Namen, weil sie uns selbst idealisch und frey darstellen, alle andern aber nur Ideen und Zustände unserer besten Momente. So denk' ich's mir; so fühlte ich's von Kindheit an; und am reitzendsten von allen Künstlererscheinungen schwebte mir die der vollkommensten idealischen Tänzerin vor! Was ist das bischen größere Dauer der andern Musenkünste? Sind sie nicht alle nur ein Auftauchen aus unsrem bedingten Zustande? — Und ist nicht die Höhe, die Reinheit, die Vollständigkeit der Gestalt dieses Zauberaufschwungs ein besseres Maß des Werthes der Künste, als die, zwar nüzliche, Dauer derselben? —

15.

F. den 3. Juli 1819.

Es wird eine Zeit kommen, wo Nationalstolz eben so angesehen werden wird, wie Eigenliebe und andere Eitelkeit; und Krieg wie Schlägerey. Der jetzige Zustand widerspricht unserer Religion. Um diesen Widerspruch nicht einzugestehen, werden die entsezlichen, langweiligen Lügen gesagt, gedrukt und dramatisirt. Geschichte ist in närrischen Händen sehr schädlich, und ein Grundirrthum über sie in Umlauf; man hört überall den höchsten fast bis zu den niedrigsten Ständen empfehlen, sie möchten die Geschichte fragen und die studiren. Wer ist denn vermögend, Geschichte zu schreiben oder zu lesen? Doch nur Solche, die sie als Gegenwart verstehen! Nur diese vermögen das Vergangene zu beleben, und es sich gleichsam in Gegenwärtiges zu übersetzen. Daher ist das Wort von Friedrich Schlegel: „Der Historiker ist ein rükwärtsgekehrter Prophet," so sehr richtig; darum Goethe ewig und stets von neuem so groß, belebend und lebendig: alle

Zeiten, Religionen, Ansichten, Extasen und Zustände begreifend und darstellend und erklärend. Diejenigen aber, welche mehr Geschichte lesen, als selbst leben, wollen nur immer eine gelesene aufführen, oder aufführen lassen: daher der seichte Enthusiasmus, die leeren Projekte, und dabey das Gewaltsame; weil der große Lebensgang, einem Gewächse gleich, nicht herabgehalten noch erdwärts gebogen werden kann, sondern nach eignem Himmelsausspruch emporwächst, und aller Anstrengung, es anders zu gebrauchen, mit größter Kraft widersteht. Römische Geschichte aufführen wollen, mit Intermezzo's aus Ludwigs des Vierzehnten Leben, half Napoleon entthronen. Es wird gewiß bald dahin kommen, daß Schriftsteller der Geschichte, die blos durch Geschichte in's Leben blicken, von denen, welche die Geschichte durch das gegenwärtige Leben auffassen und darstellen, scharf und klassenweise werden unterschieden seyn. Dann werden die leider doch noch zu geistreichen Faselbücher nicht gelesen werden können, und bald nicht mehr geschrieben.

Sollten Männer, wie * und **, nicht selbst wissen, wo der dunkle Punkt in ihren neusten Schriften ist, über welchen sie wegsetzen, und willkührlich vorauszusetzen anfangen? Sie machen Einen selbst schwanken zwischen dem Zweifel an der Schärfe ihrer Einsicht, oder dem an ihrer Redlichkeit: man weiß nicht, welche von beyden man beleidigen soll. —

16.

F. den 11. August 1819.

Ein in unserm ganzen Daseyn gegründeter Mangel, und also sich immer wiederholendes Grundunglük, besteht darin, daß wir nur gleichsam die einzelnen Gaben des Zustandes der Unschuld zu genießen bekommen, den Zustand selbst aber, und das köstliche Glük, welches in Reinheit, in Ungestörtheit, besteht, nicht eher zu fassen vermögen, als bis wir in diesem Zustande nicht mehr sind, und er nur noch für unsere Betrachtung, aber nicht für unser Wirken vorhanden ist. Daher auch unser Geist immer unschuldig bleibt; da wir aber hier nicht nur als Betrachtung da sind, und jeden Tag aufs neue von allen Lebenselementen berührt

und ergriffen werden, und sie wieder behandeln müssen, so erneuert sich das Unbehagen, und die Sehnsucht nach einem angemessenen, reinen Zustand für unsere Seele, auch unaufhörlich wieder. Für dieses eigentlich unerträgliche Verhältniß ist mir ein Trost eingefallen; nämlich ein Mittel, den Zustand der Unschuld wirklich mit Bewußtseyn zu genießen. Mir ist es ausgemacht, wenn wir nicht vergehen, und nach unsrem Tode noch uns persönlich fühlen, so werden wir verhältnißmässig doch wieder in einem großen Mangel seyn, und wenn auch geistreicher und im ganzen Daseyn beziehungsreicher, so werden wir Größeres im guten und schlimmen Sinn für uns erfahren; dieses Größere noch gar nicht zu wissen, ist ein Stand der Unschuld: sich mit dieser Unwissenheit begnügen, sich ihrer freuen, heißt diese Unschuld mit Bewußtseyn genießen. Diesen Genuß verschafft die Thätigkeit des immer reinen Geistes. Sollte unser Zustand nach dem Tode blos schlimmer seyn, als hier, so gilt dieselbe Betrachtung. —

17.

F. den 20. September 1819.

Vernunft ist das Vermögen — oder besser ausgedrükt — die Regel in unsrem Geiste, nach welcher wir jedesmal von neuem die Regel zum Verstehen erfinden können. —

Das ist nun so zu verstehen: Vernunft ist eine Regel in uns, nicht die wir machen, wir besitzen sie nur leidend, wir finden sie in uns vor; wir gebrauchen sie nur thätig, als Maß. Sie ist ausserpersönlich, sie ist eine Mitgift in uns, die uns antwortet. Die Vernunft antwortet uns z. B. auf die Frage: Was sollen wir auf unverständliche Dinge, als etwa zu einem Wunder, sagen? Da antwortet die Vernunft: Es muß eine mir unbekannte Regel geben, nach der auch dieses zu verstehen ist, oder nach welcher das Verstehen unnöthig wird; also der Sinn jener noch zu erfindenden Regel ist schon erfunden; nur die Materialien dazu fehlen noch. Daraus folgt nun Demuth, Spekulation u. s. w. —

18.

F. den 2. Oktober 1819.

Ich nenne unser tiefstes Gewissen doch nur ein Urtheil. Es ist die Beurtheilung unseres eigentlichsten Willens. — Denken ist so vielen unangenehm wegen der Resultate: sie haben diese in der größten Bequemlichkeit zu beliebigem Gebrauche schon in Vorrath. Es ist gerade, als wäre der Denkstoff der ungeheuerste Marmorfels, der unsere Welt begränzte; so ein wenig kriecht ein Jeder daran umher, und viele von den guten Arbeitern bekommen ganze Stücke ab; doch diese Stücke lassen sie unverarbeitet gelten, als brauchten sie nicht aufgelöst zu werden; das sind die rohen Axiome, die angenommen werden, davon läßt sich dann machen, was man will. Die ganze Materie soll aber weg. Sonst geht solcher Stein durch die Kräfte seiner eigenen Natur doch wieder zum großen Fels, als Weltgränze, zurük. Der Geist muß fleissig seyn; und die Rechenschaft ehrlich. Es will keiner mit Resultaten zufrieden seyn, durch die der Menschen Fähigkeiten beschränkt werden; und sie glauben sie dann geringer, weil sie sich beynahe vereinfachen, und uns zur einzigen wahrhaften Demuth bringen, uns zum Warten zwingen, und wirklich zu der Voraussetzung eines andern höheren Geistes, als der des Menschen, eines sich selbst und Alles verstehenden. Viele der sich auf Religion beziehenden Erfindungen schmeicheln den Menschen, daher lieben sie sie! Wir sind noch jezt in dem Paradiese, wo man durch Denken auf Erkenntniß Verzicht thun muß. Aber wir drücken noch gerne Schlängelchen an die Brust! eigengemachte! —

II.

Das Gespenst der Zeit.

Geht ein vornehmer Mann in's literarische Wirthshaus, und wird er in die Balgereyen der Zechlustigen mit hineingezogen, so hat er sich das selbst zuzuschreiben; denn er hätte weg bleiben können. Drängt er sich aber gar zu unserem Tische, und sucht er Händel, dann freut sich gewiß jeder billige und bescheidene Mann,

wenn es was absezt. Wir sind die Kutscher der Zeit; die grossen Herren können es bequem haben, sich in den Wagen setzen und sich fahren lassen. Zwar behaupten sie, Kutsche, Pferde und Kutscher, das gehöre alle ihnen eigen, und wir müßten fahren wohin sie wollten. Ob sie das Recht haben, dieses zu fordern oder nicht, das zu untersuchen ist jezt zu spät; genug, wir haben die Zügel in den Händen, wir achten den Zuruf nicht, wir halten nicht ein, und das Herausspringen aus dem Wagen ist mit chirurgischer Gefahr verbunden. Was ist der Zeitgeist? Diesen Gegenstand hat der Herr Fürst Alexander von Hohenlohe in einer zu Bamberg gehaltenen Advent-Rede besprochen. Wie er ihn besprochen, das hat er vor Gott zu verantworten, daß er aber seine Rede auch hat drucken lassen, hat er vor Menschen zu verantworten. Diese kleine Schrift ist zwar zu unbedeutend, ernste Aufmerksamkeit zu verdienen, und zu scheinlos, um täuschen und verführen zu können; doch möge sie als Anregung zu einer wichtigen Frage, nicht ganz verworfen werden. Wie hat sich der Religionslehrer in unserer Zeit, wo die bürgerliche Gesellschaft — ich werde mich, dem Leser die freye Wahl überlassend, beider Sprachen bedienen — sich verjüngt oder hinfällig wird, sich erfrischt oder abwelkt, aufbaut oder zerstört, mündig oder geistesschwach, gesund oder krank wird; wie hat er sich da zu verhalten? Er muß über dieses alles hinaussehen; denn er hat den Menschen abzuziehen von der sinnlichen, das heißt von derjenigen Welt, welche nicht die ewige, beständige, wahre, sondern die vergängliche, wechselnde, falsche Welt ist, die, nur ein Spiegelbild der Sinne, im Ohre, im Auge, in jedem Menschen, in jedem Orte, in jeder Zeit, bey jedem Wandel des Lichtes, sich anders abbildet, und wie Schillertaffet unaufhörlich die Farbe wechselt. Der Geistliche soll lehren, daß nichts geschieht ohne Wissen und Einwilligung des erhabenen Lenkers aller Dinge, und daß alles, was geschieht, weise, gerecht und ersprießlich ist. Mag Despotie die Glieder des Volks zusammendrücken, mag Anarchie sie auseinander zerren; mögen in Republiken tausend Blutigel, mögen in Monarchieen nur wenige Raubthiere, das Herzblut der Staaten trinken — das alles gehört in die Ord-

nung der Geschichte, wie Stürme, Erdbeben und Blitze in die Ordnung der Natur gehören. Wer den Zeitgeist, wer die allgemeine Beschaffenheit der jetzigen Welt lästert, der hat Gott selbst gelästert; denn gottlos ist jeder, welcher meynt, die Menschen könnten handeln ohne Gott. Kömmt die Macht der Fürsten vom Himmel, so kommt auch deren Beschränkung vom Himmel. Es giebt nichts verächtlicheres unter der Sonne, als einen Geistlichen, der in dem Staube kriecht vor den Großen der Erde, und die Religion zur schmutzigen Handthierung einer gemeinen Polizey-Magd zwingt. Die Geistlichen sollen Achtung lehren vor den bestehenden Gesetzen, Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit; nicht darum, weil jene Gesetze die weisesten sind, weil diese Obrigkeit die gerechteste ist, sondern selbst dann, wenn sie es auch nicht wären. Denn der Mensch steht unter der mütterlichen Sorgfalt der Vorsehung, und er soll nicht murren, wenn ihm der bittere Trank des Lebens von der Hand der Liebe dargeboten wird, daß er gesunde und erstarke. Zu jeder Zeit, hat die Religion auf die Verfassungs-Urkunden der Staaten ihr Siegel gedrükt, und die Priester waren immer die Siegelbewahrer. Wenn aber das Pergament von den Motten der Jahre zernagt, oder von irgend einer Gewalt zerrissen worden — was nüzt dann noch ein Siegel ohne Unterlage, und welche Beweiskraft kann es fordern? Es ist fürder ohne Nutzen, und keinen Glauben kann es verlangen. Was hat die Religion zu thun, um sich selbst zu retten, und durch ihr treues Zeugniß, den Hader der Rechtsstreitenden zu verhüten? Sie hat ihr Siegel der neuen Urkunde des bürgerlichen Vertrags aufzudrücken. Weil dieses immer versäumt worden, weil die Priester, sie die Lehrer der Unsterblichkeit, sie die Gläubigen der Zukunft, immer ängstlicher die zerbrechliche Gegenwart umklammerten, als alle Sünder der Erde, hat mit jedem Wechsel der innern Natur der bürgerlichen Gesellschaft, auch die Religion gewechselt. Zittert Ihr Christus-Lehrer, daß der Haß, den euere Widerspenstigkeit erregt, nicht auf euere Lehre zurükfalle! Wenn Ihr predigt, die christliche Religion könne nicht bestehen mit der neuen Ordnung der Dinge, so habt Ihr gepredigt, die neue Ordnung der Dinge könne nicht bestehen mit der christlichen Religion.

Aber sie kann es wohl, nur euere Herrschsucht kann es nicht. Die Religion soll nicht Wurzel seyn der Staaten, die nur solche oder solche Früchte geduldig trägt, sondern befruchtender Thau, der alle Pflanzen erquikt. Sie soll nicht eine Oehllampe seyn, die diesen oder jenen Winkel erhellt, sondern die Sonne, die alles beleuchtet. Herrschbegierde und Freyheitsliebe werden ewig die menschliche Seele bewegen, sie sind die zwey Seiten eines Triebes, welchen die Natur allen lebendigen Geschöpfen eingeflößt hat. Leben, heißt frey seyn. Herrschsucht ist die Freyheitsliebe Einzelner, Freyheitsliebe ist die Herrschsucht Aller. Man will befehlen, um nicht gehorchen zu müssen, man will nicht gehorchen, um befehlen zu können. Die Völker des Alterthums waren glüklicher; denn sie waren freyer als wir, und sie waren freyer, weil sie von dem Grundvermögen ihrer Freyheit lebten, und keine zukünftigen Tage hoffend oder fürchtend, alles der Gegenwart aufopferten. Der Christ ist minder frey, weil er nur die Zinsen seiner Freyheit verzehrt. Die christliche Religion lehrt frey seyn in der Freyheit, sich glüklich fühlen in dem Glücke Anderer. Wenn je die Welt in das Heidenthum und in die Finsterniß zurüksinkt, wenn verdorrt der Baum der ewigen Erkenntniß, wenn die Sonne der Liebe untergeht, und wenn wir an die Fortdauer des Lebens verzweifelnd, wieder wie tolle Verschwender in den Tag hineinleben — dann werden es jene herrschsüchtigen Priester verschuldet haben, die der Gewalt schmeicheln um sie zu theilen, denen der Opferpfennig mehr ist als Gebet, und welche kek behaupten, alle Freyheit, die wir genößen, wäre nicht der schuldige Zins von dem Darlehen, das wir unsern Herrschern gaben, sondern nur das Almosen ihrer Gnade, steigend und fallend wie diese.

Wer nicht wahr sprechen und überzeugen kann, der sollte wenigstens schön sprechen um zu überreden, und wer beydes nicht vermag, der sollte schweigen können. Schweigen ist eine große Kunst; doch gewöhnlich besitzen sie nur solche, denen sie nicht frommt, und die, welchen sie frommt, haben sie nicht. Was ist der Zeitgeist? frägt der Herr Fürst Alexander von Hohenlohe, und diese Frage in zwey Hälfte theilend, theilt er auch die

Antwort, die er sich selbst giebt. Er frägt: I. Worin besteht der
Geist unserer Zeit? II. Welcher Mittel müssen wir uns gegen ihn
bedienen, um uns vor demselben rein zu erhalten? Und wie be-
ginnt er seine Untersuchung? — „Die Nacht ist vergangen,
der Tag aber ist angebrochen, hinweg denn mit den
Werken der Finsterniß und angethan die Rüstung
des Lichtes." (Brief Pauli an die Römer K. 13, v. 12.) Mit
diesem Spruche, ja wahrlich mit diesem Spruche beginnt er seine
Untersuchung. Nur der frömmste Priester kann sich so kasteyen,
— sich selbst so grausam zu verspotten, das verdunkelt den Ruhm
aller Helden des Glaubens! Die Nacht ist wirklich vergangen,
der Tag ist wirklich angebrochen, die Werke der Finsterniß wer-
den beleuchtet und verspottet werden, und vor der Rüstung des
Lichtes taumelt Ihr schon jezt vollendet zurük, und überstürzt
euch selbst. Der Geist der Zeit, vor dem Ihr zittert, ist nicht der
Geist der lebenden Zeit, es ist das Gespenst der verstorbenen,
der euerer erschrekten Einbildungskraft erscheint. Die fürchter-
liche Gestalt dieses Geistes beschreibt der Herr Fürst Alexander
von Hohenlohe auf folgende Weise. „Er ist ein gewaltig mäch-
„tig wirkender Geist. Wer mit diesem Zeitstrome nicht fort-
„schwimmen will, der stehe fest (mitten im Wasser, oder an den
„Ufern?) und sey auf seiner Hut. (Wer denkt nicht hierbey an
„Horazens Bäuerlein?) Leicht erkennbar ist derselbe; denn er
„mischt sich in alles, bekrittelt alles (der Strom?), und trach-
„tet alles unter seine Herrschaft zu bringen. Auch sind seine fau-
„lende Früchte zu Tage gefördert, (also der Zeitstrom trägt Früch-
„te!) sie heißen Ehrgeiz und Habsucht — Luxus und Sittenlosig-
„keit — Mangel an Gerechtigkeit im öffentlichen und Privat-
„Leben — willkührliche Aenderungen sonst unantastbarer Regie-
„rungsformen — Intriguen im Innern und von Aussen — Un-
„treue im Handel und Wandel — falsche Eydschwüre — Fami-
„lien-Zwiste — gewaltsame Veränderungen durch falsche über-
„spannte Aufklärung — Grundsätze, die nichts taugen (wie
„naiv!) — Trennung, Druk und Mißbrauch der Religion und
„ihrer Diener"... Was sagt der heilige Hieronymus? Hiero-
nymus sagt: „Es giebt viele, welche nur den Glauben

„heucheln, ohne sich demselben zu unterwerfen. Auf„geblasen von eitlem Menschendunke sind sie, da „sie nur an dem, was ihnen gefällt, einen Geschmak „finden, und nicht an der Wahrheit." Hieronymus war ein braver und kluger Mann, und durchschaute die Heucheley der Pfaffen. Warum richtet der Verfasser gegen uns diese Worte? Nicht uns treffen sie.

Was ist zu thun in solcher Betrübniß? Der Verfasser stimmt jezt seinen Ton herab, und giebt in der Bußprediger-Weise allerley Lehren. Wie er aber auch in diesem ihm zugehörigen Gebiete waltet, mag folgende eifertolle Rede zeigen: „Man spricht „kek den Forderungen der Bekehrung Hohn, worauf denn doch „Christus so oft und so nachdrüklich hinweiset und viele bewaff„nen sich mit Scheingründen, da sie sprechen: „„Niemand wird „verdammt; denn dieß stünde im Widerspruche mit der unend„lichen Liebe des höchsten Wesens."" So also macht man den „Sohn Gottes zum Lügner. Ihn, der für alle Zeiten die ewig „denkwürdigen Worte gesprochen: „Weg von mir, ihr Ver„fluchten! Weg, in's ewige Feuer! welches dem Teu„fel und seinen Engeln bereitet ist." — —

Und Ihr nennt euch Streiter der Herren? Ist Gott nicht barmherziger als Ihr, dann wehe euch selbst!

III.

Nachzügler.

Die Frevel der gottlosen Menschen, die, einen höchsten Verseher des Rechts und der Liebe verläugnend oder verkennend, im Sinnesrausche dahintaumeln, und ihr Eintagsleben mit der unvergänglichen Seligkeit bezahlen — diese Frevel sind Lilienweis gegen die Frevel jener Gottesheuchler, die alle irrdische Gewalt vom Himmel ableiten, um ohne Schaam ihr schmeicheln zu können, die ihr schmeicheln, um an dem Bediententische der Mächtigen kostenfrei zu zechen, und die kek behaupten, Gottes

Hand selbst habe mit Sternenschrift in das himmlische Budget geschrieben, sie seine Verehrer sollten jährlich so und so viele tausend Gulden W. W. Wartegeld bekommen, bis sie einst im Paradiese ihren vollen Gehalt empfangen. Wollt Ihr wissen, was in der Wiener Concordia auf jedem Blatte gesagt wird? Es wird darin gesagt, in einer mephitischen, dunkeln, zähe dahinschleichenden, unerquiklichen Sprache, was der Jude Itzig Herschmann in Cassel, mit wenigen Worten auf's verständlichste und anmuthigste ausgesprochen hat. Dieser Jude ließ vor einigen Tagen folgende Danksagung in die Zeitungen setzen: „Der Gott meiner Väter segne den Herrn Pfarrer Wahler tau„send und aber tausend Mal, und bis ins dritte und vierte Glied! „denn seine vortreffliche Frostsalbe hat meine ganz aufgebrochene „Füße von Grund aus geheilt, so daß ich nunmehr meine Ge„schäfte wieder verrichten kann."

Deutscher Muth und eiserner Sinn. — Wenn dem Volke von Neapel, das so schwach an Zahl und angeborner Kraft der Ausdauer, wenn ihm dennoch gelänge, seinen Willen und seine Freyheit gegen die mächtigsten Fürsten Europens zu behaupten — dann dürfte es sich wohl verstatten, von Neapolitanischem Muthe und eisernem Sinne zu sprechen. Wir aber, wir! ... doch halte ein, Leser, lege die Hand auf das Blatt, und suche zu errathen, ehe ich es enträthsele, bey welcher Gelegenheit ein deutscher Mann, von deutschem Muthe und eisernem Sinne geprahlt hat. . . .

... Der Buchhändler Gerhard Fleischer in Leipzig hat es gethan. Er sagt in einer Ankündigung: „Mit allen diesen und manchen andern Schwierigkeiten hat es dennoch teutscher „Muth und eiserner Sinn aufgenommen, und — — und? „— — wir erhalten mit nächstem den ersten Theil (einer „neuen Auflage) von: Naumanns Naturgeschichte der „Vögel Teutschlands, mit 48 colorirten und 2 schwar„zen Kupfern!" — O daß man nicht zuschlagen darf, daß man ein erbärmlicher Mensch ist, der nichts zu führen versteht,

als die Feder einer Gans, und daß man diese nicht einmal mit Schwung führen darf! Wir hätten Muth und eisernen Sinn? Wo, wie, wann haben wir das gezeigt? Muth haben wir, den Uebermuth Anderer geduldig zu ertragen, und eisern mag wohl unser Sinn genannt werden, weil er folgsam dem Magnete jeder Gewalt zuspringt. Ich habe mich nie mit Vögeln beschäftigt, und kann also die Schriften, die davon handeln, nicht beurtheilen. Aber mir ist bekannt, daß Herr Fleischer den Namen eines guten Buchhändlers hat, und ich bin daher überzeugt, daß das Kupferwerk, welches er ankündigt, im Verhältnisse seines Preises vortrefflich ist. Doch wollte ich wetten, daß es von einem Nürnberger Bilderbogen nicht weiter absteht, als es von den Kunstwerken, welche die Engländer und Franzosen in diesem Fache haben, entfernt bleiben wird. Die Buchhändler-Familie Pamkoucke in Paris, Vater, Sohn und Enkel, haben mehr Werke grosser Unternehmung verlegt, als alle deutsche Buchhändler zusammengenommen; hat man aber je gelesen, daß sie in einer Ankündigung von heroïsme français, von tête de fer gesprochen? Was würden die Deutschen erst prahlen, wenn sie ein Werk, wie das französische über Aegypten zu Stande gebracht hätten! Und die Franzosen haben jenes Land nicht blos beschrieben, sondern auch erobert! Wir leben in einer gar sonderbaren Verblendung. Wir loben uns unaufhörlich auf's allerunbefangenste; wir werfen uns vor, wir wären zu bescheiden, erkennten unsere eigenen Vorzüge nicht, und überschäzten das Gute des Auslandes. Aber ist es nicht nur eine andere, ja die lächerlichste Eitelkeit, zu sagen, daß man zu bescheiden wäre? Graben wir nach Wurzeln, und überlassen Andern die Früchte, so nennen wir das Gründlichkeit; sind wir feige Unrecht abzuwehren, so nennen wir das Ausdauer; und sind wir langsamer als die Schnecken, so nennen wir das Beharrlichkeit. Die Encyklopädie von Krünitz begann im Jahre 1773. Der Herausgeber starb, als er eben mit dem Artikel Leiche beschäftigt war; zwey andere Herausgeber sind seitdem zu Leichen geworden; die 125 Bände, die bis zum Jahre 1818 erschienen waren, kosteten schon über 400 Rthlr. und jezt, soviel mir bekannt ist, steht

das Buch (48 Jahre nach Erscheinung des ersten Bandes) im Buchstaben R. Also das wäre teutscher Muth, eiserner Sinn! die neue Encyklopädie von Gruber und Ersch zeigt schon als Kind diesen deutschen eisernen Sinn. Ist sie in 40 Jahren vollendet, so will ich dann, wenn ich noch unter den Lebendigen wandle, ein halbblinder Greis, verurtheilt werden, alle Buchstaben des Werks zu zählen, und mir bey jedem Buchstaben eine Ohrfeige geben zu lassen. Und wenn sie endlich fertig ist, wozu wird sie zu brauchen seyn? Der Artikel Adel ist geliefert, aber bis die Zeit und das Buch zur Vernunft kommen, giebt es vielleicht keinen Adel mehr. Jener Büssende, der auf seiner Wallfahrt nach Rom, immer nach zwey Schritten vorwärts, einen zurükthat, ist ein Bliz gegen uns; wir machen einen Schritt vorwärts und zwey Schritte zurük. Darum werden wir nie Männer werden, sondern immer kleiner und jünger, bis wir endlich in die Wiege zurükkriechen, und uns von unsern Ammen in den Schlaf lüllen lassen. Wohl bekomm' es!

Die über München scheinende Eos, verkündigt folgenden Tag: „Der Präsident von Feuerbach arbeitet gegenwärtig an einem Werke über die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens. Wir „sind überzeugt, daß das, was dieser rühmlichst bekannte Schrift„steller und Staatsdiener über diesen Gegenstand, es sey dafür „oder dagegen, sagen wird, Werth haben und gediegener seyn „werde, als die zusammengetragenen Ideen manches berühmten „Schreiers unserer Zeit." Das ist der vierte Wind, den Hyperions Tochter dem Titanen Asträus gebiert. Wie sich aber der Titan Asträus in unsern Tagen nennt, das weiß ich wohl, doch darf ich es nicht sagen. Diese bayerische Eos mag wohl Selenen zur Schwester haben, aber Helios ist gewiß nicht ihr Bruder. Wer hätte nicht die größte Hochachtung vor Feuerbach? Doch wenn diese zu steigern wäre, so würde sein Werk über die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, wie es auch beschaffen seyn wird, nichts dazu beytragen. Spricht er für die Oeffentlichkeit, so bleibt auch ihm nichts anderes übrig als Ideen zu-

sammenzutragen; denn in diesem Gebiete der Staatswissenschaft ist alles erschöpft, und wo die Erfahrung schon in Blüthe steht, da ist es überflüssig, ja oft verderblich, den Grund, auf dem die Pflanze wächst, von neuem aufzulockern. Spricht er aber gegen die Oeffentlichkeit, so kann er nur etwas falsches, oder etwas gewöhnliches, bekanntes sagen. Falsch wird seine Lehre seyn, wenn er die Oeffentlichkeit des Rechtverfahrens, unbedingt für jede Staatsverfassung verwirft. Alle Aussprüche und Vollstreckungen einer geheimen Justiz, sind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen ist. Ob eine streitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Missethäter bestraft werde oder nicht, dieses ist dem Gemeinwesen sehr gleichgültig. Aber die Zuversicht, daß Recht geübt werde, ist Lebensbedürfniß in der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Zuversicht versagt die heimliche Justiz. Kein Fürst, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an seine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, den Menschen aber will man sehen, hören, betasten, ausrechnen. Gedenkt aber der Präsident von Feuerbach darzuthun, daß in diesem oder jenem Staate Oeffentlichkeit der Justiz unersprieslich sey, so ist dieses etwas sehr bekanntes, gewöhnliches. Es versteht sich von selbst, daß kein Hauptgebrechen eines gegebenen Staates geheilt werden könne, ohne die Eigenthümlichkeit dieses Staates zu verletzen. In strengen Monarchieen ist geheime Justiz eben so wohlthätig, als es barmherzig ist, einem zum Tode Verurtheilten, bey der Hinrichtung die Augen zu verbinden. Allein was soll hierdurch bewiesen werden? Wenn wir Oeffentlichkeit der Justiz, oder Geschwornengerichte, oder Preßfreyheit fordern, so haben wir natürlich dabey noch andere Dinge im Sinne. Gebt uns nur die Finger, die Hand nehmen wir. Wenn die dintenfingerige Eos von berühmten Schreyern spricht, so ist ihr Wahn so groß als ihre Grobheit. Wer als Schriftsteller berühmt ist, der verdient es auch zu seyn. Die wissenschaftliche Erkenntniß gleicht nicht der Weisheit der Stadts-Mystagogen; hinter deren klugen Larve der Blödsinn schwizt — sie zeigt immer nur ihr wahres Angesicht. Es kann wohl Schriftsteller geben, die als Schreier

berüchtigt sind, aber berühmte Schreyer hat es nie gegeben.

In einer Anzeige, die Zeitschrift Flora betreffend, wird gesagt: „Sie kommt wöchentlich viermal nebst einer Beylage heraus, schliesst alles Politische aus und beschäftigt „sich blos mit Gegenständen, die den Verstand und „das Gemüth ansprechen.“ Also die Politik ist ein Gegenstand, der weder den Verstand noch das Gemüth anspricht! Und was spricht sie denn an? den Magen oder welches Eingeweide sonst? Die Zeitschrift Flora erscheint in Wien — — nein, ich habe mich geirrt, sie erscheint in München.

Inhalt.

Seite.

